# Wanderungen

durch

# Nicaragua, Honduras und San Salvador.

# Wanderungen

durch die

mittel-amerikanischen Freistaaten

# Nicaragua, Honduras und San Salvador.

Mit Hinblick

auf deutsche Emigration und deutschen Handel,

von

Dr. Carl Scherzer.

Mit zwei Karten.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.

1857.

# An den Leser.

Es ist ungefähr ein Jahr her, daß die von meinem werthen Reisecollegen Dr. Moritz Wagner und von mir gemachten Studien über die Republik Costa Rica im Drucke erschienen sind. Dieselben umfaßten nur einen Theil unserer Forschungen und Eindrücke im mittel-amerikanischen Isthmuslande. Die wohlwollende Aufnahme, deren sich jene Darstellungen zu erfreuen hatten, ermuthigte mich, den Leser auch mit den Erlebnissen auf unsern weiteren Wanderungen durch die Staaten Nicaragua, Honduras und San Salvador bekannt zu machen.

Es war die Aufgabe des vorliegenden Werkes, ein geographisch-politisches Gemälde der genannten drei Staaten zu entrollen, die Beschaffenheit der Natur sowie die Verhältnisse der Bewohner in wahrheitsgetreuen Zügen zu schildern und zugleich auf die großen Vortheile hinzudeuten, welche sich noch in diesen herrlichen Ländern dem deutschen Handel und der deutschen Auswanderung darbieten. Ich wollte versuchen zu zeigen, daß es im spanischen Amerika noch Strecken von unermeßlicher Ausdehnung giebt, wo durch eine weise Leitung tüchtige, arbeitslustige Ansiedler nicht bloß eine gesunde, materiell gesicherte Existenz finden, sondern zugleich ihre Nationalität erhalten und mit der Heimat fortwährend sowol in politischen wie in commerziellen Be-

ziehungen verbleiben könnten. So erhebend und lohnend auch für den wissenschaftlichen Reisenden das Gefühl sein mag, durch seine Beobachtungen, seine Forschungen und seine naturhistorischen Sammlungen manche neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde noch wenig untersuchter Gegenden zu liefern, so bleibt es doch gewiß ein nicht minder beglückendes Bewußtsein, gleichzeitig für den armen, erwerblosen Auswanderer, welcher durch sociale Uebel gezwungen wird, die heimatliche Scholle zu verlassen, diejenigen Länder gewissenhaft zu ermitteln, wo derselbe noch durch Fleiß und Ausdauer, ohne Gefahr für seine Gesundheit, ein ehrliches und gesichertes Auskommen zu finden im Stande ist. Diesen Zweck hat der Verfasser auf seinen Wanderungen durch Mittel-Amerika unverrückt im Auge behalten und alles darauf Bezügliche mit großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu sammeln sich bemüht. Die Resultate dieser Bestrebungen findet der Leser nun zum großen Theil in den folgenden Blättern niedergelegt.

Dagegen bleiben eine ausführliche Schilderung der geologischen und geognostischen Verhältnisse Mittel-Amerikas, die Analysen verschiedener Felsarten und Mineralien, ethnographische und philologische Aufzeichnungen, die Zusammenstellung unserer meteorologischen Beobachtungen und hypsometrischen Messungen, sowie endlich eine Beschreibung der neu entdeckten Thier- und Pflanzenarten einem später erscheinenden, größeren Werke vorbehalten, welches ausschließlich nur die wissenschaftliche Ausbeute unseres fast zweijährigen Aufenthaltes in Mittel-Amerika enthalten und von der geübten Hand meines geschätzten Reisegefährten redigirt werden wird.

Nachdem die beiden ersten literarischen Produkte unserer Reise unter gemeinschaftlicher Firma erschienen sind, das vorliegende Werk hingegen nur meinen Namen allein trägt, so dünkt es mir nicht überflüssig, hier einige Worte über die Ursache dieser Aenderung beizufügen. Als nämlich das gesammelte naturhistorische Material im Verhältniß der Ausdehnung der Reise immer massenhafter anwuchs, entschloß sich endlich Dr. Wagner den beschreibenden Theil unserer Reisen hauptsächlich mir zu überlassen, um sich mit desto mehr Muße strengwissenschaftlichen Untersuchungen hingeben zu können. Eine Ausnahme hiervon geschah nur da, wo wir uns im Interesse unserer Reisezwecke zur Ergänzung unserer Forschungen und Arbeiten trennten, und so findet der Leser auch in dem vorliegenden Werke diejenigen Gegenden, welche Dr. Wagner allein besuchte, von seiner Feder beschrieben, wie dies mit den Städten an der Westküste Nicaraguas (Capitel 2—6) der Fall ist. Auch die Schilderungen des Naturcharakters von Nicaragua, sowie des Untergangs von San Salvador, welch letzterem furchtbaren Schauspiele Dr. Wagner als Augenzeuge beiwohnte, sind von seiner Hand.

Ebenso wird mein werther Reisecollege, mit dem ich auch nach der Rückkehr in die Heimat den freundschaftlichsten Verkehr unterhalte, für einen folgenden Band, welcher die Resultate unseres Aufenthaltes im indianischen Hochlande von Guatemala umfassen und das Bild unserer Reisen in Mittel-Amerika gewissermaßen vervollständigen soll, eine Anzahl von Beiträgen über die von ihm allein besuchten Punkte liefern.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch allen jenen fernen

Freunden zu danken, deren wohlwollende Theilnahme während meines Aufenthaltes in den, im folgenden Werke beschriebenen Staaten Mittel-Amerikas meinen Arbeiten so fördernd zu Hülfe kam. Es war mein redlichstes Bestreben, von allem Gesehenen und Erlebten ein möglichst wahres Bild wiederzugeben. Möge daher das so sensible Auge des Hispano-Amerikaners an manchen vielleicht allzu getreuen Schilderungen keinen Anstoß nehmen! Der Reiseschriftsteller darf nicht mit einem Porträtmaler verglichen werden, welcher aus Gefälligkeit für seine Kundschaft zuweilen manche häßliche Runzel durch einen großmüthigen Pinselstrich in einen heiteren Zug zu verwandeln sich bemüht, er ist weit eher einem Operateur ähnlich, der verwundet und Schmerz verursacht, in der wohlwollenden Absicht — zu heilen! Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, dürfte vielleicht manches scharfe Wort in diesem Werke seinen verletzendsten Stachel verlieren und dadurch um so sicherer die gewünschte Beherzigung finden.

Baden bei Wien, im August 1856.

**Carl Scherzer.**

# Inhaltsverzeichniß.

## Nicaragua.



*

---

## Honduras.

---

## San Salvador.

# Nicaragua.

# I.

## Physisch-geographisches Gemälde

von

# Nicaragua.

Grenzen. — Boden-Relief. — Die Cordilleren und das System der westlichen Vulcanreihe. — Das große Einsturzbecken und die Seen. — Der Rio San Juan und seine Bedeutung. — Nicaragua als Weltpassageland. — Physiognomie der Vegetation und der Thierwelt. — Der Naturcharakter Nicaraguas im Vergleiche mit dem von Costa Rica.

Der Freistaat Nicaragua, welcher unter der spanischen Herrschaft bis zum Jahre 1821 eine Provinz oder Intendanz der Generalcapitänschaft Guatemala, nach vollbrachter Befreiung einen von den fünf Staaten der Föderativrepublik Central-Amerika bildete und seit dem Jahre 1839, wo dieser Staatenbund sich förmlich auflöste, als selbstständige Republik neben den vier übrigen Freistaaten Central-Amerikas sich constituirte, hat gegenwärtig in Folge der politischen Lage schwankende Grenzen. An der Südseite gehörte früher zu Nicaragua die Provinz Guanacaste, welche sich aber seit 1839 an die Republik Costa Rica angeschlossen hat und von dieser in ihr Gebiet förmlich incorporirt worden ist. Auch an der Südseite des Nicaraguasees und des Rio San Juan sind die Grenzen streitig. Faktisch besitzt Costa Rica das ganze rechte Ufer dieses Flusses und das südliche Gestade des großen Sees. Da diese Gegenden größtentheils noch ganz uncultivirte und fast undurchdringliche waldige Wildnisse sind, die in Wahrheit bis jetzt noch keinen Werth für beide Staaten hatten, so fanden sie es glücklicher Weise nicht der Mühe werth, diese Grenzfrage mit den Waffen

zu regeln und man begnügte sich beiderseits mit einem Vorbehalt seiner Rechte.

In einer ähnlichen Lage befand sich der Staat Nicaragua hinsichtlich seiner östlichen Grenze, wo der Indianerhäuptling von Bluefield, welchen England unter dem Titel eines „Königs des Mosquitolandes" als selbstständigen Souverain anerkannt hat, außer dem ganzen Küstenstrich von der Mündung des Rio Escondido bis zur Mündung des Rio San Juan auch noch das ganze Territorium landeinwärts bis zum nordöstlichen Abfall der Cordilleren als unabhängiges ihm zugehöriges Besitzthum reklamirte. Auch dort besteht fast das ganze Land nur aus waldbedeckten, unbetretenen Wildnissen, in welche sicher niemals ein Spanier seinen Fuß gesetzt hat und die also für die Gegenwart völlig werthlos sind. Dieser Umstand vertagte auch dort die Lösung der Streitfrage, die sich im Westen nur um den Besitz des wichtigen Hafens von San Juan del Norte an der Mündung des genannten Flußes drehte. Spanien hatte sich übrigens niemals um die vorgeblichen Souverainitäts- und Besitzrechte der Mosquitoindianer bekümmert.

Wenn wir den Umfang des Gebietes von Nicaragua nach der gegenwärtigen politischen Sachlage nehmen, so bilden der Rio San Juan, das südliche Ufer des großen Binnensees und das waldbedeckte Querjoch, welches sich von der Mündung des Sapoaflusses nach dem Golf von Salinas durch den schmalen Isthmus zieht, dessen Südgrenze. Das stille Weltmeer bleibt die unbestrittene Westgrenze, der Abfall der Cordilleren gegen das Mosquitoterritorium die Ostgrenze des Staates. Die Fonsecabai trennt im Nordwesten die Republiken Nicaragua und San Salvador. Gegen den Staat Honduras gelten der kleine Rio Negro, der in die Fonsecabai fließt und der ziemlich bedeutende Rio Escondido, welcher im Hochlande von Segovia entspringt und in das caraibische Meer ausmündet, als scheidende Grenzflüsse. Der Kamm der Cordilleren mit einer waldigen, unbewohnten Wildniß nimmt als schwankende Grenze

den schmalen Raum zwischen den Quellgebieten dieser beiden Flüsse ein. Das wirkliche Gebiet des Staates Nicaragua dehnt sich daher zwischen dem 10° und 13° 18′ nördl. Br. und zwischen dem 84° 40′ bis 87° 30′ westl. Länge (nach dem Meridian von Greenwich) aus. Man schätzt den Inhalt dieses Territoriums auf etwa 35,000 englische Quadratmeilen. Doch ist diese Annahme etwas unsicher. *)

Es gehört diese Lage noch ganz der eigentlichen Aequatorial-zone an, die man nach dem vorherrschenden Charakter der organischen Natur als vom Aequator bis zum 15° nördl. Br. annehmen kann. Klima und Organismen werden aber in Nicaragua wie in den übrigen Staaten Central-Amerikas durch die Plastik des Bodens bedeutend modificirt. Die kleinere Hälfte des Areals kann zum eigentlichen Gebirgslande gerechnet werden, dessen Erhebung über den Ocean im Mittel zwischen 2000′ bis 7000′ schwankt und in dieser Region ein mildes, gesundes Klima besitzt. Das Tiefland mit Inbegriff der beiden großen Seen, umfaßt die größere Hälfte des Staates, in einer Region vom flachen Küstenstrand bis über 1500′, wo der Cacaobaum noch gut gedeiht und die obere Grenze der eigentlichen heißen Region zu finden ist. Alle Städte des Landes, mit Ausnahme von Segovia liegen in dieser Region. Der wesentliche Unterschied des Bodenreliefs zwischen Nicaragua und den übrigen Staaten Central-Amerikas besteht in einer überwiegenden Senkung des Bodens, während in Guatemala, Honduras, San Salvador und Costa Rica der bei weitem größere Theil zum Ge-

*) Squier, welcher das sogenannte Mosquitoterritorium als zum Staate Nicaragua gehörig, annimmt, berechnet die Bodenfläche des letzteren in seinen neuesten Notes on Central-America (p. 47) auf 49,500 englische Quadratmeilen, und dessen Bevölkerung auf 300,000 Seelen oder 6 Einwobner pr. Quadratmeile, wodurch Nicaragua als der mindest bevölkerte der 5 Freistaaten Central-Amerikas erscheint.

birgsstufenlande gehört. In letzteren Staaten liegen die meisten Städte und Ortschaften in der gemäßigten Region.

Die Cordilleren von Nicaragua streichen in der vorherrschenden Richtung von Südost nach Nordwest und senden Querjöcher in entgegengesetzten Richtungen aus. Die großen Seen bilden am südwestlichen Senkungsrande dieser mächtigen Gebirgskette zwei tiefe Einsturzbecken, die sich wahrscheinlich mit der Erhebung der trachytischen Hauptkette zugleich gebildet haben. Bis zur Landschaft Segovia zeigen die Cordilleren eine einfache Kette, spalten sich aber dann in zwei Hauptketten, von denen eine mehr der nördlichen Richtung durch den unbekanntesten Theil des Staates Honduras folgt. Das vorherrschende Gestein der höchsten Kette ist jene Varietät des Trachyts, die man Andesit benannt hat und die auch in Mehrzahl als Gerölle im Seebecken erscheint. Der schroffere Abfall des Gebirges ist auch hier gegen Südwest, die sanftere Neigung gegen Nordost, wie man bereits aus der Configuration des Landes vermuthen konnte. Ob aber die Cordilleren gegen das Mosquitogebiet dieselbe vorherrschende Form von Stufen und Terrassenlandschaften zeigen, wie in Guatemala und Costa Rica ist zur Zeit noch unbekannt.

Die beiden gebirgigen Provinzen Segovia und Chontales haben schöne Hochthäler mit mildem Klima aber jene ausgedehnten Hochebenen, welche in den übrigen mittelamerikanischen Staaten die Spanier zu Niederlassungen reizten, fehlen hier ganz. Es scheint hier durchaus kein eigentliches Tafelland zu existiren, gleich den Plateaux von Guatemala, Honduras und Costa Rica. Die mittlere Höhe der Cordilleren in Nicaragua beträgt wenig über 5000′. Dominirende Kegel, die an vulcanische Durchbrüche erinnern, mangeln und sind bloß auf den Küstenstrich am stillen Ocean beschränkt. In der Provinz Chontales scheint der Granit mit eingelagertem goldhaltigem Quarz wahrscheinlich als südliche Fortsetzung des Granitzuges, der durch Guatemala und Honduras

geht, in bedeutender Ausdehnung vorzukommen. Proben desselben wurden uns in Granada von Goldsuchern, welche eben aus Chontales gekommen waren, mitgetheilt.

Eine eigentliche Küsten-Cordillere, d. h. eine zusammenhängende, mit der Küstenrichtung des stillen Oceans parallel streichende Gebirgskette, welche als Fortsetzung der Gebirge Costa Ricas durch die ganze Isthmuslänge zwischen der Salinasbai und der Fonsecabai sich hinziehen soll, und von der Mr. Squier redet, existirt nicht. Die Feuerkräfte des Erdinnern haben zwar an der Südwestküste Nicaraguas bis auf die neueste Zeit mächtig gearbeitet, aber den Boden nicht spaltenartig zerrissen, keine ununterbrochene wirkliche Kette aufgebaut, wie an der Ostseite des Nicaraguasees. Es fanden hier nur theilweise Zerreißungen der Erdrinde statt, die offenbar der jüngsten geologischen Epoche angehören. Theilweise ist das Terrain hier flach, wenig gehoben und das Hügelland, das mitunter zwischen den wirklichen Vulcanen sich erhebt, besteht aus trachytischem Tuff, aus den gehobenen Schichten alter Schlammströme und Aschenregen. Hier war gleichwohl die mächtigste Werkstätte des neuern Vulcanismus. Wie Essen auf einer Spalte, stehen hier eine Reihe von Feuerbergen, die theils erloschen scheinen, theils noch thätig sind, bald in kleinen Zwillingsgruppen wie die Inselvulcane Omotepe und Madeira, bald ganz isolirt wie der Mombacho bei Granada, bald eine schöne zusammenhängende Reihengruppe bildend, wie die Marabios in der Ebene von Leon, deren beide äußerste Endglieder der Momotombo und der Vulcan El Viejo bezeichnen. Von der Cosiguinagruppe, welche als Landzunge in den Fonsecagolf vorspringt, sind die Marabios durch eine mit Tuff und Rapilli bedeckte Ebene durchaus getrennt.

Nicaraguas merkwürdigste Natureigenthümlichkeit, welche diesen Staat so sehr vor den übrigen Staaten Central-Amerikas und selbst vor Mexiko charakterisirt, ist das große Senkungsbecken, welches parallel mit der Gebirgsrichtung fast bis in das Centrum des Landes hineinreicht und durch zwei große Seen ausgefüllt wird, die

im Wesentlichen nur durch die vielen kleinen Flüsse und Bäche des südwestlichen Abfalles der eigentlichen Cordilleren gespeist werden. Der englische Ingenieur Baily, welcher Nicaragua hauptsächlich zu Messungszwecken und zur Untersuchung der günstigsten Durchgangspunkte bereiste, schätzt die größte Länge des Nicaraguasees auf etwa 100, die breiteste Stelle auf 40 — 45 englische Meilen. Die Höhe seines Wasserspiegels über dem stillen Ocean wurde zu 128, die des Managuasees zu 156 engl. Fuß bestimmt. Die tiefste Stelle, die bis jetzt gefunden worden, ist 40 Faden, reicht also jedenfalls unter das Niveau des Oceans. Durchschnittlich variirt die Tiefe von 8 bis 20 Faden. Nordostwinde sind den größten Theil des Jahres hindurch auf diesem See vorherrschend. Der Wellenschlag bei Stürmen ist auf demselben überaus heftig, unregelmäßig und für die Schifffahrt gefährlich, besonders in der Nähe der Inseln. Die Zahl dieser Inseln ist in den beiden Längerichtungen besonders nahe den Ufern sehr bedeutend und übersteigt einige Hunderte. Dieselben sind vulcanischen Ursprungs, jedoch wahrscheinlich von etwas ungleicher Entstehung, theils trachytische oder basaltische Erhebungskegel, theils wirkliche Vulcane mit deutlichen Kratern. Sämmtlich scheinen sie dem vulcanischen Herd der pacifischen Küstenregion entstiegen, also der jüngsten geologischen Epoche, nicht der Hebungsepoche der Central-Cordilleren anzugehören. Die größte dieser Inseln, von den Zwillingsvulcanen Omotepe und Madeira gebildet, war offenbar der Sitz einer, längere Zeit fortdauernden, eruptiven Thätigkeit. Sie ist überaus fruchtbar, mit üppigster Vegetation bedeckt, war einst stark bevölkert und ist noch jetzt von einigen hundert Indianern bewohnt. Der Gipfel des Omotepe erreicht 5100, der des Madeira 4190 engl. Fuß. Auch das Eiland Zapatero, nördlich von Omotepec, besteht aus einem früher thätigen Vulcane, dessen Krater auf einer Höhe von 1900′ liegt. Zapatero ist heute nicht mehr bewohnt, scheint aber in früheren Zeiten bei religiösen Festen und Opferungen der Eingebornen eine bedeutende

Rolle gespielt zu haben, denn noch existiren auf demselben große steinerne Idole. In mehr nördlicher Richtung folgt eine Gruppe von vielen kleinen Inseln, Los Corales genannt, welche basaltische oder doloritische Durchbrüche zu sein scheinen und wahrscheinlich während der ruhigen Periode des Mombacho-Vulcans sich gebildet haben. Im Süden bilden die Soltiname-Eilande die bedeutendste Inselgruppe.

Der Nicaraguasee ist ziemlich fischreich. Der sogenannte Süßwasserhai, ein gefährlicher Raubfisch, ist nicht selten. Noch größer ist die Zahl der Kaimane, welche weniger gefürchtet werden, und deren Länge gewöhnlich 10′ nicht übersteigt. Crustaceen sind selten und Schalthiere, eigentliche Mollusken, scheinen dem See ganz zu fehlen. Wenigstens haben unsere Nachforschungen nicht dahin geführt, auch nur eine einzige vom See ausgespülte Muschel am Ufer aufzufinden. Bei dem gänzlichen Mangel an Kalksteinformationen in den angrenzenden Gebirgen scheint das Wasser dieses Sees, welches an Stellen, wo es rein geschöpft werden kann, angenehm schmeckt, nicht einmal so viel Kalk zu enthalten, als zur Bildung der dünnsten Weichthierschale hinreicht. Dieser gewaltige Binnensee, welcher dem Lande Nicaragua die ihm eigentliche, durchaus charakteristische Naturphysiognomie gibt, erregte schon die Aufmerksamkeit der spanischen Entdecker im Jahre 1522. Genauer erforscht wurde derselbe von den Spaniern erst 1529 durch den Capitän Diego Machuca, dessen Fahrten Oviedo beschrieben hat. Der alte indianische Name dieses Sees war Cocibolca. Seine Ausdehnung und Länge wurde von den Spaniern damals ungeheuer überschätzt und mit Inbegriff des Managuasees auf 250 spanische Leguas angegeben.

Der einzige Ausfluß des großen Binnensees ist der Rio San Juan, der in das caraibische Meer fließt und dessen Länge Baily wohl ziemlich richtig auf 90 englische Meilen schätzt. Er ist der einzige Fluß Amerikas, welcher die Kette der Cordilleren wirklich durchbricht. Leider ist er nicht ohne Untiefen und Stromschnellen,

welche seine Bedeutung für den Weltverkehr wesentlich verringern. Immerhin aber könnte ein Theil desselben für den künftigen Oceankanal mitbenutzt werden. Die Natur selbst hat hier durch Senkung und Auswaschung der Cordilleren die Richtung für den künftigen Wasserweg angedeutet, der freilich der Nachhilfe der Kunst und großer Menschenkräfte bedürfte, um dem Welthandel jene unermeßlichen Vortheile zu gewähren, welche bereits bestehen würden, wenn der Querdurchbruch des trachytischen Central-Amerikas nicht eine Brücke zwischen den beiden großen Continentalinseln Amerikas gebaut hätte. Diese hat durch ihre gebirgige wilde Beschaffenheit den Menschenverkehr leider mehr erschwert, als erleichtert.

Immerhin sind die plastischen Verhältnisse des Landes Nicaragua überaus merkwürdig und zeigen, daß die Natur dieses Land zu einem neutralen Durchgangsthor, zu einem ungeheuren Freihandelsplatz für alle Völker der Erde auserkoren hat. Der Hafen von San Juan del Norte läßt zwar Manches zu wünschen übrig, ist aber doch einer der besten an der atlantischen Seite. Am stillen Ocean hingegen besitzt Nicaragua an der Salinasbai und an San Juan del Sur gute Häfen, ebenso an Realejo und besonders an der herrlichen Fonsecabai, die als Naturhafen ihres Gleichen in der Welt sucht, sichere Zufluchtsstätten für die größten Handelsflotten Schon dieser Hafenreichthum allein entscheidet die große Transit-, Handels- und Weltpassage-Frage zu Gunsten des Isthmus von Nicaragua vor dem Isthmus von Panama, der an der atlantischen wie an der pacifischen Seite nur schlechte, unsichere Ankerplätze hat. Dem großen Wasserbehälter des Senkungsbeckens von Nicaragua ist als Amerikas Central-Binnensee in der künftigen Culturgeschichte des westlichen Erdtheils eine unermeßliche Bedeutung vorbehalten.

Nicaragua gilt nicht nur als der wasserreichste und mit natürlichen Verkehrsmitteln gesegnetste Staat Central-Amerikas, sondern er wurde uns immer auch als der pflanzenüppigste geschildert, welchem an landschaftlichen Prachtscenen kein anderes Tropenland

vergleichbar sei. Dieses Lob erschien mir übertrieben, als ich den ganzen westlichen Theil Nicaraguas von der Grenze Costa Ricas im Süden bis zum Conchaguabusen im Norden durchwandert hatte und nirgends das Paradies fand, das man mir beschrieben. Hier ist gleichwohl die ganze Cultur Nicaraguas zu suchen; hier liegen seine bedeutendsten Städte. Hier wächst auch der feinste Cacao, hier entfalten die höchsten Palmen ihre feingefiederten Blätter zu Riesenkronen. Aber die wilde Vegetation zeigt keineswegs das hochherrliche Gemälde des östlichen Theils von Nicaragua und Costa Rica. Die Waldbäume erreichen hier nicht die kolossale Höhe wie am Sarapiqui, und die Stämme tragen weder das mächtige Laubgewölbe, noch die Fülle und die Mannigfaltigkeit des bunten Parasitenschmuckes, wie auf den waldreichen Andeshalden zwischen San Miguel und der Haupstadt Costa Ricas. Der Boden ist, besonders im eigentlichen Sommer vom Jänner bis April, im westlichen Nicaragua sehr ausgetrocknet. Die Gramineendecke der kleinen Waldsavannen ist versengt, und wenn es auf Bäumen und Büschen auch nie ganz an Blüthen und farbigen Früchten fehlt, so ist das doch nicht dem paradiesischen Pflanzenleben vergleichbar, welches in derselben Jahreszeit im schönen Thal des Reventazon herrscht. Dort verschwinden die Blumen niemals auf den Büschen und Bergwiesen, die Erde wird nie trocken und es fehlt dort in einer ewig milden und lieblichen Mailuft zu keiner Jahreszeit an grünem Schmelz und jugendlichem Duft der Bäume, die nach dem Ebenbild der Genesis „lustig anzusehen und gut zu essen" sind.

Die Landschaftsphysiognomie der Ebenen zwischen dem großen Nicaraguasee und dem stillen Ocean hat etwas ziemlich Zahmes und wenig Ueberraschendes. Das Unterholz besteht zum Theil aus Bromelien, Agaven und Cacteen, die ihm allein das tropische Gewand geben. Darüber aber wölben sich Bäume von unbedeutender Größe und gewöhnlichem Aussehen. Wilde Ananasgewächse mit graublauem Grün getüncht, sind stellenweise die häufigsten Pflanzen

des Waldgrundes. Unter den höheren Bäumen fällt nur zuweilen die hohe und breitästige Gestalt einer zartbefiederten Mimose, eines Ceibabaumes, einer dickstämmigen Cedrele auf, während hohe Palmen, Pandanen, Musaceen und Scitamineen in diesen Wäldern eben so selten sind, wie die riesigen Mahagonbäume oder die noch colossaleren Voladoen. Die herrlichen, schlanken, baumartigen Farren mit ihren zierlichen Kronen fehlen hier ganz.

Von jenem „heiligen Schauer" der uns am Sarapiqui befiel, als wir zum ersten Mal in das Innere des tropischen Forstes eindrangen und in gehäuften Massen all' die pflanzlichen Wundergestalten in mächtigster Entwicklung vor uns erblickten, welche wir früher nur aus Abbildungen gekannt oder in Treibhäusern klein und kränklich vegetirend gesehen, war keine Rede mehr. Dem Sonnenstrahl wird es hier leicht, das Dunkel der Wälder freundlich aufzuklären. Derselbe ist dem Reisenden sogar etwas lästig und der Schweiß rieselte aus allen Poren der deutschen Wanderer, als sie die trocknen und ziemlich lichten Waldungen zwischen Rivas und Granada und von Managua nach Leon durchzogen. Die Lianen, die Bauhinien, Bignonien und Passifloren, die vielen hundert Arten von Häng- und Kettenpflanzen, die saftigen Pothosgewächse, und jene edelsten Parasitenpflanzen, welche weder trauernd hängen, noch an die alten Stämme sich fest anschmiegen, sondern bald strahlenförmig, bald bouquetartig, bald wie Vasen nach oben sich zierlich entfalten, sind zwar hier in einzelnen Formen vertreten, aber es fehlt der Waldflora West-Nicaraguas die Fülle, die Ueppigkeit und die Dichtigkeit jener großartigen Pflanzenwelt, die wir ein Jahr zuvor an der Ostseite Costa Ricas bewundert hatten.

Noch weniger wird man hier an jene erhabenen und wechselvollen Gebirgsscenerien erinnert, welche den Reisenden in Cariblanca und Desengano in Erstaunen setzen. Den trockenen Vulcanen Nicaraguas fehlt der Quellenreichthun der Andeshöhen Costa Ricas. Es stürzen keine stäubende Wasserfälle aus den Querthälern über

dunkelgrüne Berggehänge in schwindelnde Tiefen. Ein Anblick wie der jenes gewaltigen Wasserbogens, den der Fall des Rio de los Angelos über eine der schönsten Andesschluchten wölbt, ist uns hier nie zu Theil geworden. Auch fehlt in Nicaragua die den Landschaftsbildern so günstige plastische Bodenform der Stufen und Terrassen, die man z. B. im Thal von Turrialba und bei Angostura (der projektirten deutschen Colonie) in merkwürdiger Ausbildung sieht. Dort, wo der brausende Revantazon in tiefer Trachytfelsenschlucht sich sein Bett gegraben, erhebt sich ein Amphitheater tropischer Pflanzenformen auf den Felsenstufen; ein Baum über dem Baum, ein Wald über dem Wald in ebenso reizenden als imposanten Gruppen und von einer malerischen Wirkung, welcher in den einförmigen Waldlandschaften an den großen Seen Nicaraguas und am stillen Ocean nichts gleichkommt.

Dagegen ist die cultivirte Flora Nicaraguas in manchen Gegenden reicher als in Costa Rica. Nicht nur die steife und starre Form der Cactuspflanzen, welche hier wie dort die lebendigen, undurchdringlichen Zäune vieler Haciendas bilden, erscheinen hier kolossaler und massenhafter, sondern auch die edlen Gestalten der Palmen findet man in den Pflanzungen häufiger und durch höhere Arten vertreten. Fehlt auch die herrliche Jaguarpalme, welche am Orinoco den schönsten Schmuck der Ufer bildet und die Makenkapalme, welche durch schlanke Höhe und zierliche Form des Krönchens sich selbst unter den mächtigen Bäumen des Sarapiqui hervorthut, so fand ich hingegen die Cocospalme in keiner andern Gegend Central-Amerikas höher und stolzer gekrönt, oder reicher an schweren Nußtrauben. Der gelbliche Schimmer, der über das Grün der Foliola hingehaucht ist, und noch kräftiger an dem Blattstiel sowie an den Spitzen der Blättchen hervortritt, macht diesen Baum schon aus weiter Ferne vor anderen Palmen erkennbar. Der Stamm ist holperig, rauh, wie bei den meisten Palmenarten, aber nicht mit tückischen langen Nadeln besetzt, wie der Stamm der Cuyolpalme.

Indianerknaben erklettern die Cocospalme flink und leicht. Die Blüthen zwischen mächtigen Scheiden treten an der Unterseite der Krone hervor. Die dreikantigen Riesennüsse mit grünlicher Schale hängen oft gleichzeitig mit den Blüthen in dicken Bündeln an den Stielen herab. Man begreift nicht, wie letztere im Stande sind, die ungeheuere Bürde zu tragen. Die Cocospalme fand ich im Innern Nicaraguas höher und reicher an Früchten als selbst am Golf von Nicoya, obwohl sie sonst für einen litoralen Baum gilt, von dem man sagt, daß er sandigen und salzigen Küstenboden zu seiner Entwicklung bedürfe.

Wer alle Pracht und Anmuth der Culturpflanzen Central-Amerikas in ebenso merkwürdiger Fülle als in lieblicher Gruppirung vereinigt sehen will, der besuche das Indianerdorf Nindirí, zwischen Masaya und Managua. Hier erhebt sich kein dunkler Urwald, noch erheitert das Wellenspiel eines krystallklaren Seebeckens die Landschaft. Aber rings um den Ort schlingt sich ein tropischer Weihnachtspark mit den zierlichsten Florakindern dieser Zone. Orangenbäume von unglaublicher Größe und Schönheit, an Ausdehnung des Laubes kaum unsern Linden nachstehend, sind ganz überschüttet mit Goldfrüchten, (einzelne Bäume geben Ernten von 10,000 Früchten und darüber), Citronen-, Limon- und Cedronatbäume reihen sich an. Daneben dunkelgrüne, laubreiche und schattenvolle Mangobäume mit länglichen Blättern und halmförmigen Früchten, die saftig und wohlschmeckend sind, aber in so ungeheurer Menge wachsen, daß man sich nicht die Mühe gibt, die überreifen herabgefallenen Mangos vom Boden aufzuheben, sondern sie den Schweinen und Hühnern überläßt.

Noch seltsamer für den nordischen Fremdling sind die gekrönten Papayas (Carica Papaya), die zu den zierlichsten Bäumen der Aequinoctialzone gehören. An Form des Stammes und der Krone haben sie ziemliche Aehnlichkeit mit den baumartigen Farren. Ueber dem allmählich spitz zulaufenden Stamm

am Haupt des Baumes sind die viellappigen und vielnervigen gefingerten Blätter zu einem schmucken Diadem vereinigt. Die melonenartigen, etwas länglichen Früchte hängen mit kurzen Stielen nicht an den Zweigen, sondern am Stamm selbst, unter der Gipfelkrone. Auch ihr Geschmack ist dem der Melone ähnlich, gleich dem Sapotebaum, dem Nachbar der Papayas, dessen Früchte noch feiner und geschätzter sind. Der Milchfruchtbaum mit blauen, kugelrunden, lieblich süßen und erquickenden Früchten; der Butterbaum, dessen eigenthümlicher Fruchtgeschmack nirgendwo etwas Aehnliches findet; der Cacao, der oft in Gestalt des lieblich duftenden Vanillestrauchs am liebsten unter dem Schatten der Pisangs gedeiht, und dessen aromatische Kerne zu einem Dutzend beisammen in riesiger Fruchthülle stecken; der Kaffeebaum, hier buschartig klein, aber freundlichen Ansehens mit länglich zugespitzten glänzend grünen Blättern und dunkelrothen Beeren, in welchen die berühmten Bohnen unter einer zweiten süßlich schmeckenden geléeartigen Umhüllung, je ein Pärchen, traulich beisammensitzen; sie alle sind in der Umgebung von Nindirí zu schauen.

Die Ananas, in Reihen gepflanzt, bedeckt den Boden dieser Indianergärten mit Früchten von ungeheurer Größe und dem feinsten Duft. Der raffinirteste Gourmand im Restaurant Véry oder Véfour darf beim Nachtisch den nackten Indianer von Nindiri beneiden. Dieser würde die kleine Ananas, die man im Palais Royal zum Dessert für theures Silber bietet, als eine saure Krüppelfrucht verschmähen und vielleicht sein Schwein damit füttern. Denn selbst die würzigste Ananas steht hier noch weit der Anone nach, der köstlichsten Frucht des tropischen Amerika. Baum und Frucht sind äußerlich unansehnlich und wachsen zuweilen als Heckenpflanzen. Die Anone ist von der Größe eines Apfels, mit dunkelgrüner glatter Schale, welche eigenthümliche leichte, schuppenförmige Erhöhungen hat. Nichts ist der Lieblichkeit des Geschmacks dieser Frucht vergleichbar. Der Gourmand rühmt an ihr die dem Cham-

pagner ähnliche, pikante Säure. Der Indianer von Nindiri achtet sie kaum, und zieht ihr die eiförmige, goldgelbe oder feuerrothe Frucht der Mauritiuspalme vor, welche mehliger und nahrhafter ist, und hier seltener wächst, als die Anone.

Klima und Boden haben hier den armen Indianer mit einem Fruchtreichthum beschenkt, den kein europäischer Kunstgärtner und kein kaiserliches Treibhaus nachzuahmen vermag. Das beste was davon der Nachtisch eines europäischen Monarchen bringt, steht den Tropenfrüchten nach, welche hier nackte Indianerbuben sich scherzend auf den Leib werfen, wie deutsche Jungen im selben Monat die Schneeballen.

Einzeln findet man zwar die genannten Culturpflanzen in fast allen Stadtumgebungen und Haciendas von Nicaragua; in so merkwürdiger Fülle und landschaftlicher Harmonie beisammen, nach allen Richtungen hin wechselnde und reizende Pflanzengruppen darstellend, wie bei Nindiri, haben wir sie aber nirgends sonst wo beobachtet. All' das denke man sich eingerahmt von senkrechten Cactussäulen, bald sechs- bald neunseitig und bis zu einer Höhe von 20 Fuß und darüber aufragend. Humboldt hat die Gruppirung dieser Cacteen mit Orgelpfeifen verglichen. Uns erschienen diese starren vegetabilischen Colonnaden ernster und gewaltiger. Wir würden sie mit den einzeln stehenden Säulenreihen der Ruinen Palmyras, deren Capitäler zerstört sind, vergleichen, wenn sie mehr Gruppen und zerrissene Reihen darstellten, während sie hier in engen Gliedern, ein Individuum dicht an dem andern, finster unbeweglich stehen, wie etwa die Gardegrenadiere auf dem Petersburger Paradeplatz. — Diese starren Grenzwächter des indianischen Zaubergartens überragt die Banane oder Paradiesfeige, der unentbehrliche Baum des Tropenbewohners, selbst des Indianers. Die zartgrünen Blattkolosse dieser Bäume waren indeß von den Nordwinden ganz zerfetzt, die Bäume kamen mir nicht so hoch und schön vor wie in der feuchteren Küstengegend Costa Ricas. Auch haben die gelben Fruchttrauben, an deren Spitzen nach abwärts gebeugt die dunkel-

lilafarbigen Riesenblüthen hingen, uns nicht durch ihre Größe überrascht. Bedeutend höher als die Bananen strecken hier die Cocospalmen ihre gekrönten Häupter empor, bei mäßigem Winde mit den gefiederten Blättern sanft wedelnd, bei heftigen Nordstürmen mit den schweren Nußtrauben klappernd. Diese Palme ist der häufigste Baum im Tropenparke von Nindirí.

In so engem Rahmen haben wir in Central-Amerika kein reizenderes Landschaftsbild gesehen als die nächste Umgebung dieses Indianerdorfs. Freilich fehlte ein unentbehrlicher Schmuck zu einem vollkommenen Naturgemälde: der bewegliche, wallende, grünblaue Seegrund, die geschwungenen Conturen eines hohen Gebirgs im Hintergrund und die Majestät eines feuchten Urwalds als coulissenartige Decoration, wie wir sie bei Tarcoles an der Westküste Costa Ricas vereinigt schauten.

Die Thierwelt ist im westlichen Nicaragua nicht so reich vertreten, als in Costa Rica. Die Erscheinung der kleinen Hirsche (Venaos), die wir dort in der Landschaft Miravalles und bei Guanacaste gewöhnlich paarweise, oft aber auch in ganzen Rudeln über die Savanne fliehen sahen, kommen in den weiten Waldebenen zwischen Rivas und Realejo, wenigstens in der Nähe der Wege, nur vereinzelt und ziemlich selten vor. Die Jagd hat überhaupt ihren Reiz verloren, sobald man aus den wildreichen Gegenden der Provinz Guanacaste in die wildarmen Landschaften des westlichen Nicaragua kommt. Greifschwanzaffen sind nur noch in der Nähe der Seen häufig. Den Congo hörte ich hier niemals durch die Wälder jenen schauerlichen Baß brüllen, wie an den Ufern des San Juanflusses. Die großen Fledermäuse sind in Nicaragua keine Landplage, wie in vielen Gegenden Süd-Amerikas. Jaguare, amerikanische Löwen, Tigerkatzen, Tapire, wilde Schweine und eine dem Schakal der alten Welt nahverwandte Canisart, die man Coyoten nennt, werden nur zuweilen in der Nähe der Seen geschossen. Waschbären, Armadillos, Beutelratten, Faulthiere, Agutis

geben dem Jäger öfter Veranlassung sein Gewehr zu entladen, wenn er das kleine Wildpret nicht verschmäht. In einzelnen Gegenden, wo viele Bäume mit nußförmigen Früchten wachsen, erscheinen zierliche Nager ziemlich häufig auf den Bäumen. Wunderschöne Eichhörnchen mit sehr langen und feinen Haaren, bunt gezeichnet, hübscher, possirlicher und zutraulicher, als die schönsten Eichhörnchen und Erdhäschen Nord-Amerikas erfreuen das Auge des Thierfreundes.

Die Vögel lassen sich hier wie anderwärts in den lichten Waldgegenden zahlreich und zum Theil im buntesten Farbenprunk sehen. Zwar sind die großen, schönen Waldhühner, die Pavas, die riesigen Hokkohühner (Crax Alector) mit den bunt gesprenkelten Federhelmen, und die Laufhühner seltner als in Costa Rica, und die Thiererscheinungen im Ganzen nicht so mannigfaltig und überraschend und der Thierlärmen im Urwalde nicht so auffallend wie am Sarapiqui. Dafür aber kann man hier Bewegungen, Lebensweise und Sitten der tropischen Vögel mehr in der Nähe beobachten. Besonders kommt man mit den sonst so scheuen Papageien hier in näheren Verkehr. Bei geringerer Höhe der Waldbäume sind die scharlachfarbenen, die karmoisinrothen und die blauen Arasse, die Kakadus, die großen und die kleinen grünen Papageien bei ihren Abend- und Morgenpromenaden gezwungen, sich der Erde mehr zu nähern, und stehen selbst auf den höchsten Bäumen nicht außer Schußweite, während sie am Sarapiqui dem Jäger unerreichbar sind. Die bunten Tukane und Aracaras, die prächtigen Trogonarten, die Schmuckvögel (Ampeliden), die bunten Spechte mit den Purpurhauben, der gelbschwänzige Montezumavogel (Cassicus Montezuma), dessen Stimme wie ein vom Winde gebogener Baumast knarrt, und der sein kunstvolles Beutelnetz hier mit Vorliebe an die Wedel der Cocospalme hängt — alle diese und viele andere Vogelarten sieht man in den Wäldern Nicaraguas auch in der trockenen Jahreszeit, und besonders kommen die niedlichen Turteltäubchen,

wovon die kleinsten Arten nicht größer als eine Amsel sind, selbst in der Nähe der Städte in großen Schaaren vor. Indessen ist ein großartiges Thierleben in dieser Jahreszeit, mit Ausnahme einiger Seegegenden nicht vorhanden. Dorthin nach den Ufern der großen Süßwasserbecken drängen sich von allen Seiten die wasserlechzenden Thiere. Selbst am kleinen Masayasee, der, von merkwürdigen vulcanischen Felsen umgeben, die Tiefe eines Erhebungskraters ausfüllt, sah ich Mönchsaffen und braune Klammeraffen in großen Schaaren an den Büschen der Felswände herab nach dem tiefen Wasserspiegel klettern; — eine gefahrvolle Wanderung für jedes Thier. In den nächsten Umgebungen dieses Sees war die Vegetation selbst im Monat Februar noch wunderbar frisch, und Büsche und Bäume bis zu den höchsten Wipfeln mit großen bunten Blüthen geschmückt. Die kleinen, Blumenhonig leckenden Vögel, die Trochileen und Nectarinien schwirrten in außerordentlicher Zahl um die Blüthen, und der Glanzschimmer ihres Gefieders übertraf noch weit an Farbenpracht die schönsten Orchideen. Einer der größten, schönsten und häufigsten dieser Colibriarten, der Trochilus rubineus mit grünem Metallglanz auf Flügeln und Rücken und rubinschillernder Kehle, nähert sich oft neugierig bis auf wenige Schritte dem Menschen, und betrachtet ihn aufmerksam, indem er sich schwebend einige Sekunden auf derselben Luftstelle zu erhalten weiß. Neben diesen kleinen reizenden Geschöpfen in der Luft und auf den Blumen gewahrt man in diesem See die scheußlichen Alligators in großer Zahl und mitunter auch von furchtbarer Größe. Sie scheinen meist wie ein Holzklotz ohne selbstständige Bewegung auf den Wellen zu treiben. Der Kopf und ein Theil des rauhschuppigen Rückenpanzers ragt über dem Spiegel des Wassers. Mehr als einmal bemerkte ich, daß Colibris, die an den weißen Blumenkronen der aus dem Wasser ragenden Nymphen naschten, sich ruhend auf dem Rücken der Krokodille niederließen, wie auf einen Baumast.

Die Naturfreude, die Lust oder das „sentimentale Interesse", mit welchem wir Neueren an Naturscenen und schönen Landschaftsbildern hängen, ist nach der Meinung eines großen deutschen Dichters ein Produkt unserer feinfühligeren Zeit, während die Dichter des Alterthums nichts davon wußten. Die griechischen Dichter, meint Schiller, verrathen bei Darstellung einer schönen Landschaft nicht mehr Herzensantheil als bei der Beschreibung eines Schildes oder einer Rüstung. Ohne auf die nähere Prüfung einer solchen Meinung einzugehen, möchten wir nach langer Beobachtung der Menschen den erhabensten Naturscenen gegenüber behaupten, daß auch in unserer Generation ein wirklich warmer Herzensantheil an solchen Gegenständen nur wenigen Individuen eigen ist. Wir haben z. B. auf dem berühmten Rigi-Kulm in der Schweiz bei dem forcirten Enthusiasmus der Touristen, welche der Kuhreigen dort aus dem Bett geblasen hatte, um den Sonnenaufgang pflichtschuldig zu bewundern, immer mehr Mode und Manier als wirkliche Gemüthsfreude gefunden. Noch seltsamer geberden sich die naturgenießenden Yankees an den Niagarafällen. Nicht einmal eine begeisterte Phrase, die sie doch ganz fertig in ihrem gedruckten „Guide" gefunden hätten, gleitet da über die kühlen Lippen, und des Stromes melodische Donnermusik, die jeden empfänglichen Besucher zum Schweigen und Träumen stimmt, konnte so wenig wie auf der Eisenbahn das Locomotivgeräusch sie abhalten, mit Vorliebe von „business" zu sprechen.

Auch in Central-Amerika sind uns sehr wenige Reisende vorgekommen, welchen neben dem gewöhnlichen Jammern über Hitze, Comfortmangel, schlechte Wege, Mosquitos, Ameisen, Garrapaten und Sandflöhe auch noch ein Wort der Freude über das großartige Naturgemälde, das sie umgab, aus dem Herzen geklungen wäre.

Es ist wahr, man bezahlt als Reisender in den Tropenländern die Bewunderung der fremdartigen Naturbilder etwas theuer. Wie wenige von denen, welche bei uns daheim in sentimentaler Sehnsucht

davon schwatzen, wären fähig all' die großen und kleinen Widerwärtigkeiten dieser Länder mit Resignation zu ertragen, und sich hier den offenen Sinn und die frische Empfänglichkeit an den Herrlichkeiten der Schöpfung zu bewahren! Selbst bei dem Anblick jenes Zaubergartens von Nindirí, den wir geschildert, würden vielleicht die meisten Beschauer ohne Begeisterung geblieben sein, wenn sie all' das Ungemach und die unzählbaren kleinen Quälereien miterlebt hätten, welche uns auf dieser Reise durch Nicaragua reichlichst zu Theil geworden.

Aber weder die gräulichen öffentlichen Verhältnisse noch die häßlichen Menschen dieses Landes konnten Gottlob meinem Wiener Freunde und mir die reine Lust an dem Gesehenen vergällen. In begeisterten Worten theilten wir uns bei Nindirí all' unsere freudigen Eindrücke und Gefühle mit, obwohl man sonst auf langen Reisen sich angewöhnt, mit Worten des Entzückens sparsamer zu werden. Jede neue Seite, die sich hier durch Palmengruppen und die hohen fruchtbeladenen Orangenbäume öffnete, erschien uns in der Pflanzendecoration dieses Tropengartens herrlicher als das zuvor Geschaute. Alles was uns noch kurz vorher das Reisen und den Aufenthalt in Nicaragua verhaßt gemacht hatte: die düsteren Gesichter der Eingeborenen, der dumme Dünkel und die Arroganz der neuspanischen Gesellschaft, die Frechheit, die Diebs- und Mordgelüste der Ladinos, der Staub, die dumpfe Schwüle und die Fieberluft von Granada, die Leerheit und die ekelhafte Rohheit der meisten dort angesiedelten Deutschen, die Niguas und die summenden Mücken waren für einen Augenblick ganz aus der Erinnerung verbannt und wir sahen vor uns nur die heiteren Morgengaben einer ewig herrlichen Natur, — die edlen Palmen und die Goldäpfel auf den Bäumen, die so schön und lockend aussahen, daß wir den Neid und Streit der schönsten Göttinnen um ihren Besitz auch ohne den Erisspruch natürlich gefunden hätten.

Wer an solchen Bildern der Schöpfung mit unversiegbarer

Liebe hängt, und für die vielen anziehenden und anmuthigen Erscheinungen der Tropenwelt sich den regen Geist der Forschung und ein empfängliches Gemüth bewahrt, der mag immerhin als Reisender in diese Zonen kommen und den Wanderschritt fortsetzen. Jedem Anderen mißrathen wir das Unternehmen. Denn die Menschenverachtung möchte sonst hier leicht den freudigen Genuß überwiegen, den ihm die übrigen Werke der Schöpfung bereiten.

---

## II.

# Panama und Nicaragua.

Die große westliche Völkerwanderung. — Einige gute Rathschläge für Auswanderer nach California. — Bahia de la Virgen am Nicaraguasee. — Die Californier und die Eingeborenen. — Rivas oder Nicaragua und seine Bewohner. — Ein wißbegieriger Indianerhäuptling. — Von San Jorge nach Granada. — Don Tiburcio Chaparia und das neue Testament. — Einfluß des Transits auf die Lebensverhältnisse. — Auffallender Wassermangel in einem mit diesem flüssigen Element scheinbar so gesegneten Lande.

Die belebteste Scene der westlichen Völkerwanderung zeigt heute die schmalste Stelle des centro-amerikanischen Isthmus zwischen Chagres und Panama. Die großen Dampfer des stillen Oceans und die Steamer verschiedener Größe der Linien zwischen New-York, New-Orleans und Chagres brausen nimmer müde ab und zu, sind stets überfüllt mit Passagieren, setzen diese keuchend an der Küste ab und verweilen in der Nähe der schlechten Ankerplätze nur so lange, bis sie ihre lebendige Ladung gewechselt haben. Sie tauschen Californier, die lüstern nach dem Goldlande ziehen, gegen Californier, die oft mehr ermüdet und enttäuscht als reich und glücklich von San Francisco nach dem Osten zurückkehren. Uebrigens dient der centro-amerikanische Isthmus heute als Weltpassagebrücke auch nach andern Richtungen.

Fast der ganze Zug der Auswanderer und Reisenden, deren Ziel die Westküste Süd-Amerikas ist, nimmt heute den Weg über den Isthmus von Central-Amerika. Cap Horn mit seinen kalten Schrecknissen und seinen ewigen Stürmen sieht fast nur noch eigent-

liche Seeleute. Es müßten sehr arme oder Langeweile liebende Passagiere sein, welche heute nicht den Deckplatz und die kurzen Leiden der Isthmusreise jener unausstehlich langen Fahrt um die Südspitze Amerikas vorzögen. Auch viele Reisende, deren Bestimmung Australien, China, die Philippinen oder irgend eine der Südsee-Inseln ist, gehen durch die Landenge, um in San Francisco oder in Lima einen segelfertigen Clipper über den stillen Ocean zu suchen. Die Beschwerden der Landreise durch den Isthmus, über welche früher so viel geklagt wurde, sind durch die nun vollendete Eisenbahn beseitigt, und nur die Ein- und Ausschiffung hat noch viel Unangenehmes, besonders an der Seite des stillen Meeres, wo die Dampfer in ziemlich bedeutender Entfernung von der Küste ankern müssen und die Brandung oft so heftig ist, daß sich bei stürmischer See mehre Tage die Ausschiffung verzögert.

Der Isthmus von Nicaragua hatte indeß in den Jahren 1852 und 1853, wo die Vanderbilt'sche Transitgesellschaft ihre besten Geschäfte machte, an Zahl kaum die Hälfte der Passagiere, welche die Panama Compagnie beförderte. Trotz der politischen Unruhen in Nicaragua dauerte die Frequenz jedoch fort, bis Walker mit seinen Freischaaren aus Californien landete, die demokratische Partei von Leon an die Regierung kam und der Contract der Transitgesellschaft als ungültig erklärt wurde. Sehr viele Auswanderer hatten schon früher den Weg über Nicaragua nur dann genommen, wenn sie auf den Panamaschiffen kein Unterkommen fanden. Die auf dieser Linie beschäftigten Steamer waren nicht im Verhältniß zur Größe der wandernden Menschenwoge und genügten nicht den wachsenden Bedürfnissen. Man schätzt die Zahl der Durchreisenden über den Isthmus auf etwas über 10,000 monatlich. Davon kamen schon früher etwa 7000 auf die Linie von Panama, 3000 auf die Linie von Nicaragua. Die Vanderbilt'sche Compagnie machte ungeachtet der Panama-Concurrenz bis 1855 noch immer sehr lucrative Geschäfte.

Den besten Standpunkt zur Beobachtung jenes westlichen Völkergetümmels und der sie begleitenden Erscheinungen, die ebenso großartig in ihrem Totaleindruck wie abschreckend und häßlich in ihren Details sind, bieten nächst den Häfen von Chagres und Panama die beiden San Juan-Häfen am caraibischen Meere und am stillen Ocean, besonders aber Bahia de la Virgen (Virginbay) am Nicaraguasee dar, wo die beiden entgegengesetzten Strömungen dieser Wanderzüge sich begegnen. Der frühere Fahrplan war dort so geregelt, daß wenige Stunden, nachdem die prachtvollen Dampfer des Nicaraguasees ihre Reisenden in La Virgen ausgesetzt, der unabsehbare Troß von californischen Passagieren mit ihrem Gepäck auf Pferden und Maulthieren von San Juan del Sur herangewälzt kam. Das Schauspiel dauerte oft nur wenige Stunden, höchstens einen ganzen Tag. Aber wie malerisch und anziehend war das kurze Stelldichein dieser thatkräftigen Menschen aus fünf Welttheilen, welche reiche Ernte für einen Skizzenzeichner. Welcher andere Winkel der Erde könnte so viele markirte Gesichter und eine solche Masse abenteuerlicher Figuren in so dichter Nähe beisammen sehen? Die einen noch hellglühend im besten Feuer der Leidenschaft, wenn sie übermüthigen Trotzes helle Funken sprüht wie der Hochofen einer Eisenhütte, Andere rauh und fest wie längst erkalteter eisenharter Fels, wieder Andere schon etwas verwittert und mürbe vor der Zeit durch Strapazen, Elend und Lebensstürme aller Art.

Wenn diese Menschen sämmtlich beichtlustig wären über ihre Vergangenheit, welche Lese für einen Beichtvater in La Virgen! Man könnte ihn dann um seine gesunden Ohren beneiden. Sicher kämen da oft Thaten, Sünden und Episoden heraus, wunderlicher und grasser als sie jemals in der Phantasie eines Hoffmann und Eugen Sue gespukt, — Lebensgeschichten von klapperschlangenartiger Anziehungskraft. Einen vagen Begriff davon bekommt man auf dem Verdeck oder Zwischendeck eines Oceandampfers dieser Linie,

wenn derselbe ruhig majestätisch über das glatte blaue Antillenmeer hinschwebt, halb Schwan halb Feuerdrache, geleitet von Delphinen und Haifischen und oft noch häßlichere zweibeinige Unthiere auf seinem Rücken tragend; Ruhe und Wohlbehagen, Whisky oder Langeweile macht dann die einzelnen „Californiergruppen" oft mittheilsam und schwatzlustig. Da wird Englisch, Deutsch, Spanisch, Französisch und Chinesisch geplaudert. Weiße, gelbe, brünette und olivenfarbige Passagiere tauschen miteinander ihre vergangenen Abenteuer und ihre künftigen Hoffnungen aus. Die, welche schweigsam, finster oder lächelnd zuhören, hätten vielleicht die spannendsten Lebensepisoden zum Besten zu geben; sie bleiben aber stumm aus begreiflichen Gründen. Man kann nicht blicken in Hirn und Herz, auch nicht Gedanken und Empfindungen erkennen, die sich darin bewegen, tummeln und durchkreuzen. Aber diese stechenden Augen, die durchbohrend schauen oder unheimlich zucken wie vergiftete Dolchspitzen, diese finstern buschigen Brauen, diese von Leidenschaften jeglicher Art durchwühlten Züge lassen oft ahnen, was man nicht erkennt.

Man nimmt es auf dem Isthmus übrigens nicht sehr genau und scrupulos mit Bekanntschaft, Gesellschaft und Nachbarschaft. Amtliche Fragen nach dem Herkommen oder der Vergangenheit werden nicht gestellt. Jeder, der nicht an Ort und Stelle selbst ein Verbrechen verübt, kann frei wie ein Vogel ziehen oder bleiben, wenn auch mit allen sieben Todsünden und mit den schwärzesten Thaten auf seinem Gewissen behaftet. Hier ist der freieste Weltdurchgang für alle Gerechten und Ungerechten, für alle Gauner, Schurken und Bösewichter ohne Paß und Geleitsbrief, wenn sie nur Dollars haben, um die Passage zu bezahlen. Leichtsinn und Plauderlust mehr als Gewissensangst veranlaßt hier oft Verbrecher ihre begangenen Thaten zu enthüllen, und Niemand nimmt sie dafür fest, Niemand kümmert sich ernstlich darum. Ja, die Erzählenden sollen für diese ihre Offenheit oft theilnehmende Freunde und

Cameraden finden, deren Lebensgeschichte mit ähnlichen Rostflecken behaftet ist, und die dann den Reisegefährten und Gaunercollegen ihre vollen Sympathien zuwenden.

Ein siebenthalb Fuß langer Amerikaner, dessen harte, düstere und energische Physiognomie noch ebenso viel Schlechtes für den künftigen Lebenspfad wie aus der Vergangenheit verkündigte, fuhr mit uns auf demselben Dampfer von New-Orleans nach San Juan del Norte. Redselig geworden durch das genossene Gebrannte, vertraute er einmal einem seiner Mitpassagiere, einem Schweizer, daß er früher im Staat Kentucky wohnend, sein Weib aus Eifersucht ermordet habe, und deshalb auf der Flucht nach Californien begriffen sei, wo er außerdem noch seinen Goldappetit zu stillen hoffte. Der Schweizer, der eine noch unheimlichere Physiognomie hatte, aber nicht so mittheilsam war, schloß sich ihm an, dazu noch ein Irländer, ein Deutscher und ein spanisch redender Amerikaner aus Texas. Wir begegneten ihnen wieder am Sarapiquifluß im Innern des Landes und konnten ihnen auf der Weiterreise nach San José nicht ausweichen, da sie Maulthiere von demselben Patron gemiethet hatten. Jeder dieser Ehrenmänner, welche Büchsen, Revolvers und lange Dolche trugen, führte eine düstere Vergangenheit in den Zügen. Vielleicht haben sie sich dieselbe zur Herzenserleichterung gegenseitig unterwegs erzählt. Bekannt wurde sie uns nur von dem Kentuckier, der als Mörder hier ungehindert seines Pfades zog, wie jeder andere harmlose Mensch.*)

Freilich würde man sich arg täuschen, wenn man jeden dieser „Californier" oder auch nur die Mehrzahl der Isthmus-Passagiere für entlaufene Gauner und Verbrecher hielte. Die meisten oder

*) Ich begegnete diesem unheimlichen Amerikaner einige Monate später in den Urwäldern der Cordilleren, wo er sich einer Expedition nach der Ostküste als Zimmermann angeschlossen hatte. Er war stets ernst und schweigsam und stöhnte des Nachts während des Schlafes oft fürchterlich. Noch ehe ich Costa Rica verließ, hatte ihn das Fieber in einer Sägemühle an der Westküste, wo er als Taglöhner arbeitete, hinweggerafft. C. S.

viele darunter gelten im Westen noch als „Gentlemen;" sie sind nur „smart." Das ist ein Prädikat, welches in Amerika mehr empfiehlt als schändet. Ein „smart man" ist ein feiner, gewandter, pfiffiger Kerl, welcher Andere nur überlistet, nicht groben Betrug verübt, — ein Mann welcher die Kunst kennt durch jedes erlaubte Mittel Dollars zu machen, der ein starkes und weites Gewissen hat, und nie dem Gesetze verfällt. So ein „smart man" war z. B. Herr —ch, ein Deutscher von Geburt, aber seit Jahren ein gewiegter „Californier", den wir in Nicaragua trafen, wo er kurz zuvor aus San Francisco gekommen war. In Californien war er nacheinander Goldwäscher, Schenkwirth, Apotheker, Arzt, Nachtwächter und Pferdehändler gewesen. Zuletzt als er in allen Speculationen Schiffbruch gelitten und die Dollars immer knapper wurden, schor er sich den Scheitel, zog eine Capuzinerkutte an, und reiste als hausirender Beichtvater unter den Goldwäschern neuspanischer Abkunft in den verschiedenen Seitenthälern am Rio Sacramento hin und her. Sein schwarzer Bart und seine vollkommene Kenntniß der spanischen Sprache kamen ihm dabei vortrefflich zu statten. Er hatte Zulauf beichtbedürftiger Goldwäscher von allen Seiten, besonders von Untercaliforniern und Mexikanern. Keinem versagte er die Absolution, aber auf den Beichtgroschen hielt er streng und nahm denselben nur in Goldkörnern an. Dieser Humbug war damals noch neu, und deshalb gesegnet. Wahrscheinlich hatte er bald Nachahmer gefunden, denn die Concurrenz mischt sich dort in jede Speculation.

Die Concurrenz ist überhaupt eine furchtbare Macht im Westen, die allen Schwachen und Mittelmäßigen das Dasein verleidet, und im Geschäftsleben einen empfindlichen Seitendruck übt, der oft schmerzlicher ist als ein bureaucratischer Druck von oben, dagegen aber mehr zur Thatkraft spornt. Herr —ch, der sich als „Padre confesor" Geld gemacht, wurde wieder Viehhändler. Abermals unglücklich, beschloß er Californien ganz zu verlassen, auf den Isthmus

überzusiedeln und als Schenkwirth die Passanten zu brandschatzen. Er nahm sich zu diesem Zweck ein hübsches Weibchen, speculativ und wanderlustig wie er, eine zweite „Gustel von Blasewitz.“ Wie viele Californier sich um ihr niedliches Lärvchen gerissen und wie es dem würdigen Paar weiter ergangen, ob der Mann unter dem Palmblätterdache dieses schönen Tropenhimmels den ersehnten Dollarsegen wiederfand, den ihm die californische Fortuna gegeben und genommen hatte, weiß ich nicht zu sagen. Vielleicht ist er auch heute Oberofficier in Walkers Heer, wie Bruno von Natzmer, der Commandant von Leon, der noch kurz zuvor Schenkwirth in Heredia war.

Wir könnten noch andere gesehene und gehörte Menschenskizzen und Biographien aus der Völkerwanderung des Isthmus hinzufügen, welche oft romantisch-abenteuerlich genug lauten, wenn sie auch aller Färbung entkleidet sind. Doch ist es nicht der Zweck dieses Capitels, amüsante Fragmente einer so merkwürdigen und großartigen Zeiterscheinung auszuspinnen. Das mögen Romanschreiber thun wie Sealsfield und Dickens, die in der Schilderung und Erfindung westlicher Originale so glücklich sind und Dichtung und Wahrheit mit so feinen Fingern zu verweben wissen.

Nützlicher sind vielleicht einige gute Räthschläge für Auswanderer nach Californien, oder für Reisende nach andern Ländern und Stationen am stillen Ocean. In den beiden San Juan-Häfen ebenso wie in la Virgen, wie in Chagres und Panama, möge man auf seiner Hut sein, besonders Gasthäuser und Schenken meiden. Es sind Gaunerhöhlen, welche Beutelschneider aller Art beherbergen und im gelindesten Fall ihre Gäste mit schlechten, verfälschten Getränken vergiften. Selbst die besten dieser „hôtels“ und „boardinghouses“ sind nur gewöhnliche Prellanstalten, auf Betrug gegründet. Dasselbe Mißtrauen hege man gegen alle Kaufleute, Krämer, Handwerker, Tagelöhner ꝛc., die sich dort angesiedelt haben, — es ist der schmutzigste Abschaum und der faulste Boden-

satz Nord-Amerikas und Europas. Am frechsten und gefährlichsten sind sie in der Regel dann, wenn sie ein Consularwappen auszuhängen haben, das ihnen zum bequemen Deckschild für jede Beutelschneiderei dient. Diese Herren werfen alle möglichen Köder in die Woge des Durchzugs, und es gibt leider dumme Fischlein genug, die an die Angelhaken beißen. Der Betrogene findet keine Zeit zu klagen oder sich zu rächen. Man ärgert sich, man schimpft ein wenig, und braust dann mit der Locomotive oder dem Dampfer weiter. Manche Ausnahmen lassen wir gern gelten. Schicksal oder Zufall verschlagen mitunter auch einen ehrlichen Menschen auf den Isthmus. Im Ganzen aber sind Argwohn und Vorsicht kaum irgendwo in der Welt besser am Platze als dort. Viele Tausende von Auswanderern und Reisenden haben seit den letzten zehn Jahren die mittel-amerikanische Landenge passirt, und Millionen von Seufzern sind dort sicher schon gehört worden — Seufzer die nicht immer bloß den lokalen Verhältnissen und den Reisebeschwerden, sondern auch wohl der Ferne galten und machem Guten, das man daselbst einst besessen. Sogar californisches Gold in der Tasche assecurirt nicht immer gegen den leisen Schmerz des Heimwehs. Dieser westliche Menschenstrudel hat auch gar nichts Gemüthliches. Nur ganz flügge Adler oder geborne Wander- und Sturmvögel sind dort in ihrem Element, — nur Männer, welche wasserdichte Augen, biegsame Glieder und stählerne Herzen haben. Martin Chuzzlewit und sein berühmter Verfasser haben auch auf der jungen Erde der Freiheit nicht umsonst nach der alten bequemen Scholle ihrer Heimath geseufzt.

La Virgen (eigentlich Bahia de la Virgen), am südwestlichen Ufer des großen Nicaraguasees, wo die beiden Transitzüge des Isthmus in entgegengesetzter Richtung sich begegnen, und wo zwei wandernde Truppen, aus allen Menschenracen der Erde gemischt, bei ihrem Zusammentreffen die barockste aller Reisecomödien spielen, ist bis heute trotz seiner wichtigen Lage ein kleiner elender Ort ge-

blieben. Erst mit dem Privilegium der Vanderbilt'schen Gesellschaft im Jahre 1851 in Nicaragua entstanden, zählt La Virgen oder Virgin-Bay kaum über ein halb hundert Baraken und Hütten mit Hohlziegeln und Palmblättern gedeckt, darunter einige Dutzend Schenken und Waarenschuppen, die eine regelmäßige Gasse vom See herauf in südwestlicher Richtung bilden. Die erbärmlichen Kneipen, die ihren Gästen nichts zu bieten haben, als die gewöhnlichen überpfefferten Gerichte der amerikanischen Küche, schlechte Spirituosen, Hängematten und Billards, führen gleichwohl stolze Namen, wie Washington-Hotel, Jackson-House, Lafayette-Hotel. Die Helden der amerikanischen Geschichte müssen hier, wie im Norden, als Köder für jeden Humbug dienen. Transit-House war 1854 die erträglichste dieser Prellanstalten. Man bezahlte einen Dollar für jede Mahlzeit, und wieder einen Dollar für jede schlaflose Nacht in der Hängematte, wo die berühmten Mosquitos in der nassen, die Niguas und andere minder bekannte kleine Spukgeister in der trockenen Jahreszeit nicht fehlen durften.

Sonst hatte La Virgen eine wunderschöne Lage mit einem Seepanorama, wie es der Golf von Neapel, wenn man seine Naturreize allein betrachtet, nicht herrlicher zu bieten vermag. Das vulcanische Riesenzwillingspaar Omotepec und Madeira, welches mitten aus dem ungeheuren Seebecken in den blauen Tropenhimmel hineinragt, sucht als malerisches Eiland seines Gleichen in der Welt. So stolzen Baues und so symmetrisch geformt sind weder der Vesuv und Somma, noch der Epomeo, noch irgend ein erloschener Vulcan Italiens. Als Insel aber, von den blaugrünen Wogen des gewaltigen Sees umspült, und im stolzen Prachtschmuck tropischen Pflanzengrünes, ist der Omotepec pitoresker selbst als die berühmten Eilande Capri und Ischia. Schon zur Zeit der spanischen Entdeckung war die Insel von Indianern bewohnt. Wahrscheinlich hatte die Bevölkerung ihren besonderen Caziken wie die Landschaften an den äußeren Seeufern. Große blühende Reiche wie in Guatemala und

Mexico, volkreiche schöne Städte, wie Utatlán und die Hauptstadt der Azteken, haben in Nicaragua nie existirt. Ein brauner Tiberius konnte also auf jenem zauberischen Eilande seine kaiserlichen Renten nicht in Ueppigkeit verprassen, während der Senat draußen zitterte und das Reich aus Gewohnheit zusammenhielt. Diriangan und Nicaragua, die braunen Fürsten, welche Gil Gonzalez Davila, der Entdecker Nicaraguas, in diesen Gegenden fand, genossen die Süßigkeit der Gewalt nicht in dem Maße, wie römische Imperatoren. Sie waren vielmehr abhängig vom Rath der Priester und der Krieger, wie die gewählten Oberhäupter von Republiken, denen die Führung im Rath und Felde anvertraut war.

Dem Seeufer entlang, im Norden von La Virgen, stehen einzelne Hütten, die von den Wirthschaftsbaraken getrennt, einheimisches Gesindel von Indianern und Halbindianern, die sogenannten Ladinos, beherbergen. Wie Ratten, Wanzen und Stubenfliegen allen wandernden Colonien der weißen Race folgen, so begleitet auch die Yankees auf dem Isthmus überall ein Anhängsel zweibeiniger Parasiten, die von dem Abfall amerikanischer Taschen zehren. Schiffer, Lastträger, Maulthiertreiber, Diebe und öffentliche Dirnen treiben sich hier einzeln oder mit ihren Familien herum. Bei so gleichmäßiger tropischer Wärme, wo Comfort und Luxus im Leben der Eingeborenen ungekannte und deßhalb auch unbeneidete Güter sind, kostet es so wenig Mühe, sich aus dem Stegreif zu etabliren. Ein Rancho auf sechs Pfählen mit einem Palmdach darüber, ist in wenigen Stunden gebaut. So sind auch hier die meisten Wohnungen der Eingeborenen. Die erbärmlichsten Schenkenbaraken der Amerikaner machen neben ihnen die Figur von Palästen. Eine gestrickte Hängematte, das schwebende Bett der Tropen, aus Aloefäden, kostet hier nur sechs Realen. Eine Ochsenhaut ist oft sogar noch billiger, und gewährt, auf dem Boden ausgespannt, dem ruhenden Proletarier Nicaraguas das gewöhnliche Nachtlager. Wer Hunger hat, findet immer einige Bananen, Mangos oder Kokosnüsse im Nachbargarten

zu stehlen, oder erbettelt sich eine Maistortilla in der nächsten Hütte. Der Wald ist nur wenige Schritte von La Virgen entfernt, kein saftstrotzender majestätischer Urwald, wie in Guatemala und Costa Rica, aber immer noch üppig und dicht genug, um flüchtige Gauner zu verbergen oder verliebte Californier, die mit den braunen Circen vom Nicaraguasee Bekanntschaft machen, mit barmherzigem Schatten, weichem Buschlager und grünen Gardinen auszuhelfen.

Mit der Polizei in der nächsten Umgebung des Ortes war es im Frühling 1854 schlecht bestellt. In Costa Rica, dem Nachbarstaate, ist die Sicherheit und die Ehrlichkeit der Bevölkerung so groß, daß man behauptet: ein Kind könne dort, ungefährdet und unbelästigt von den Menschen mit einer goldenen Krone auf dem Haupte von einem Ocean zum andern wandern. Doch hier, welch' ein Contrast! Schon in La Virgen, so nahe der Grenze, ist jeder auf seiner Hut, und entfernt sich auf Seitenwegen nie ohne gute Waffe. Weiter nordwestlich in der Richtung von Pueblo nuevo und Leon wächst die Gefahr vor Banditen und Straßenräubern. Als ich am zweiten Tage unseres Aufenthaltes in La Virgen mit Jagdgewehr und Pistolen einen Ausflug in den Wald machte, begegnete ich auf den einsamsten Fußpfaden öfters halbnackten unheimlichen Gestalten, welche den Stahl der Machete entblößt trugen, und nicht scheu bei Seite traten, wie es sonst die wilden Indianer zu thun pflegen, sondern mit Blicken frechster Neugierde mich englisch grüßten: good morning Sir! How do you do?; — in ziemlich gutem Papageiaccent gesprochen. Man hatte mir gerathen, die Kerle keines Wortes zu würdigen, aber das Gewehr immer schußfertig zu halten, und ich that es so. Zum Glück sind die Nicaraguenser noch feiger als diebisch. Revolver und Bowymesser, kecker Muth und starke Sehnen der Californier sind hier zu Land in gewaltigem Respect. Ein tüchtiger Bullenbeißer aus Ohio und Kentucky trotzt leicht einem ganzen Rudel zweibeiniger „Cuyoten" vom spanischen Amerika, die, wie ihre Verwandten, die Schakale, in der Regel nur schlafende oder

modernde Opfer anzufallen wagen. So lange der fremde Passagier jene stählernen Zähne mit sich führt, und seine Besinnung bewahrt, ist er auf dem Isthmus trotz der ausgemachten Gauner und dem tückischen Charakter des Volkes vor mörderischen Anfällen ziemlich sicher. Nur „wohl besoffene" Californier, in welchen der Whisky jeden Vernunftfunken momentan ausgelöscht hat, sollen hier zuweilen spurlos verschwunden sein. Wahrscheinlich waren sie von irgend einer Dirne ins Netz gelockt, nach der Umarmung von der braunen Judith „abgemuckt", und der Leichnam nach der Leerung der Taschen in den See geworfen worden, wo ihn die Kaimane gleich willkommen hießen. Walker's furchtbare Energie hat auch wohl solchen einzelnen abenteuerlichen Mißgeschicken bereits ein Ende gemacht. Wenigstens sagen die amerikanischen Correspondenzberichte aus Nicaragua: es herrsche dort, Dank den heilsamen Todtschießungen, welche der General vorgenommen, Sicherheit und Respect vor Leben und Eigenthum.

Es wurde am Anfang dieses Capitels bereits erwähnt, daß etwa 3000 Passagiere monatlich durch die Landenge von Nicaragua ziehen, eine bedeutende Frequenz, wenn man bedenkt, daß der Transitzug erst seit dem Juli 1851 hier begonnen hat. Wirft man jetzt einen Blick auf die drei großen Seedampfer und auf die schöne Fahrstraße, eine holzgedeckte Plankroad, welche La Virgen mit dem Hafen San Juan del Sur am stillen Ocean verbindet, so kann auch hier nicht einiger Respect vor dem schöpferischen Genie der Amerikaner fehlen, obwohl ihre Küche unverdaulich, ihr Brandy und Whisky gefälscht und ihr mit Prellerei gepaarter Humbug ebenso unverschämt sind, wie in irgend einer der Städte am Hudson oder Ohio. Sogar mit diesen Kneipenbaraken wird man versöhnt, wenn man die Mittel findet, ihnen bald zu entfliehen. Auch folgen sich hier die „improvements" ziemlich rasch. Während unseres kurzen Besuches hatte die Transitgesellschaft etwa 200 Zugpferde angekauft, um den größten Theil der Passagiere künftig auf

Wagen weiter zu spediren. Die Concurrenz drängt in der neuen Welt rastlos zur Verbesserung, zum Fortschritte. Behäbige Ruhe und Stillstand des Denkens und Thuns, als fixangestellter Bureaukrat oder glücklicher Quiescent zu genießen, wie in der alten Welt, ist im Westen bei republikanischen Institutionen und dem ruhelosen Jagen und Drängen der Völker anglo-amerikanischen Stammes nicht möglich. Auch diese Hispano-Amerikaner, Indianer und Mischlinge des Südens werden jetzt aufgescheucht, und müssen zuletzt im Wettlaufe mit der kräftigern Race unterliegen.

Durch bedeutende Beschleunigung des Transports war schon im Sommer 1854 die ganze Passage durch den Isthmus von Nicaragua mit Inbegriff des Aufenthalts an verschiedenen Punkten auf fünfundzwanzig Stunden reducirt. Man hoffte denselben durch verschiedene Verbesserungen sogar auf sechszehn Stunden abzukürzen. Doch kam es freilich auch ausnahmsweise vor, daß die Fahrt doppelt und dreimal so lange dauerte, wenn bei zu niedrigem Wasserstande des San Juan-Flusses die kleinen Dampfer stecken blieben, oder bei zu hohem Wasserstande langsam gegen die Strömung kämpften. Wenn aber die Elemente oder amerikanische Fahrlässigkeit nicht irgend einen Unfall herbeiführten, so rauschten diese Dampfer ziemlich schnell durch die verschiedenen Windungen des San Juan-Flusses hinauf, und doppelt so schnell mit rückkehrenden Californiern wieder hinab.

Es ist ein schwer zu beschreibendes Schauspiel, dieses kurze Begegnen thatenlustiger, kühner Menschen, die in entgegengesetzten Richtungen an einander vorüberstürmen, mit dem gleichen Ziel im Auge, mit demselben Drang im Leibe: dem Dollardrang. Die Einen kommen zunächst von Osten aus den großen Hafenstädten der Union: schiffbrüchige und abenteuerliche Existenzen aller Art, die Quintessenz aller „smart men“, die auf leichtern Erwerb und besseres Glück in Californien speculiren. Illusionen freilich begleiten Alle. Ohne Illusionen wäre der ungeheure Wandertrieb nicht erklärbar, welcher als bleibende Epidemie die ganze nordamerikanische

Union ergriffen zu haben scheint. Doch ist sie ja eine der verhängnißvollsten Gaben des orientalischen Prometheus, welcher gleichfalls auf die Männer des Westens sich vererbte. Was wäre gleichfalls aus der Geschichte des Menschengeschlechts und aus dem Fortschritte geworden, ohne die „blinde Hoffnung", die der Titane in die Brust seiner Kinder pflanzte?

Nach kurzem Verweilen in San Juan del Norte, geht es weiter an den Mündungen der kleineren Tributärflüsse vorüber. Die wunderbaren Naturerscheinungen der Aequatorialzone, die fremdartige Vegetation, die mächtigen Kronen der Palmen und der tropischen baumartigen Farren, die saftige Pracht der Pisangs, das lustige Geschwätz der Papageien, der Demantschimmer der Trochiliten, die mit der Schnelligkeit des Pfeiles von einem Ufer zum andern sich schwingen; die zahlreichen Rollschwanzaffen, welche auf den Baumgipfeln, harmlos spielend oder neugierig schreiend, die Schiffe angaffen, auch wohl erschrocken von Baum zu Baum ins Innere fliehen; endlich die scheußlich grauen Kaimane, die das Geräusch der Dampfer aus dem Mittagsschläfchen auf den Sandbänken weckt; — all diese fremdartigen Gegenstände reizen nur kurz die Aufmerksamkeit der Passagiere, deren Sinn mehr in die eigene Existenz, in ihre dämmernde Zukunft, vielleicht in glückliche Träume, vielleicht auch in düstere Ahnungen versunken ist.

In Castillo, wo einige Schenkenbaraken am Flusse stehen, wird gelandet, und ein Frühstück verzehrt. Eine kurze Strecke weiter oben sind die „raudales del castillo", wo fatale Casematten die Fahrt unterbrechen und die Reisenden eine kleine Landpassage machen müssen, um die Stromschnellen zu umgehen; weiter oben wird ein anderer Steamer bestiegen. Bei dem Fort San Carlos werden die Schiffe abermals gewechselt. Hier entsteht der Rio San Juan aus dem Abfluß des großen Binnensees, und große Dampfer lösen die kleineren schmalen Fluß-Steamer ab. Nun brausen die Reisenden mit aller Schnelligkeit, deren der gewaltige Räderschwung

mächtig ist, an den Inselchen Pajaro, Sapote, Chinecaste, dann an der größeren Eilandgruppe Soltiname vorüber. Alle diese Inseln scheinen durch trachytische Erhebungen und kleine Eruptionskegel gebildet zu sein, haben aber das lange dauernde Spiel einer mächtigen kraterischen Thätigkeit nicht Jahrhunderte lang bewahrt, wie die beiden großen Vulcane der Omotepec-Insel, an deren nordwestlichem Ende die Dampfer vorüberkeuchen. Die Landschaftsscenerie ist so herrlich, daß sie selbst diesen Menschen, die sonst wenig offenen Natursinn mitbringen, mitunter einen lauten Ausruf der Bewunderung entreißt. Doch diese Empfindung geht schnell vorüber. Der Blick starrt wieder dem festen Lande, den westlichen Ufern zu, wo ein anderes Bild die Wanderer erwartet. Da stehen oft schon ihre Schicksalsgenossen, welche frisch vom Sacramentothale, und in letzter Instanz vom Sturm- und Wellengeschaukel des großen Oceans kommen, ungeduldig harrend. Sie zeigen gewöhnlich eine weit buntere Musterkarte von Racen und Völkern, als die östlichen Passagiere: Amerikaner, Deutsche, Irländer, spanische Creolen, Mulatten, Sambos, Franzosen, Chinesen u. s. w. Man tauscht forschende Blicke, und, wenn man Zeit hat, mitunter auch Grüße, Händedrücke und Fragen aus. „Was gibt's Neues in New-York, New-Orleans und Havana? Wie geht das business? Keine neue Annexation?“ Das sind allgemeine Fragen der Passagiere vom stillen Ocean, wenn sie sonst nicht Bekannte treffen und nach localen Specialitäten, nach Vettern und Freunden fragen. — „Wie steht's in San Francisco? — tönt es von der andern Seite. What business? Wächst das Gold noch aus den Pflastersteinen?“

Oft hat man wegen irgend einer Störung Zeit genug, die gegenseitige Bekanntschaft etwas zu verlängern und umständlichere Fragen, gute Neuigkeiten oder kleine Seufzer auszutauschen. Jeder sieht sich diese Welt des Westens durch die Brille seines eigenen Seelenzustandes an. Der Inhalt des Portefeuilles und der Hosentasche entscheidet gewöhnlich, ob man Land und Leute am Sacramento

preist oder lästert. Wer dort sein Glück begründet hat, ist immer im Urtheil milder; die gemachten Erfahrungen haben für ihn viel von ihrem Schrecken und ihrer Herbheit verloren. Umgekehrt läßt jeder, der am Sacramento mit seinen Plänen und Hoffnungen Fiasco machte, seinen ganzen Ingrimm an Menschen und Gegenständen aus. Die sanfte Mulde des californischen Goldflusses ist dem, der dort kein Gold gewonnen, das „Thal der Verdammniß", und die aufblühende Riesenstadt San Francisco scheint nach seiner Ansicht von einem Ende zum andern aus Humbug und Betrug zusammengesetzt und keines bessern Schicksals werth zu sein, als Sodom und Gomorra. Ein Glück, daß keinem dieser bankerotten Industrieritter die Blitze des Olymps zu Gebote stehen. Er würde damit nicht sparen, auch Pech und Schwefel freigebig vom Himmel träufeln lassen, und das nur, weil er selbst Pech hatte, und dort zu viel Concurrenz im Geschäft oder im Humbug fand.

Ein ganz anderes Bild, als diese Californier, gewähren die einheimischen Menschengruppen in La Virgen und in den beiden San Juan-Häfen. Sie umgeben die Passagiere mit dem Appetit und der Zudringlichkeit der Aasgeier. Gebräunte Indianer und Ladinos, halb oder auch ganz nackt, ein rechter Scandal für prüde amerikanische Passagierinnen, welche von Boston und Philadelphia zwar Andacht und Dollarliebe, aber kein ästhetisches Auge mitbringen für entblößte Männerkraft und Schönheit, für gebräunte Athletengestalten mit sehnigen Armen, gewölbter Brust, wohlgeformtem Nacken und tadelfreien Beinen, die im römischen Circus selbst dem weiblichen Applaus nicht entgangen wären, obwohl ihre Züge meist häßlich sind. Daneben erscheinen freilich auch wieder Mißgeburten und Scheusale, Mischlinge aller Racen, Mulatten, Neger, Mestizen, Zambos, die am Lande den Californiern mit Bananen, mit Mangos und Cocosnüssen auflauern, oder als Lastträger und Kahnführer ihre Dienste anbieten. Halbnackte, gebräunte Mädchen, das füllreiche, kohlschwarze nur etwas zu borstige Haar

in nachlässige Zöpfe gezwängt oder auch bacchantisch frei nach hinten hängend, wie bei der tanzenden Pepita und — wenn nicht so reizend doch ebenso berechnet — den falschen Goldschmuck um Hals und Nacken geschlungen, mit hoch gewölbten, etwas zu üppigen Busen, noch weniger verhüllt als im Ballcostüm unsere Damen, Mädchen, welche nie Schönheitswasser, nie Seife und Parfümerien anwenden und doch für den Geschmack californischer Goldwäscher noch ausgiebige Reize haben. Es sind meist Halbindianerinnen mit frecher Stirn und noch frecherem Benehmen, den lüsternen Blick mehr auf die Taschen als auf die Herzen der Californier gerichtet. — Doch das sind nur kleine Episoden und Nebenscenen des großen Schauspiels. Die Signalglocke ruft und das Schiff braust vom Lande, während Wagen und Maulthiere die Passagiere vom Osten zum stillen Ocean bringen. Wie häßlich und possierlich oft in den einzelnen Zügen auch das Bild ist, so wirkt doch die Erscheinung dieses westlichen Völkergetümmels im Großen betrachtet ergreifend auf jeden, der offenen Blick hat für seine Bedeutung in der Zeitgeschichte und für seine gewaltige Zukunft.

Die Stadt Rivas oder Nicaragua, wo der nordamerikanische Condottiere Walker während des Frühjahrs 1856 sein Hauptquartier aufgeschlagen und die neue demokratische Regierung der Republik ihren Sitz genommen hat, liegt nur vier Leguas nördlich von Virgin-Bay. Die neuesten Ereignisse in Central-Amerika machen diesen Ort besonders interessant. Er war der Schauplatz des blutigen Kampfes, welchen Walker dort mit seinen nordamerikanischen Banden zum erstenmal in eigner Person gegen die Truppen Costa Ricas bestand. Rivas ist ein Conglomerat von sechs oder sieben verschiedenen Ortschaften, die mit einander zusammenhängen und in deren Mitte der eigentliche Hauptort Nicaragua liegt. Obrajo, Potosi und Buen-Ayre heißen die ansehnlichsten dieser indianischen Dörfer, die mit ihren wunderschönen Gärten von hohen Cocospalmen, dunkelgrünen Mangos, glänzend gelben Bananen, Citronen, Orangen und Cacao-

bäumen die eigentliche Stadt mit einem reizenden Kranze der schönsten cultivirten Tropenvegetation umgeben. Die Häuser sind niedrig, ohne oberes Stockwerk, in die Breite gebaut. Die Bevölkerung wird auf etwa 12,000 Seelen angegeben. Nächst der herrlichen Umgebung des Indianerdorfes Nindirí, zwei Tagreisen weiter nördlich, ist diese Landschaft eine der lieblichsten und am besten bebauten des ganzen Staates Nicaragua.

Rivas soll an derselben Stelle stehen, wo Gil Gonzalez Davila, der spanische Entdecker des Landes, die Residenz des mächtigen indianischen Kaziken Nicaragua fand. Land und Stadt wurden von den Spaniern nach dem Namen dieses Häuptlings getauft. Wer die Entdeckungsgeschichte Central-Amerika's nicht aus den Quellen kennt, wird einen nicht geringen Genuß finden, wenn er in Herrera's „Historia de las Indias occidentales“ jene Episode liest, welche den abenteuerlichen Zug des Gil Gonzalez und seiner goldlüsternen Gefährten durch den schmalen Landstrich zwischen dem stillen Ocean und dem „Süßwassermeer des Binnenlandes“ (wie Herrera den See von Nicaragua nennt) beschreibt. Wie einfach gemüthlich zeichnet der alte spanische Geschichtschreiber! Seine Darstellung ist so naiv liebenswürdig und liest sich so angenehm, daß man auch da kein Aergerniß nimmt, wo sich die Fabel offenbar mit der Geschichte mengt. Merkt man doch dem alten spanischen „Chroniker“ wenigstens nicht an, daß er dabei mit Absicht und Bewußtsein lügt und fälscht.

Die Hauptbevölkerung von Rivas ist auch jetzt noch rein indianisch. Diese unvermischten Eingebornen werden auf etwa 7000 Seelen geschätzt. Die Mischlinge der braunen mit der weißen und der schwarzen außer-amerikanischen Race (Ladinos und Sambos) mögen etwa 5000 Seelen betragen, ungerechnet die Bevölkerung der zerstreuten Dörfer. Als die Spanier zum erstenmal ihren Fuß in diese herrliche Gegend der heißen Zone setzten, den Kaziken Nicaragua um sein schönes Gold prellten und ihm zum Ersatz dafür die

christliche Taufe aufzwangen, scheint das Land bevölkerter und blühender gewesen zu sein als gegenwärtig. Der genannte Häuptling und sein Nachbar im Norden, der Kazike Diriangan, waren „mächtige und große Herren", welche viele Unterthanen hatten, zahlreiche Kriegerhaufen in den Kampf führten, dem Tanze und der Opferung huldigten und sich das gebratene Menschenfleisch wohl schmecken ließen (wenn Gonzalez nicht Lügen berichtet hat, wie es den ersten spanischen Abenteurern dort nicht selten ergangen ist). Indeß, obwohl die damaligen Eingebornen Heiden und Anthropophagen waren, scheinen sie doch etwas mehr Hirn im seltsam geformten Schädel gehabt zu haben, als die stupiden, traurigen, lederbraunen Menschen, welche als die Nachkommen jener Götzendiener heute dieselben Gegenden bewohnen, in der Cultur unzweifelhaft Rückschritte machten, dagegen aber wenigstens theilweise sich gewöhnt haben, ihren Rosenkranz ebenso andächtig zu beten wie irgend ein weißer Creole.

Die vielen klugen Fragen des Kaziken Nicaragua setzten die spanischen Entdecker in nicht geringe Verlegenheit. Denn nicht nur die Ursachen von Tag und Nacht, von der Existenz der Sonne, des Mondes und der Erde und von der Entstehung der ersten Menschen wollte der Häuptling kennen, sondern es gelüstete ihn auch, recht genau, umständlich und überzeugend sich schildern zu lassen: daß die Seelen wirklich ohne Leib bestehen könnten, wie die fremden Weißen ihm versicherten, und mit was die Seelen sich zumeist beschäftigten, wenn sie einmal aus dem Leibe gefahren? .... Auch fragte er, ob der heilige Vater von Rom, der Statthalter Christi, so wie der Kaiser und der König von Castilien, von dessen Macht ihm die Spanier so viel erzählten, auch einmal sterben müßten wie andere Menschenkinder? — „Die Spanier," sagt Herrera, „waren nicht wenig erstaunt, solche Fragen von einem halbnackten Wilden zu hören, der doch kein Gelehrter war."*) Es ist recht Schade, daß uns Herrera und Pedro der Martyrer nicht auch die Ant-

*) „Preguntò asimismo: ¿si moria el Santo Padre de Roma, Vicario

worten des Gil Gonzalez auf so viele spitzfindige Fragen mitgetheilt haben. Doch versichert Ersterer: die Indianer seien damit zufrieden gewesen.

Ein so seltsam wißbegieriger, fraglustiger und kluger Mann, wie der Kazike Nicaragua, war schon damals unter den Rothhäuten von Mittel-Amerika keine gewöhnliche Erscheinung mehr. Heute würde man eine solche unter den geistig und sittlich tief verkommenen und versumpften unvermischten Indianern des Landes noch seltener finden. Sie begehren nichts zu wissen, was über ihren nächsten Gesichtskreis hinausliegt und weit entfernt, den Fremden mit Fragen zu belästigen, sind sie froh, wenn man sie selbst damit verschont. Jetzt trägt die Mehrzahl dieser braunen Bewohner baumwollene Jacken und kurze Hosen, zum Theil auch Hemden, wenigstens an den Feiertagen, statt des bunten Putzes der Vogelfedern, welchen noch Gil Gonzalez hier gefunden. Die Agricultur betreiben sie kaum besser als ihre Ahnen vom sechszehnten Jahrhundert, die auch schon Mais, Bananen, Taback und fast alle dieselben Fruchtbäume wie heute pflanzten mit Ausnahme des Kaffeebaumes, den ihnen die alte Welt gebracht hat, dessen Bohnen aber in Nicaragua nicht so geschätzt sind wie die des Cacao, des alten Lieblingsgetränkes der Eingebornen. Nur das Gold wissen sie heute besser zu schätzen als damals, wo der Kazike Nicaragua den fremden Weißen von diesem kostbaren Metall so gutmüthig gab, was er besaß und als großmüthiges Gegengeschenk von den Spaniern nichts erhielt als ein leinenes Hemd, ein Stück Seide und Weihwasser.

Es ist heute eine noch ungelöste Frage, wo die damaligen Kaziken des Landes ihre Goldschätze gefunden. Krieger und Weiber des Häuptlings Diriangan waren nach Gil Gonzalez' Schilderung ganz bedeckt mit Goldschmuck. Jetzt findet man kein Gold mehr in den Flüssen und Bächen der Südwest-Küste und nur die östliche

de Christo? ¿Si el Emperador Rey de Castilla, de quien tanto decian, era mortal? Los Castellanos estuvieron espantados de oir tales preguntas de un hombre, medio desnudo, barbaro, i sin letras.“ Historia de las Indias Occidentales, Decada III, Cap. V.

Landschaft Chontales hat noch einiges Waschgold, obwohl nicht in der Menge, als man im Jahr 1853 plötzlich mit großem Geschrei dort verkündigte. Die wunderbaren Sagen, welche darüber noch im Februar 1854 während unsers Aufenthalts in Granada cursirten, sind seitdem verstummt.

So lange der ungestörte Durchzug der californischen Reisenden mit der Vanderbilt'schen Transitcompagnie dauerte, machten die Bewohner von Rivas und der benachbarten Ortschaften am See ziemlich bedeutenden Gewinn, indem sie Lebensmittel aller Art, besonders tropische Früchte, an die Wirthe von Virgin-Bay und an die einzelnen durchreisenden Californier theuer genug verkauften, überhaupt den möglichsten Nutzen aus der kurzen Anwesenheit der fremden Gäste zogen. Walker und seine Banden mit der neuen demokratischen Regierung mögen seitdem Rivas und das ganze Departemento Meridional wieder geplündert und gebrandschatzt haben. Hat doch der überlegene Sieger in diesem schönen aber unglücklichen Lande eben so unbestrittenes Recht, wie der Condor unter den Vögeln. Er würgt, plündert und verzehrt nach Lust und Gefallen und bekommt von einem andern Recht erst dann einen Begriff, wenn er die verhängnißvolle Kugel des Gegners im Leibe spürt.

Der kleine Hafenort San Jorge, welcher die Ufer des Nicaraguasees berührt, wird als eine Art Vorstadt von Rivas betrachtet. Wir erreichten diesen Ort nach einem zweistündigen Ritt von Virgin-Bay. Der Weg führt durch einen hübschen lichten Wald. San Jorge ist ein großes, weitläufig gebautes Dorf mit einem weißen Kirchlein in der Mitte in byzantinischem Styl. Auch hier ist die Bevölkerung vorherrschend indianisch. Ladinos bilden den geringern aber wohlhabendern Theil der Einwohnerschaft. Man kann in der Regel die Wohnhäuser beider Racen unterscheiden. Die Hütten der Indianer sind gewöhnlich nur mit getrockneten Palmzweigen bedeckt. Auch die Wände bestehen oft nur aus sauber geflochtenen Palmzweigen, durch welche die Luft freien Durchgang hat.

Die Ladinos hingegen, sittlich tiefer stehend, aber intelligenter, speculativer und rühriger, haben solidere Häuschen mit Lehmwänden und Hohlziegeln gedeckt. Es war gerade Sonntag. Die gebräunten Dorfbewohner trugen ihre saubersten Hemden und kauerten in Gruppen theils auf dem Platze vor der Kirche, theils vor ihren Wohnhütten. Einige klimperten auf der indianischen Guitarre. Der Ort Buen-Ayre schließt sich zunächst an San Jorge an. Man reitet von hier in der Richtung von Granada über eine Stunde zwischen den anmuthigsten Gärten und Pflanzungen. Cacao, Zuckerrohr, Papayas mit schön gezackten Blätterkronen, Pisangs mit Riesenfruchttrauben, die goldgelb unter den glänzenden Blattcolossen schimmern, Orangenbäume, weit größer und fruchtreicher selbst als in Nordafrika, schattige dunkelgrüne Mangobäume mit länglichen Blättern und sehr saftigen Früchten, die unsern Birnen nicht unähnlich sind, darüber mächtige Gruppen von Cocospalmen, welche hier alle übrigen Gartenpflanzen überragen, Sapoten und Anonen, — die köstlichsten Früchte der Aequatorialzone — all' diese und viele andere Gartenbäume überragen die lebendigen Hecken von Cacteen und Agaven, deren dichte Stacheln dem Vieh den Eintritt in die Pflanzungen ungleich sicherer verwehren, als in Nord-Amerika die kostspieligeren Fencen.

Die sehr empfindliche Tageshitze bewog uns zum Eintritt in eine dieser Hacienden — „El dulce nombre de Jesus" genannt. Wir fanden freundliche Aufnahme in einem bescheidenen Häuschen. Der Eigenthümer Don Tiburcio Chaparia war eben in der Lesung eines Buches versenkt, als wir ihn grüßend baten, einige Stunden der ärgsten Hitze unter seinem gastfreundlichen Dache zubringen zu dürfen. Da es für uns eine ziemlich ungewohnte Erscheinung war, einen Ladino der Landschaft in ein Buch vertieft zu finden, baten wir ihn um dasselbe und fanden zu unserer Verwunderung das neue Testament in spanischer und englischer Sprache. Er hatte es sich der Wohlfeilheit wegen in Virgin-Bay von einem Amerikaner gekauft. Auf unsere Frage, ob er sich nicht scheue, ein zwar heiliges

aber von seiner Kirche verbotenes Buch zu lesen, lächelte er und sagte: „Der Pfarrer des Ortes kümmere sich wenig darum, ob und was die Leute läsen, wenn sie nur einmal im Jahre zur Beichte gingen und besonders die Kirchengebühren richtig und pünktlich bezahlten. Uebrigens seien auch die Bewohner nicht mehr gewohnt, sich an ein priesterliches Gebot viel zu kehren." Die Lectüre der heiligen Schrift schien den Mann zu interessiren. Doch konnte er uns seine Eindrücke über das Gelesene nicht recht klar machen.

Dieser Pflanzer war offenbar ziemlich wohlhabend. Aber wie äußerst bescheiden sah es in seinem Häuschen aus! Am Eingang eine Veranda auf plumpen Pfählen; im Innern eine einzige größere Stube mit einigen geflickten Holzstühlen, über die eine Kuhhaut gespannt war. In der Mitte ein plumper Tisch. Hölzerne Bettgestelle mit Rohrdecken an der Seite; und durch die ganze Länge des Gemachs mit den äußersten Enden an die Decke befestigt die nie fehlende schwebende Hängematte (Hammak) von Agavefäden, in der man hier zu Lande ganze Tage wiegend ruht, ohne viel zu plaudern oder selbst nur die Miene zu ändern. Der ärmste Tagelöhner bei uns würde sich einer so elenden Wohnung schämen und doch war Don Tiburcio ein ganz behäbiger Landeigenthümer, der mehr Boden besaß, als bei uns mancher freiherrliche Rittergutsbesitzer von vielen Ahnen. Wie reizend dagegen war sein Garten! Wie strotzend von Früchten waren die Mangos-, Orangen- und Bananenbäume, wie gewaltig die dreikantigen Riesennüsse, welche hier die Cocospalmen trugen.

Wir geriethen mit Don Tiburcio in ein langes Gespräch über die Vergangenheit und Gegenwart Nicaragua's. Mit hinreißender Beredtsamkeit schilderte er uns, wie sich Alles geändert habe, seitdem die Amerikaner in das Land gekommen, und die Transitcompagnie sich in Virgin-Bay festgesiedelt habe. Es hatte zunächst eine ungeheuere Veränderung im Geldwerth und im Preise der Producte zur Folge. Für die Haciendabesitzer waren die Resultate gut

und schlimm zugleich. Die Producte gewannen allerdings einen vierfach höheren Werth als früher. Aber auch die Kosten der Taglöhner steigerten sich in gleichem Verhältnisse. Ein Real war früher der gewöhnliche Preis des Tagelohnes, der jetzt vier Realen beträgt. Zur Zeit der Ernte des Cacao steigert sich dieser Lohn oft noch höher. Andrerseits erhielten auch manche Producte, die früher ganz unverkäuflich waren, selbst Mangos und Cocosnüsse, einen gewissen Werth.

Der außerordentlichen Hitze wegen setzten wir erst gegen Abend unsere Reise fort. Der Weg von Rivas nach Granada führt meist durch lichte Wälder. Der Thierreichthum, die Menge der buntfarbigen Vögel und Schmetterlinge hat hier ebenso abgenommen wie die üppige Pracht der Vegetation und die Höhe der Bäume, welche lange nicht die gewaltige Größe der Voladoren und Bombaceen der feuchten und dichten Urwälder Costa Ricas erreichen. Wir begegneten vielen einzelnen Indianern, welche vom Markte in Granada zu Fuß kamen und Bündel auf dem Rücken schleppten. In der Hand, selbst des kleinsten Indianerknaben, blitzte im Mondschein die blanke Matschete. Wir überschritten in dieser Richtung nur ein einziges mageres Flüßchen, das von den niedrigen Küstenhügeln seinen Lauf nach dem See nahm. Der Wassermangel ist während der trockenen Jahreszeit in diesen westlichen Landschaften überaus drückend. In manchen Dörfern waren wir genöthigt, das Trinkwasser für unsere Maulthiere aus dem Ziehbrunnen zu kaufen. Die Aufnahme des Reisenden ist hier in der Nähe der Landstraße nicht immer freundlich. Eigentliche Wirthshäuser fehlen im ganzen Lande mit Ausnahme von Realejo, Granada und der Orte, welche die Reisenden der Transitcompagnie berühren.

## Drittes Kapitel.

# Granada.

Lage. — Bevölkerung. — Das Seeufer. — Getheilte Ansichten über Naturschönheiten. — Der Vulcan Mombacho. — Historisches. — Ein Irrthum des irländischen Mönchs Thomas Gage, den ein moderner Geograph gläubig nacherzählt. — Physiognomie des heutigen Granada. — Die Geistlichkeit. — Gesellschaftliches Leben. — Mr. Squier's Urtheil über die Schönen von Granada. — Tiefblick eines Yankee. — Wie man in Amerika zum „Retter eines Landes“ wird.

Granada liegt an der Nordwestseite des großen Binnensees von Nicaragua. Es ist nicht die bevölkertste aber die reichste und durch ihre centrale Lage auch die wichtigste Stadt der Republik. Seit Walker's Gewaltregiment hat sie zwar das süße Privilegium verloren, die Männer der Staatsregierung fast ausschließlich aus ihren einflußreichsten Patricierfamilien zu liefern, ein Privilegium, das früher zwischen ihm und Leon wechselte, je nachdem Centralisten und Conservative oder Demokraten und Föderalisten die Gewalt an sich rissen. Doch kann sich Granada mit dem Schicksal seiner Rivalin trösten, die an Bedeutung, Macht und Wohlstand noch weit tiefer gesunken ist und gegenwärtig unter dem Commando des preußischen Ex-Fähnrichs Bruno von Natzmer wohl auch kein sehr beneidenswerthes Schicksal hat.

Unter der spanischen Colonialherrschaft war Granada reicher und blühender, aber nicht bevölkerter als gegenwärtig. Juarros, der seine Geschichte Central-Amerikas erst zu Anfang dieses Jahrhunderts schrieb, gibt für Granada nur eine Bevölkerung von 8233 Seelen an, wovon bloß 863 spanische Creolen, die übrigen

hingegen Mischlinge oder reine Indianer waren. Zu Anfang des Jahres 1854 zählte die Stadt eine Bevölkerung von nahebei 15,000 Köpfen. Dieselbe hätte wahrscheinlich noch zugenommen, wenn dauernde politische Ruhe im Lande wiedergekehrt wäre, wie man damals nach dem Abschluß des Clayton-Bulwer'schen Vertrages hoffte. Der schauderhafte Bürgerkrieg, der schon im Sommer 1854 mit der Empörung der Stadt Leon und dem Einfall der Demokraten aus Honduras zum Ausbruch kam, hat Granada schwerer getroffen als alle Parteikämpfe und anarchischen Wirren der früheren Jahre. Chamorro, der unglückliche Präsident der Republik, stürzte sich damals mit seinem geschlagenen Heer in die Stadt und vertheidigte sich hinter verbarricadirten Straßen und verrammelten Häusern wüthend wie ein gehetzter Jaguar gegen die an Zahl ihm doppelt überlegenen Demokraten. Feuer, Blei und der Mordstahl fraß während dieser Straßenkämpfe viele Menschen. Eine ziemliche Zahl wohlhabender Familien flüchtete sich auf dem See weg, wo Chamorro mit Hülfe der Indianer von Chontales die Uebermacht mit seinen großen Segelschiffen behauptete. Die Vanderbilt'sche Compagnie mit ihren Dampfern verhielt sich zu jener Zeit völlig neutral. Einzelne Amerikaner fochten als Parteigänger auf beiden entgegengesetzten Seiten und Chamorro hatte um einen hohen Preis den besten californischen Büchsenschützen in seine Dienste genommen, dessen wohlgezielte Schüsse vom Thurme der Parochialkirche herab viele Gegner niederstreckten. Als später Walker's Ankunft den Ausschlag für die Demokraten gab, scheint die Emigration aus Granada sich noch vermehrt zu haben. Die fremden Kaufleute sollen sämmtlich ausgewandert oder zu Grunde gerichtet sein.

Die Lage der Stadt Granada ist nicht so malerisch wie sie andere Besucher geschildert haben. Sie steht weder dicht am See, noch am Fuße des Vulcans Mombacho. Ihr am tiefsten liegender, östlicher Stadttheil ist eine Viertelstunde vom Seeufer getrennt. Eine Buschwildniß mit theilweise sumpfigem Boden, in welchem

oasenartig nur wenige unbedeutende Gärten mit Bananen, Palmen und Zuckerrohr stehen, bedeckt den Zwischenraum und ist von Schwärmen niedlicher wilder Turteltauben belebt, die hier, gleich den unschuldigen Aasgeiern haufenweise vertraulich und heimisch in der Nähe der menschlichen Wohnungen umherflatternd schmarotzen, wie bei uns die Sperlinge. Der weite offene Bogen einer Bai bildet den Hafen von Granada, welcher nach Südosten durch eine Gruppe von vulcanischen Inselchen, die sogenannten „Corales," deren phantastische, seltsam pittoreske Steinmassen eine prächtige Vegetation überkleidet, gegen die anprallenden Seewogen ziemlich geschützt erscheint, während derselbe den nördlichen Windstößen völlig preisgegeben ist. Größere Schiffe, wie z. B. die Dampfer der Transitcompagnie, welche nur zweimal monatlich die Fahrt von Virgin-Bay nach Granada machten, ankerten in ziemlicher Entfernung an der Ostseite der Bai. Nur die Bongos, die großen flachen Kähne der Eingebornen, gingen bis in den eigentlichen Hafen, den ein Fort vertheidigt, das aber jetzt nicht mehr armirt ist. Der See ist in der Nähe der Ufer, besonders bei andauernden Ostwinden, mit einer Masse verwesender Vegetabilien geschwängert, die dem grünen Wasser eine sehr schmutzige Färbung geben und wohl jene Miasmen mit verbreiten, welche in Verbindung mit andern Ursachen die Wechselfieber erzeugen, die in den Hütten am See noch gefährlicher sind, als in der Stadt.

Die Absicht, durch eine kleine Entfernung vom Ufer der neuen Stadt eine gesundere Lage zu geben, hat wohl hauptsächlich die Spanier unter Hernandez de Cordova bewogen, ihre Häuser nicht dicht am See zu bauen. Sie wollten nicht größere Bequemlichkeit für Handel und Verkehr auf Kosten der Gesundheit gewinnen. Das war ein sehr begreiflicher und einfacher Grund, der nur Herrn Reichardt, dem Agenten einer Hamburger Colonisationsgesellschaft, welcher das deutsche Publikum auch mit einer Broschüre über Nicaragua beschenkt hat, räthselhaft geblieben ist. Daß dieser Herr nicht bloß das Klima von Nicaragua ganz erträglich und für Nordländer un-

schädlich, sondern auch die „Playa“ von Granada, das sumpfige Seeufer, welche traurige Baum- und Strauchwildniß, welche hier nicht einmal die gewöhnliche Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit der tropischen Flora zeigt, als „herrlich“ schildert, mögen ihm seine Leser verzeihen. Uns erschien die nächste Umgebung von Granada als eine der monotonsten und traurigsten Landschaften in Central-Amerika. Selbst die Aussicht nach dem See hat hier den malerischen Reiz verloren, den ihr bei Virgin-Bay die schönen Contouren des östlichen Hintergrundes, vor Allem die unvergleichliche Omotepecinsel verleiht. Auch die Uferscenerie nördlich und östlich mit dem eigentlichen Zuge der Cordilleren zeigt hier keine gezackten Linien, die sonst den trachytischen Gebilden eigen sind, keine bedeutend hervorragende Gipfel und besitzt nicht den wildpittoresken Charakter, der in den Nachbarländern San Salvador, Honduras und Costa Rica fast Regel ist, am großartigsten aber an der hohen Vulcanreihe Guatemala's gegen den stillen Ocean auftritt.

Der Vulcan Mombacho, der sich eine Legua südlich von Granada erhebt, ist ein isolirt stehender ausgebrannter Feuerberg. Sein höchster Gipfel senkt sich in südöstlicher Richtung mit nicht sehr schroffer Neigung nach der Ebene. Der ganze Berg bildet einen breiten unregelmäßigen Kegel, oben abgestutzt mit einem vielzackigen Kamme, der einige Aehnlichkeit mit den Contouren der Insel Capri im Golf von Neapel hat. Selbst in der trocknen Jahreszeit ist der Gipfel des Mombacho gewöhnlich in Wolken eingehüllt, die, bei dem wechselnden Spiel der Winde auf und niederschwebend ihm oft den täuschenden Anschein eines rauchenden Kraters geben. Ein dichter tropischer Wald reicht vom Fuße bis zum Gipfel und würde die Besteigung des Berges sehr schwierig machen, auch wenn es keine giftigen Schlangen und Tiger dort gäbe. Es ist übrigens weit weniger die Tigerfurcht, wie Herr Reichardt meint, als die natürliche Faulheit, welche die nicht wißbegierigen Bewohner Granada's abgeschreckt hat, jemals einen Versuch zur Besteigung des

Mombacho zu machen. Aufmerksame Beobachtung mit dem Fernrohr läßt hier auffallende Veränderungen der früheren Form und einen Einsturz des alten Kraters vermuthen. Trigonometrische Messungen des Berges sind nie gemacht worden. Nach dem Augenmaße möchte man seine Höhe auf etwas mehr als 4000 Fuß über dem Niveau des Sees schätzen.

Granada ist eine der ältesten spanischen Niederlassungen in Central-Amerika. Francisco Hernandez de Cordova gründete sie im Jahre 1522, kurz nach der Entdeckung des Landes durch Gil Gonzalez Davila. Erst einige Monate später wurden Leon und Managua von demselben spanischen Eroberer gegründet. Die überaus günstige Lage Granadas, nicht bloß so nahe dem großen See, sondern auch nicht fern vom kleinen Managuasee und fast im Mittelpunkt des Landes, war sehr geeignet den Verkehr der beiden Oceane zu vermitteln und veranlaßte wohl zunächst hier die Anlegung einer spanischen Colonie. Der irische Missionär Thomas Gage, der ein sehr interessantes Reisewerk über Mexico und Central-Amerika hinterlassen hat, besuchte die Stadt Granada im Jahre 1665 und machte eine sehr günstige Beschreibung von ihrem damaligen blühenden Zustande. Er schildert ihre Häuser schöner als die der Hauptstadt Leon. Die dort angesiedelten spanischen Kaufleute waren reich und unternehmend. Nicht bloß mit den Nachbarstaaten San Salvador, Honduras und Guatemala standen sie in regem Handelsverkehr, sondern auch mit Carthagena, Panama und den Häfen Peru's. Er sah hier Karawanen mit Indigo und Cochenille beladen aus San Salvador und Honduras und eine andere mit einer großen Silberladung, die für die Schatzkammer des Königs von Spanien bestimmt war, aus Guatemala. Auch große Segelschiffe will Gage im Hafen von Granada gesehen haben. Er nennt sie Fregatten und sagt, daß solche direct von Granada nach Carthagena, oft selbst nach Spanien segelten. Wie dies aber möglich gewesen sein soll, da Granada damals wie heute keine andere

Wasserverbindung mit dem Meer als durch den Rio San Juan hatte, der voll seichter Stellen und Stromschnellen ist, erscheint ganz unerklärbar. Bleiben doch heute selbst die kleinsten Flußdampfer der Amerikaner trotz ihrem geringen Tiefgang häufig im Flusse stecken, und sogar die flachsten Dampfer passiren nicht die Raudales. Squier hat in seinem viel bekannten, mit reichem Bilderluxus ausgestatteten englischen Werk diese auffallende Angabe des alten Missionärs copirt und in treuem Glauben als richtig angenommen, ohne daß es ihm nur eingefallen wäre, einen Zweifel darüber zu hegen. Wenn wirklich Fregatten oder selbst Briggs aus dem caraibischen Meer bis Granada, im Herzen des Isthmus segeln könnten, so wäre die große Weltmeercanal-Frage gewiß längst schon befriedigend gelöst. Denn der weitere Durchstich eines Canals für Seeschiffe — sei es in der Richtung der Fonseca-Bai oder in südwestlicher Richtung gegen die Bai von Salinas — würde nicht den dritten Theil der Kosten und Schwierigkeiten haben, wie die Anlegung eines schiffbaren bequemen Canals zwischen Nicaragua und dem östlichen Ocean.

Von der Stadt Granada selbst ist wenig Erhebliches zu sagen. Die Vorstädte elendesten Ansehens sind von einer armen und schmutzigen Mischlingsbevölkerung bewohnt. Die innere Stadt ist ziemlich regelmäßig angelegt und hat wie alle älteren spanischen Städte einen ernsten soliden Charakter mit mehr massiv-plumpen als eleganten und anmuthigen Bauformen. Die Häuser haben hier nur ein unteres Stockwerk, dagegen meist sehr solide starke Mauern, welche geräumige Höfe und Gallerien in maurisch-andalusischem Geschmack einschließen. Sie haben Dächer von Hohlziegeln und ihr meist altergraues, ruinenartiges Aussehen zeigt von arger Vernachlässigung seit der Zeit, wo Nicaragua mit den andern Staaten Central-Amerikas das spanische Joch abschüttelte, aber auch vieles Gute, besonders die Sicherheit, die Ruhe und den Wohlstand damit einbüßte. Alle öffentlichen Gebäude, Kirchen, Klöster u. s. w.

stammen aus der spanischen Zeit. Die Parochialkirche auf dem Platze, wo 1854 die Scene des Bürgerkrieges war, ist ein ziemlich ansehnliches Gebäude. Das Innere aber ist viel ärmlicher ausgestattet als in den Kirchen anderer Hauptstädte Central-Amerikas. Die Säulen, welche die fünf Schiffe trennen und die Decke tragen, sind nur von bemaltem Holze. Hauptaltar und Kanzel strotzen von Silber und Flittergold. Aller werthvollere Schmuck, der früher vorhanden war, soll von revolutionären Händen längst eingeschmolzen sein. Schöner und bedeutender ist die Kirche de la Merced, die nach der Inschrift über dem Portal erst 1789 erbaut wurde, also noch kein Jahrhundert alt und doch schon so wetterbraun rußig und ruinenhaft aussieht, wie in Europa manche gothische Kirche des Mittelalters. Der Hauptaltar ist von colossaler Größe und prunkt in vergoldeter Metallpracht. Was aber von massivem Gold daran gewesen, ist auch hier längst von den Revolutionsmännern während der Bürgerkriege entwendet worden. Auch das alte Franziscanerkloster in maurischem Styl ist ein stattlicher Bau. Die Façade an der Westseite zeigt einen gemischten arabisch-byzantinischen Styl wie einige der religiösen Gebäude Constantinopels. Die inneren Höfe aber mit Säulengallerien sind echt maurisch und man könnte hier wähnen, im Vorhofe einer Moschee von Algier zu stehen, so ähnlich ist die Form. Das ganze Gebäude sieht sehr melancholisch und verfallen aus. Es wird noch jeden Morgen Messe darin gelesen, aber die Mönche sind verschwunden. Unter den Privathäusern verrathen noch einige den früheren Reichthum der Erbauer. Die weiten Gemächer sind von Gallerien getrennt. Die Fenster sind colossal und mit schweren, meist halbrunden Gittern von Eisen oder Holz versehen. Das merkwürdigste dieser Privathäuser ist die sogenannte Casa de los Leones. Es gehörte einem reichen spanischen Patricier und zeichnet sich durch reiche Ornamentirungen mit Pilastern und Figuren von Sphinxen, Lilien und Kronen über dem Portal aus. Eine gewisse mittelalterliche Schwer-

fälligkeit, aber auch eine ziemliche Solidität charakterisirt die Gebäude Granadas aus der spanischen Zeit. Alles was dagegen seit der Befreiung hier geschaffen wurde, trägt das Gepräge der jämmerlichsten Armseligkeit, Stümperei und Vergänglichkeit, den Stempel der neu-spanischen Ohnmacht, welche die fortpflanzende Kraft für immer eingebüßt zu haben scheint und ohne die Beimischung der kräftigeren Elemente des Nordens selbst des Fortspielens einer Schattenexistenz kaum mehr fähig sein dürfte.

Die Bewohner der Stadt Granada haben fast unverändert das numerische Verhältniß der Racen bewahrt, wie es der Geschichtsschreiber Juarros zu Anfang dieses Jahrhunderts angibt. Jene traurige Bastardbevölkerung, welche aus der Mischung der spanischen und der eingebornen Race sich gebildet hat, sitzt hier, wie in den übrigen Städten der Republik, in bedeutender Mehrzahl und wurde uns von einem Lokalkenner Granadas im Jahre 1854 auf etwa 8000 Individuen geschätzt. Ganz ähnlich wie in Guatemala und Mexico haben diese Mischlinge alle schlechten Charakterzüge ihrer Eltern und fast keine einzige ihrer wenigen guten Eigenschaften geerbt. Die Ladinos — wie sie in Central-Amerika heißen — halten in den Städten kleine Kramläden, sind Handwerker, Schenkwirthe, Maulthiertreiber, Schiffer, in Revolutionszeiten Söldlinge der verschiedenen politischen Parteigänger und gelegentlich auch Straßenräuber, wenn Zeit und Umstände diese noble Profession begünstigen.

Viele dieser gebräunten Mischlinge tragen außer dem spanischen und indianischen Blute auch noch einigen Negerstoff in sich. Sie heißen dann Zambos und sind gleich häßlich an Leib wie an Seele. Die reinen Indianer, die hier nicht hochgewachsen, von kaum mittlerer Größe, und im Allgemeinen durchaus nicht so gelenkig und athletisch gebaut sind, wie die Jägervölker des Nordens, dagegen eine untersetztere Statur und derbern Knochenbau besitzen, bilden in Nicaragua noch den arbeitsamsten, nützlichsten und ehrenwerthesten

Bestandtheil der Bevölkerung. In den Städten sind sie meist nur Taglöhner. Den Markt von Granada versehen sie aus den nächsten Ortschaften mit Mais, Früchten, Pferdefutter und einigen armseligen Erzeugnissen ihrer Industrie. Diese Eingebornen tragen ganz den bekannten Typus der Indianer Südamerikas in den Gesichtszügen, doch haben sie im Ganzen einen etwas lichtern Teint als die Indianer von Neu-Granada und Peru. Die Nasenform erinnert mehr an die mongolische, als an die Adlernasen einiger Stämme Nordamerikas. Indianer, deren Profil den Basrelief-Figuren ähnlich, welche man auf den Monumenten von Palenque findet, fehlen in Nicaragua ebenso, wie in St. Salvador und Honduras. Ehrlicher, friedsamer, fleißiger und gefügiger sind die Indianer, überhaupt entschieden bessere Menschen, als ihre gemischten Stammverwandten, die Ladinos, aber noch dümmer, menschenscheuer und mit weit geringeren Fähigkeiten zum geistigen Fortschritte ausgestattet, überhaupt im Ganzen recht bejammernswerthe, trübselige Menschen, die nur zwei hervorstechende Hauptleidenschaften haben: Liebe für den Branntwein und Haß gegen die Ladinos.

Die spanischen Creolen, deren Zahl in Granada kaum über 1200 betragen soll, haben noch immer das Privilegium des Reichthums und des politischen Einflusses, und eine entschiedene Ueberlegenheit der Macht und des Geistes über die andern Racen, wie tief sie sonst auch entartet und verdorben sind. Der Präsident des Staates, die Minister, die Generale und höheren Militärchefs, die meisten Beamten und Richter, die Priester, die Abgeordneten rc. rc. sind in Mehrzahl wirkliche Creolen, d. h. Neuspanier, oder suchen wenigstens dafür zu gelten und verbergen es sorgfältig, wenn etwa eine kleine Dosis indianischen Blutes ihren edlen castilianischen Stammbaum besudelt haben sollte. Der Wunsch von reinem Stamm zu sein, die Angst, für einen Ladino oder gar Zambo zu gelten, hat unter den Neuspaniern, besonders unter den Patricierfamilien, etwas fast Komisches. Daß der weiße europäische Stamm selbst

unter den ungünstigsten Umständen, trotz seiner geringeren Zahl und moralischen Versumpfung, noch eine gewisse Ueberlegenheit über die andern Racen und selbst über den Besitz des Reichthums und der Gewalt zu behaupten wußte, zeugt von dem natürlichen Adel der Arier. Es wiederholt sich die gleiche Erscheinung in allen Welttheilen. Gleichviel, ob schiefaugige Mongolen, halbverthierte Aethiopier, oder edlere Indianer der arischen Race auf ihrer welterobernden Bahn begegnen, immer werden jene von dieser beherrscht oder zermalmt.

Die Creolen Nicaraguas sind in ihrem ganzen Wesen etwas weniger spanisch, als ihre Nachbarn, die stammreineren Costa-Ricaner. Auch das Castilianische schien uns in Nicaragua minder rein zu klingen als in San José und Cartago. Bei den wohlhabenderen Bewohnern Granadas hat die französische Mode seit einigen Jahren die einfache Landestracht verdrängt. Doch ist es bei den Frauen weniger der Fall, als bei den Männern. Die gleichmäßige hohe Wärme des Klimas von Granada, welches nicht, wie die Städte in den Plateau-Landschaften Costa-Rica's, jene vielgerühmte reizende Frühlingsmilde besitzt, sondern wie Rivas und Leon in der heißen Tiefregion gelegen ist, macht nur eine leichte und weite Hülle bequem. Daher tragen auch die Damen in Granada Arme und Nacken in der gewöhnlichen Haustracht entblößt, den Busen nur leicht verhüllt. Wie unausstehlich hier auch jene enganschließende Mode Europas, so haben sich doch einzelne Patricierfrauen zu dieser Selbstqual verdammt. Das Modejournal macht in beiden Welthälften unwiderstehlichere Propaganda, als der religiöse Glaube und die Politik, wofür man die Beweise am Isthmus von Central-Amerika so gut finden kann, wie am Bosporus.

Eine Schilderung des Charakters, der Beschäftigung und des täglichen Treibens der creolischen Bevölkerung läßt sich in der Hauptsache mit wenigen Worten geben. Das menschliche Tagwerk ist unter den Tropen ebenso einfach und einförmig, als die Formen

der Organismen sich dort bunt und mannigfaltig gestalten. Die höheren Stände Granadas sind moralisch fast noch ärger verfault, als die niederen Klassen; nur haben sie als bestechenden Firniß die spanische Höflichkeit bewahrt, die ihnen in süßen Worten mehr vom Munde als aus der trocknen Seele fließt. Spaniens lange dauernde, aussaugende, tyrannische Colonialherrschaft, das wüste und unsinnige Treiben der centro-amerikanischen Demagogen nach der Befreiung während der Dauer der Conföderation, jene immer wiederkehrenden Gräuel der Revolution und des Bürgerkrieges, Parteienwuth, Städte-Rivalität, Racenhaß und Lokalneid haben die Republik Nicaragua seitdem zu einer großen Gaunerhöhle und gelegentlich bei Wiederkehr jener anarchischen Paroxismen, welche sich alle drei Jahre mindestens einmal einstellen, auch zu einer Mördergrube umgewandelt. In solchen Zeiten war Leben und Eigenthum überall auf den Landstraßen gefährdet und Keiner verließ sein Haus ohne das Geleite der blanken Stahlwaffe.

Die Granadiner lieben, wie alle Neuspanier, den Handel, besonders den kleinen Schacher, welchen sie allen andern Beschäftigungen vorziehen. Sie sind in den Geschäften höchst unzuverlässig und wortbrüchig, daher jede Unternehmung europäischer Kaufleute dort noch größeres Risico als selbst in Mexico hat. Neben dem Schacher sind politische Partei-Intriguen, Stellenjägerei und Ausbeutung der Gewalt eine Hauptbeschäftigung nnd täglicher Stoff der Männerconversation. Granada war in den ersten Jahren nach der Abschüttelung der spanischen Herrschaft demokratisch gesinnt, hat aber seitdem öfters seine politische Farbe gewechselt, und war zuletzt der Brennpunkt der aristokratischen oder conservativen Partei geworden, deren Führer im Jahre 1854 der vielgenannte Präsident Don Fruto Chamorro war.

Als weiteres Tagesgeschäft der Granadiner und eine ihrer hervorragendsten Leidenschaften könnte man das Spiel, das Wetten bei den Hahnenkämpfen erwähnen, einen Zug, den sie mit den Costa Ri-

canern gemein haben. Religiöse Ceremonien gehen hier auch nebenbei mit, dringen aber nicht tief in die Seele. Der Clerus ist einflußreicher und mächtiger, aber auch bei weitem verdorbener, als in Costa Rica. Er neigt hier sonderbarer Weise fast in Mehrzahl zur revolutionären oder demokratischen Partei, besonders in Leon, wo die meisten Patricierfamilien dieser Partei mit Leib und Seele angehören. In Granada bildet der Clerus bei weitem keine so bedeutende Großmacht, wie in Leon oder gar in Guatemala, wo selbst der indianische Dictator Carrera nach der Pfeife der dort allmächtigen Jesuiten tanzt.

Obgleich in religiöser Beziehung nicht so auffallend indifferent, wie die Neuspanier in den Städten Costa-Ricas, zeigt doch auch die männliche Bevölkerung Granadas keinen vorherrschend andächtigen Zug und überläßt den Kirchenbesuch meist den Señoras und Señoritas, von denen man immer ein Dutzend knieend auf den Steinquadern der Kirche kauern sieht, ehe man einen betenden „Caballero" erblickt. Das gesellschaftliche Leben ist sonst hier, wie in allen übrigen Städten des Landes, höchst eintönig und langweilig. Wer nicht durch Noth und Hunger zur Arbeit gezwungen ist, wiegt sich während der längern Tageshälfte in der Hängmatte, raucht zuweilen eine Papier-Cigarre, die selbst die Damen nicht verschmähen, sieht sich durch das stets offene Fenster gähnend den blauen Tropenhimmel oder das Wolkenspiel des nahenden Gewitters an und genießt jenes selige Nichtsthun, mit dem man dort das edle Leben, wohlig für das Individuum, aber nutzlos für die Gesellschaft verduselt.

Man scheut in Granada die Anstrengung des Gehirns noch mehr, als die der Arme. Man liest nichts, nicht einmal Zeitungen oder Romane; man sucht selbst das Denken möglichst zu vermeiden. Eine inhaltsleere Conversation aus den gewöhnlichsten Phrasen zusammengelesen, ohne Wärme und ohne Wahrheit, schändet das edle castilianische Idiom, das diesen entarteten Abkömmlingen der Eroberer Amerikas geblieben ist. Nicht einmal das melodische Ge-

klingel spanischer Lyrik reizt das Ohr und man kennt in den Städten Central-Amerikas nicht das Versedrehen als kleines kurzes Heilmittel gegen die Langeweile. Doch klimpern seit einigen Jahren die Damen in Granada ebenso wie in San José und Guatemala auf dem Piano und spielen leichte Stückchen aus italienischen Operntexten, am liebsten aber Polkas und Walzer. Diese Mode war neu, und erst durch die Europäer in Aufnahme gekommen.

Der bekannte Mr. Squier, vormaliger amerikanischer Geschäftsträger in Nicaragua, welcher sein Möglichstes gethan hat, in diesem Lande Freunde und Parteigänger nicht bloß für sich, sondern auch für das Sternenbanner der Union zu gewinnen — „el astuto y aventurero Mr. Squier“ wie ihn die Gaceta von Guatemala nennt — hat über die Frauen von Granada nur Günstiges und Schönes in seinem Reisewerk geschrieben. Nicht jeder Kenner des Landes dürfte den Geschmack und die Ansicht dieses Herrn theilen. Die Galanterie gilt in Amerika als eine ganz hübsche Beigabe eines Reisenden, sollte aber nie weitergehen als die Wahrheitsliebe. Mr. Squier beschränkte Bewunderung und galantes Lob nicht bloß auf die Frauen von reinem spanischen Blut, deren körperliche Rundung und Fülle er reizend findet und deren „ovales Gesicht, feurige, schwarze Augen, allerliebste Mündchen, Perlzähne, und niedliche Hände und Füßchen“ ihn entzückten — auch auf die Señoritas gemischter Race geht ein Theil seiner Huldigung über. Jene stark brünetten Mädchen, „die vielleicht einerseits von einem indianischen Kazikenhause, und anderseits von irgend einer altcastilischen Adelsfamilie ihren doppelten Stammbaum herdatiren,“ gefielen ihm fast noch besser, als die unvermischten Creolinnen. Ja selbst an den halbnackten indianischen Mädchen mit struppigem Haare, mongolisch vorspringenden Backenknochen, stechenden Augen, und sehr starkem männlichen Geruche wußten Mr. Squier's aufgeregte Sinne noch Reize zu entdecken, die Anderen unbekannt geblieben sind. Sogar eine melodische Stimme hat er ihnen abgelauscht.

Auch in die innerste Herzenskammer der Granadiner hat Mr. Squier hineingelugt und selbst dort Gefühle und Sympathien entdeckt, die andern Beobachtern entgangen sind. „Americanos del norte waren", sagt er, „magische Worte, die nicht bloß auf den groben Ruf der Schildwachen, sondern auch auf das zarte Gemüthsleben der Señoritas den seltsamsten Zauber hervorbrachten". „Worte — schreibt er, denen in ganz Nicaragua jedes Herz und jede Thüre sich öffnete." Er bemerkte auch ausdrücklich, daß die Namen anderer Nationen, wie der Engländer, der Deutschen oder der Franzosen nie einen ähnlichen Zauber übten. (We felt proud to know that no such charm attached to „Ingleses," „Alemanes," or „Franceses.")

Squier hat in Nicaragua nicht bloß politische Propaganda gemacht und der amerikanischen Machtentfaltung, selbst den Freibeutern Walker's vorzuarbeiten gesucht, sondern er hat auch für ein amerikanisches Publikum geschrieben. Das erklärt manche Fälschung, Uebertreibung seines Reisewerkes. Ein guter Theil seiner Erlebnisse und der Phrasen, die er den Eingebornen in den Mund gelegt, trägt diesen Stempel ziemlich deutlich für jeden unbefangenen Leser. Daß die Damen von Granada ein wenig ängstlich zu wissen begehrten, ob die damals erst erwarteten californischen Passagiere „caballeros" (Gentlemen) oder gemeines Gesindel (gente comun) seien, finden wir wohl begreiflich, auch daß Herr Squier hierauf eine etwas ausweichende und schwankende Antwort gab. Alle übrigen angeführten Aeußerungen, besonders über Stephens, über die „malditos Ingleses", sowie die geäußerte Angst der Damen, von den Amerikanern für „sclavische, verthierte und schamlose Menschen" (esclavos y brutos sin verguenza) gehalten zu werden, klingen zum Mindesten sehr verdächtig. Wir fanden wenigstens im Jahre 1854 eine entschieden andere Stimmung in dieser Stadt, die vielleicht wohl erst seit der näheren Berührung der spanisch-amerikanischen Race mit den Anglo-Amerikanern umgeschlagen haben mag.

Man haßte und verwünschte damals schon ziemlich offen die Yankees und huldigte nur noch ihren Dollars. Ob seit der Erscheinung und Einquartierung von Walker's Freischaaren diese Stimmung der Granadiner sich gebessert hat, möchten wir stark bezweifeln, obwohl nach den amerikanischen Correspondenzen Washington's Bildniß dort, wie in der Cathedrale von Leon, durch Priesterhand öffentlich bekränzt wurde und die officielle Gaceta von Nicaragua, die unter Walker's terroristischem Commando gedruckt wird, die eingedrungenen Freibeuter als „die Helden des Tages und die Retter des Landes" feiert.

## Viertes Kapitel.

# Nach Managua.

Das Reisen in der trockenen Jahreszeit. — Seine Licht- und Schattenseiten. — Massaya. — Ein starrköpfiger Indianerhäuptling. — Hochzeitsfeste. — Eine Stadt ohne Wasser. — Projectirte Abhülfe. — Nindirí, das schönste Indianerdorf Central-Amerikas. — Ein verzückter Yankee. — Managua und sein See. — Matiares. — Eine Affencolonie. — Indianisches Vorurtheil gegen das Erlegen von Affen. — Unversöhnlicher Haß eines zur Waise gemachten Aeffchens. — Nagarote. — Pueblo nuevo. — Vegetabile Säulen.

Der Monat Februar fällt in Nicaragua mitten in den Verano, oder trockene Jahreszeit Mittel-Amerikas, und bietet dem Reisenden, der das Land kennen lernen will, die nicht genug zu schätzende Bequemlichkeit, bei stets heiterem Himmel und auf festem Boden seine Kreuz- und Querzüge machen zu können. Im Gegensatz zum östlichen Theil Nicaraguas und Costa Ricas, wo Atmosphäre und Boden ihre Feuchtigkeit nie verlieren, und eine constante regenlose Jahreszeit, wenigstens in den Waldgegenden zwischen dem hohen Tafellande und der Küste des caraibischen Meeres nicht existirt, wirken hier die austrocknenden Sonnenstrahlen bis auf den Grund des Forstes. — Der wandernde Naturforscher wie der Jäger kann in Nicaragua, wenn er das leidige Ungeziefer der Garrapatos (Zeckenarten verschiedener Größe, die an allen Büschen hängen und mit Lust in die menschliche Haut sich einbeißen) nicht scheut, überall der Spur der Waldthiere nachschleichen, die während des „Verano" immer in Gegenden sich zusammendrängen, wo das magere Rinnsal irgend eines Bächleins ihnen einige Erquickung ver-

spricht. Auch Maulthiere und Pferde werden in dieser Jahreszeit weniger strapazirt, müssen sich nicht mühsam durch die tiefen Pfützen der Waldpfade mit ihrer Last arbeiten, finden aber freilich am Abend auch nicht das kräftige Futter, die grüne „Saccate", sondern müssen sich gewöhnlich mit den getrockneten Maisstengeln von irgend einem indianischen Rancho begnügen. Und selbst da darf man noch froh sein, wenn der indianische Hüttenbesitzer gefällig genug ist, für klingende Realen und gute Worte das magere Futter herzugeben. Denn seine Faulheit hindert ihn, größere Vorräthe anzulegen, als er selbst bedarf, und er füttert seine eigenen Thiere schlecht genug. Der Mangel an hinreichendem Futter für Pferde und Maulthiere während der trockenen Jahreszeit ist in diesem Lande auch das Haupthinderniß der Kriegführung. Die Züge größerer Heere sind zwischen Februar und Mai, wo der Futtervorrath in den indianischen Dörfern auf die Neige geht, fast unausführbar.

Wir hatten in Granada Maulthiere nach Managua gemiethet, und waren trotz aller Vorsicht, wie gewöhnlich, von dem schurkischen Ladino, der uns die Lastthiere lieferte, betrogen worden. Es waren ausgehungerte ermüdete Mulas, für welche der Besitzer gleichwohl vier Piaster für die kurze Reise begehrt hatte. Das nächste Ziel unserer Reise war Massaya, eine der kleinsten, aber unstreitig die gewerbfleißigste, ruhigste und glücklichste von allen Städten der vielbewegten und unglücklichen Republik Nicaragua, in welcher die leidigen Elemente der Revolution und der Anarchie nicht minder unerschöpflich scheinen, als die glühenden Stoffe seines unterirdischen vulcanischen Herdes. Die Stadt liegt in einer kleinen Hochebene, die fast ganz aus Tuff, den Niederschlägen alter vulcanischer Schlammströme, und Aschenregen mit wirklichen Lavaströmen wechsellagernd, besteht, und von ungemeiner Fruchtbarkeit ist. In diesem leichten vulcanischen Tuffboden liegt ein wunderbarer Segen. Selbst im Sommer bei gänzlichem Mangel an Regen und fließen-

dem Wasser hört hier das Keimen, Wachsen, Blühen und Reifen nie auf. Das Maiskorn, das man kunstlos in die Erde wirft, gibt bei mehr als fünfhundertfältigem Körnerertrage dreifache Jahresernten, die grünen Schößlinge des Pisangs wachsen beinahe sichtbar und tragen menschenähnlich schon nach neun Monaten die erste Frucht. Auch Taback und Cacao gedeihen wunderbar und die Stadt wäre mit ihrer industriösen und harmlosen Bevölkerung ganz glücklich, wenn sie nicht bereits seit Jahrhunderten, schon vor der Eroberung der Spanier, wo hier weit zahlreichere Völkerschaften als gegenwärtig wohnten, die leidige Plage hätte, ihren Wasserbedarf aus einem See schöpfen zu müssen, der das Einsturzbecken eines vulcanischen Erhebungskraters ausfüllt und fast 1200 Fuß unterhalb der Stadt liegt.

Massaya hat unter allen Städten des Staates Nicaragua das heiterste Ansehen. Die Straßen sind breit, luftig, gerade und mit Bäumen bepflanzt. Den niedrigen Häusern fehlt hier, wie fast in allen Städten Central-Amerikas, das obere Stockwerk. Der Erdbebenfurcht wegen baute man anfänglich hier überall mehr in die Breite, als in die Höhe. Auch das Klima und der Ueberfluß an Bodenraum begünstigte diese Bauform, welche allenthalben die Gewohnheit und die spanische Vorliebe für das Herkömmliche selbst da fest hielt, wo verheerende Erdstöße sehr selten vorkommen und das Sicherheitsventil eines thätigen Vulcans in der Nähe fortwährend offen stand, wie es bei Massaya, wenigstens in frühern Zeiten, der Fall gewesen. Die Mauern der Häuser sind gewöhnlich dick und solid, die Dächer mit Hohlziegeln gedeckt. Kleine Verandas, Balkone mit Säulen, haben hier viele Wohnungen auch an der Straßenseite. Die besseren Häuser besitzen geräumige Höfe mit breiten, schön gemauerten Gallerien auf Säulen gestützt. Viele Wohnhäuser erinnern hier an den Lieblingsbaustyl Andalusiens, freilich nur in dem wohlhabendern Stadttheil der Creolen. Denn die Indianer der Vorstädte und der angränzenden Dörfer, welche das Stadt-

gebiet berühren, haben nur ganz ausnahmsweise den spanischen Baustyl copirt und begnügen sich mit ärmlichen rohen Hütten ohne Verandas, oder wohl gar mit offenen Ranchos. Bei der beständigen Wärme des Klimas dieser Gegend liegt ja nirgends ein Zwang für die Bequemlichkeit des Wohnens, und wenn im Ganzen Massaya etwas mehr Comfort besitzt, als die übrigen kleineren Provinzialstädte des Staates, so legt dieser Umstand nur günstiges Zeugniß ab von seinem vorgeschrittenen Gewerbfleiße und seiner größern Wohlhabenheit.

Die unendliche Fruchtbarkeit des leichten, vulcanischen Tuffbodens, auf welchem die Stadt und die Ortschaften der Umgebung stehen, hat freilich zunächst diesen Wohlstand bedingt. Wie gesegnet von der Natur auch andere Gegenden des Landes sind, so üppig gedeihen doch Mais und Südfrüchte nirgends sonst wo wie hier und in der Umgebung des nahegelegenen reizenden Indianerdorfes Nindirí. Dieser Segen war schon den ersten spanischen Ansiedlern aufgefallen. In der Nähe Massayas hauste damals der mächtige indianische Kazike Diriangan, welcher kein so großes Verlangen nach dem christlichen Taufwasser spürte, wie sein fürstlicher College, der Kazike Nicaragua. Als Gonzalez ihn aufforderte, Christ zu werden, verlangte der Häuptling drei Tage Bedenkzeit, um seine Priester und Weiber zu befragen. Nicht ohne Grund vermuthete Gonzalez, daß Diriangan nur auf List und Verrath sinne. Das Lager der Spanier wurde in der That am 15. April 1522 von einigen Tausend Indianern wüthend angegriffen. Die eingebornen Krieger trugen hölzerne Schwerter und Schilde, baumwollene Panzer und Helme. Sie führten auch Bogen und Pfeile, deren steinerne Spitzen aber gegen die spanischen Stahlpanzer nichts ausrichteten. Es schien ihnen weniger darum zu thun, die weißen Fremden todt zu schlagen, als sie lebendig zu fangen, um sie dann mit all dem schauerlichen Ceremoniel, welches von Herrera und Pedro dem Martyrer beschrieben wird, den Götzen zu opfern, ihr

Blut auf den Steinplatten vor den Idolstatuen durch Priesterhand zu vergießen und das Menschenfleisch hierauf recht con amore verzehren zu können. Trotz der großen numerischen Ueberlegenheit der Krieger Diriangan's siegte Gonzalez. Mehr noch als der Mannszucht und den überlegenen Stahlwaffen der Spanier, verdankten sie hier wie in Mexico und Peru den Sieg ihren Pferden, deren Erscheinung den Indianern einen lähmenden Schrecken einflößte. Uebrigens zeigte Gonzalez damals noch keine Lust, seinen Sieg weiter zu verfolgen, sondern zog sich in Erwägung der geringen Zahl seiner Mannschaft und der starken Macht der eingebornen Kaziken nach der Küste zurück. Die eigentliche Eroberung des Landes übernahm sein nächster Nachfolger Hernandez de Cordova.

Schon damals scheint diese Landschaft ziemlich stark bevölkert gewesen zu sein, jedenfalls bevölkerter als heute. Die spanischen Eroberer fanden große Ortschaften, deren einige bis 2000 Häuser zählten. Die Eingebornen, welche von allen Seiten herbeikamen, die Fremdlinge zu betrachten, und nicht bloß über ihre Pferde, sondern auch über ihre Bärte die größte Verwunderung äußerten, waren mit Farben bemalt, besonders die Weiber. Vor den Kaziken gingen Muscheltrompeter her. Die Weiber trugen die Goldplättchen, welche Diriangan den Spaniern bei der ersten Begrüßung zum Geschenk brachte. Allem Anscheine nach lag die Residenz des Kaziken selbst ganz in der Nähe von Massaya oder Nindiri.

Sieben Jahre nach der Entdeckung, im Jahre 1529, besuchte der spanische Chronikschreiber Oviedo den Ort. Er gibt in seinem bekannten Werke eine ausführliche Beschreibung, besonders von den vulcanischen Erscheinungen der Landschaft. Als vielgereister Mann hatte Oviedo früher auch die Vulcane Italiens besucht. Aber weder der Vesuv, noch der Aetna noch irgend einer von den damals thätigen Vulcanen war nach Oviedo's Meinung mit dem Vulcan von Massaya hinsichtlich der Feuerpracht und der Großartigkeit der

Lavaströme vergleichbar. Der in der Nähe wohnende Stamm der Choroteganer nannte ihn den „brennenden Berg.“ In der Sprache der eigentlichen Nicaraguaner hieß er „Popocatepec“, (der „kochende Strom“), wie ihn Oviedo, oder vielmehr der „dampfende Berg“, wie ihn Squier richtiger übersetzte. Der indianische Kazike Natatime, welcher Oviedo begleitete, versicherte, daß in der Umgebung des Kratersees von Massaya damals über 100,000 Indianer lebten. Die gegenwärtige Bevölkerung von Massaya, mit Inbegriff von Nindirí und der umgebenden Ortschaften, wird auf 25,000 Seelen angegeben. Reichardt, der Agent der Hamburger Colonisations-Gesellschaft, der über die kleinen Ressourcen und Industriezweige des Landes möglichst viele Mittheilungen zusammensuchte, bezeichnet Massaya als den am meisten producirenden Ort des Staates.

Die Anfertigung der Hängematten (der feineren aus Pita, der gewöhnlicheren aus Tabuya) wird hier im Großen betrieben, ebenso wie das Flechten der bunten Matten oder Petates und der gewöhnlichen Palmhüte. Auch Schuhe, Sättel und andere Ledersachen, sowie eine Art groben Baumwollenzeuges und eine Menge unbedeutenderer Artikel, unter andern auch Dulces in Geléeform aus der Frucht Toronja (dem Guajava-Jelly ähnlich) zum weitern Verschicken, werden hier geschäftsmäßig gefertigt und über Granada oder Leon versandt. Besonders guter Tabak wird unter den verschiedenen Landesprodukten cultivirt, auch viele Cigarren werden ausgeführt, d. h. nicht nach dem Auslande, sondern nur nach den anderen Theilen Nicaraguas. Squier bemerkt gleichfalls, daß die Bevölkerung Massayas die „gewerbfleißigste in ganz Central-Amerika“ und als solche allenthalben bekannt sei. Ebenso fand hier dieser Reisende neben den einheimischen Industrieartikeln mehr europäische Waaren, als irgend sonst wo in Nicaragua, obwohl gerade zur Zeit seines Besuches viele Buden in Folge des ausgebrochenen Bürgerkrieges geschlossen waren.

Das bemerkenswertheste Gebäude der Stadt ist die Parochialkirche in gemischtem, byzantinisch-gothischem Style gebaut mit einem soliden, viereckigen Glockenthurme; sie steht in der Mitte des Platzes, auf welchem das Marktgedränge wogt. Hunderte von Indianern der Nachbarschaft boten daselbst ihre Produkte, besonders köstliche Früchte feil, auch habe ich nirgends sonst wo im Lande unter den Verkaufsartikeln eine solche Mannigfaltigkeit an süßem Naschwerk bemerkt, welches hier die Eingebornen aller Racen lieben. Am frühesten Morgen noch vor Sonnenaufgang ging es vor den Thüren dieser Kirche besonders laut her. Es wurden einige indianische Hochzeiten gefeiert, welche Böllerschüsse verkündigten und eine laute, aber schwermüthige Musik begleitete. Diese Ceremonie wird hier mit wenig Umständen abgethan. Die Glocke läutet, der Priester segnet ein, die Indianer bezahlen und so ziehen die verschiedenen Brautleute dann nach ihrem „Pueblo" zurück, verzehren einiges Zuckerwerk, nehmen einen Schluck Branntwein und gehen hierauf wieder ihren gewöhnlichen Tagesgeschäften nach. Die spanischen Creolen und Ladinos in Massaya feiern ihre Hochzeiten mit etwas mehr Pomp und Lärmen, lassen bei ihrem Austritt aus der Kirche Raketen steigen und bleiben mit ihren Freunden und Verwandten schmausend und musicirend mindestens einen halben Tag lang beisammen.

Der leidigste Fehler der Lage Massayas ist der empfindliche Wassermangel, eine alte Plage, die schon zur Zeit bestand, als Oviedo den Ort besuchte, obschon nach einer wohl irrigen Localsage noch vor neunzig Jahren ein Flüßchen mitten durch den Ort geflossen und erst in Folge eines Erdbebens verschwunden sein soll. Oviedo erzählt hingegen, daß bereits im Jahre 1529 der tiefe Kessel des Sees das einzige Wasserbehälter war, aus welchem die Bewohner der Stadt und die Indianer der Gegend ihren Bedarf schöpften. Schon zu jener Zeit waren die indianischen Weiber fast den ganzen Tag damit beschäftigt, auf steilen und beschwerlichen

Wegen nach dem See hinabzusteigen, um ihre Krüge zu füllen. Wir besuchten den Seekessel verschiedene Male und begegneten auf dem Hauptwege, der durch schroffe, vulcanische Felsen gehauen ist, einer großen Zahl von Pferden, Maulthieren und Kühen, die zur Tränke hinabgeführt wurden. Hunderte von braunen Weibern waren unten mit dem Füllen ihrer Wassergefäße und ebenso viele mit Waschen beschäftigt. Man hatte von dieser zugänglichsten Stelle einen schönen Ueberblick des Sees und seiner Umgebung. Der Landschaftscharakter ist über alle Beschreibung wild und schwermüthig. Mauerförmig senkrecht fallen die gewaltigen Andesitfelsen in das tiefe Einsturz-Becken dieses Kessels ab. Der See von Massaya ist der einzige mir bekannte See, welcher einige Aehnlichkeit mit dem Königsee bei Berchtesgaden hat. Die Felswände sind meist kahl. Wo aber die tropische Vegetation Raum findet, sproßt sie aus jeder Felsritze üppig empor, besonders an Stellen, wo das vulcanische Gestein stark von Verwitterung angenagt ist. Da wo Lianen und Bauhinien strickartig über die Felsen hängen, sieht man häufig kleine Rollschwanzaffen hinabklettern, um zu trinken. Auch die Thierwelt empfindet hier peinlich den herrschenden Wassermangel. Das Seewasser ist nicht ohne etwas Beigeschmack, soll aber gesund sein.

Um die Bevölkerung dieser interessanten Stadt von der unendlichen Mühe und Plage des Wasserholens aus diesem Tiefsee zu befreien, wurden erst in neuester Zeit, als die Amerikaner anfingen, sich um das fast vergessene Isthmusland zu bekümmern, ernstliche Versuche zur Abhülfe gemacht. Aus dem Prospectus eines Actienunternehmens, datirt vom 21. November 1851, ersieht man, daß die Herren Myamet und Leclerc (letzterer ein seit zwanzig Jahren in Massaya ansässiger französischer Kaufmann), eine Compania Franco-Nicaraguense, por la distribucion del agua en la ciudad de Massaya errichtet haben, um mit einem Actiencapital von 80,000 Piastern (8000 Actien à 10 P.) eine Dampfmaschine

aus Frankreich kommen zu lassen, und mittelst anzulegender Canäle ganz Massaya auf leichtere und ausreichendere Art mit Wasser zu versorgen.*) In diesem Prospectus wird die Einwohnerzahl der mit Wasser zu versorgenden Ortschaften auf 20- bis 25,000 Seelen angegeben und angenommen, daß wenigstens 4000 Weiber und Kinder jetzt täglich allein damit beschäftigt seien, auf beschwerliche und der Gesundheit schädliche Weise das nöthige Wasser aus dem See zu holen. Von diesen werden täglich ohngefähr 12,000 Cantaros (à circa fünf Gallonen) Wasser getragen, d. h. in der trockenen Jahreszeit vom October bis Mai; während der Regenzeit etwas weniger. Die Unternehmer der Versorgung mittelst Dampfmaschinen versprechen täglich 64,000 Cantaros zu schöpfen und sechzehn Cantaros zu dem Preise von einem Real zu liefern, da wohl anzunehmen, daß der Wasserverbrauch unter so günstigen Umständen bedeutend zunehmen werde. — Dürfte man diese Voraussetzungen sämmtlich als richtig annehmen, so wäre dieses Actienunternehmen bei einer täglichen Einnahme von 500 Piastern allerdings eines der rentabelsten, das sich denken läßt. Der Ausführung des ganzen Plans stellten sich damals jedoch noch so viele Hindernisse entgegen, daß man für die nächste Zukunft wenig Hoffnung hegte, die mit unermüdlicher Geduld und bewundernswerther Ausdauer während der ganzen heißen Tageszeit mit den schweren Wasserkrügen auf dem Kopf auf- und niedersteigenden armen Indianerweiber von ihrer schweren Arbeit erlöst zu sehen.

Abgesehen von dem noch stattfindenden störenden Mangel an hinreichendem Trink- und Waschwasser, ist Massaya und Nindirí, sowie die ganze nähere, demselben kleinen Plateau oder besonderen Bergbezirk zuzurechnende Umgebung, ein in jeder Hinsicht begünstigter Theil dieses Departements. Tausend bis fünfzehnhundert Fuß höher liegend als Granada, ist es schon etwas kühler, wenn auch

*) So erzählt Reichardt in seinem Buch „Nicaragua."

nicht gesunder; durch einen leicht herzustellenden, vollkommen guten Fahrweg mit der nur vier Leguas oder zwölf Meilen entfernten Hauptstadt und der Schifffahrt auf dem See in Verbindung gedacht, hat diese Gegend einen leichten Absatzweg für die vielen Producte, die der reiche Boden in größter Menge und Güte hervorbringt. Die größere hier herrschende Wohlhabenheit und Behaglichkeit der äußern Existenz scheint sogar schon den sonst überall im Lande fehlenden Sinn für Verschönerungen hervorgerufen zu haben. Einige der besseren indianischen Häuser, in denen die Anfertigung der Hängematten von den Bewohnern betrieben wird, welches Geschäft eine Art kleiner Reiferbahn erfordert, haben die hiezu nöthigen Gänge in schönen Alleen von Pisangs, Orangen- oder Mangobäumen regelmäßig vor den Häusern angelegt, und auch andere, von dichten Cactushecken abgeschlossene Umgebungen der indianischen Wohnungen sind mitunter ziemlich geschmackvoll und reinlich gehalten.

Nindirí, das schönste Indianerdorf von ganz Central-Amerika, liegt eine Meile nördlich von Massaya, mit welchem es durch andere kleine dazwischen liegende Pueblos und Haciendas beinahe verbunden ist. Die ausnehmende Schönheit seiner tropischen Gartenvegetation, die Pracht und Größe seiner mit Goldäpfeln übersäeten Orangenbäume, die Ueppigkeit seiner Pisangs, die zur Zeit unseres Besuches gleichfalls von Früchten strotzten, die Höhe seiner Cocospalmen mit mächtigen Trauben dreikantiger Riesennüsse beladen, die zierliche Pracht seiner Papayas oder Melonenbäume, das dunkle Grün seiner Mangos, der Reichthum seiner Jocoten, Milchfruchtbäume, Aguacates, Ananas u. s. w. wurde früher bereits angedeutet. Und all dieser Fruchtsegen, welcher in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit kaum irgend sonst wo in Amerika seines Gleichen hat, wird auf einem äußerst wasserarmen Boden erzeugt, der aber in seiner leichten vulcanischen kalkreichen Erde die Fähigkeit besitzt, die Feuchtigkeit, die ihm durch Niederschläge während der nassen Jahres-

zeit und durch Thau während des trocknen Sommers zukommt, lange zurückzuhalten. Auch Herr Squier hat die Schönheit der Umgegend Nindirís emphatisch geschildert. Man verzeiht ihm seinen Phrasenschwulst, wenn man den Ort gesehen, obwohl er wie gewöhnlich auch hier mit gar zu dicken Farben malt. Wenn er erklärt, daß er keinen malerischeren Punkt als Nindirí in der Welt kenne, so wollen wir es ihm gerne glauben. Denn Herr Squier hatte damals vielleicht außer Nicaragua und den vereinigten Staaten, welch letztere bekanntlich an pittoresken Landschaften ziemlich arm sind, nichts gesehen. Wenn derselbe aber dagegen behauptet: es gebe keinen Punkt auf der Erde, der sich an malerischem Reiz mit Nindirí vergleichen lasse, so ist dies immerhin eine starke Uebertreibung. Ich meiner Seits würde die wilde Naturpracht des tropischen Urwaldes am Sarapiqui, die reizende Umgebung von Tarcoles am Golf von Nicoya, ganz besonders aber das Thal von Antigua Guatemala mit seiner grandiosen Vulcanscenerie der cultivirten Tropen-Vegetation in den Umgebungen von Nindirí vorziehen. Sogar der melodische Name dieses Ortes, den man nach der Sprache der Eingebornen von „Ninda" Wasser und „Diria" Berg ableitet, versetzte den trockenen Amerikaner in Entzücken.

Der Weg von Nindirí nach Managua führt durch lichte einförmige Wälder, welche in dieser Jahreszeit, wo es an Wasser fehlt, und die Thiere sich nach andern Gegenden zurückziehen, recht einförmig, einsam und langweilig sind. Selbst Vögel erscheinen nur sparsam. Die Schwärme von Papageien, deren regelmäßiges Erscheinen am Morgen und Abend in der Provinz Guanacaste den Waldwanderer erheitert, sind hier seltene Gäste.

Die Stadt Managua, die wir nach einem mäßigen Tagesritte erreichten, liegt am südlichen Ufer des Sees, der nach ihr benannt wird. Sie hat angeblich 10- bis 12,000 Bewohner. Ihre Entfernung von Massaya wird auf acht Leguas angegeben. Sie bildet den Mittelpunkt der ebenen Ufergegend, die sich östlich ohne Unter-

brechung bis Tipitapa, westlich bis Matiares erstreckt. Im Jahre 1854 war sie der Sitz der Regierung und der Präsident Chamorro hatte hier den Kern seiner bewaffneten Macht zusammengezogen, mit welchem er das revolutionslüsterne Leon bedrohte. Wir nahmen hier unser Quartier im Gasthause des Don Hyppolito Prato, dessen Frau, eine wohlbeleibte stattliche Gestalt, auch eine ächte Wirthin mit Anstand und Humor darstellte, eine Eigenschaft, die sonst bei den Neuspaniern nicht eben gewöhnlich ist. Das Haus war groß und reinlich, der geräumige Hof war mit Bananen, Orangen und Ananas bepflanzt.

Trotz des starken Seewindes, der von Nordosten blies, war die Atmosphäre in Managua heiß und trocken. Schon um acht Uhr Morgens zeigte das Thermometer +82° Fahr. an. Eine so hohe Temperatur hatten wir in Costa Rica selbst während der Mittagsstunden nie beobachtet. Gegen zwei Uhr Nachmittags stieg die Hitze auf +96° Fahr. Ich machte einen Ausflug an den See, um ein Bad zu nehmen. Das ziemlich trübe, gelblich-grüne Wasser war durch den heftigen Wind stark bewegt. Doch gehen die brandenden Wellen hier nicht so hoch, wie am größern Nicaraguasee. Das Ufer besteht aus Schichten von Tuffen und Conglomeraten, deren Mächtigkeit von 1½ bis 2′ variirt. Es ist eine Alluvialbildung, welche Reste von noch lebenden Thierarten und Pflanzen einschließt. Der Gebirgszug im Norden und Osten des Managuasees bildet keine malerischen Contouren. Der Kamm der Cordilleras scheint sich hier kaum über 4000′ zu erheben. Der Gebirgsabfall gegen den See ist zum Theil nackt und felsig, zum Theil bewaldet. Die Landzunge Childepe, nur eine Meile von Managua entfernt, springt von Südost nach Nordwest in den See hinein und bildet ziemlich malerische Linien. Vier gewölbte Kuppen erheben sich hier etwa 2000′ über dem Niveau des Sees. Die letzte dieser Kuppen nähert sich am meisten der Vulcanform und ist oben abgestutzt, soll aber keinen Krater haben und niemals eruptive

Erscheinungen gezeigt haben. An den Ufern fand ich in der Landschaft von Managua nirgends Anhäufungen von Bimsstein, welche der Nicaraguasee so häufig ausspült. Auch von Schalthieren war keine Spur zu sehen. Dieser große Süßwassersee ist jedoch ziemlich fischreich. Sogar graue Kaimane von acht bis zehn Fuß Länge, wenn gleich nicht so furchtbaren Ansehens, wie Thomas Gage sie beschrieb, trieben auf den bewegten Flüssen. Sie schwammen so ruhig, daß man sie für treibende Holzklötze hätte halten können, wenn nicht das Fernrohr den geschuppten Rückenpanzer verrathen. Viele Reiher, Staare und Turteltauben saßen am See, um zu trinken. Waschende Frauen und Mädchen, meist Indianerinnen, nackt bis zur Hüfte, mit herabhängenden Haaren, standen bald einzeln bald in Gruppen am Ufer, auch junge Burschen badeten in der Nähe.

In den niedrigen Bergen südlich von Managua finden sich mehrere der so oft vorkommenden kesselförmigen kleineren Seen, von denen der größte, der See von Nihapa, zwei Leguas entfernt, der Krater eines früheren Vulcans ist, und an seinen Felsenwänden Spuren altindianischer Sculpturen zeigt. Außer einem andern, salziges Wasser enthaltenden See, werden die kleineren, der Stadt näheren, fischreichen Süßwasserseen von den Einwohnern auch zum Waschen und Baden benutzt. Sämmtliche dieser Seen sind ohne irgend einen Abfluß, für sich abgeschlossen, meist sehr tiefe Wasserbehälter.

Die Reise von Managua nach Leon durch eine der verrufensten und gefährlichsten Gegenden des Landes machte ich in Begleitung eines einzigen Indianers, der meine beiden Lastthiere führte. Die erste Tagereise ging durch trockene Wälder in geringer Entfernung von den Seeufern. Der Landschaftscharakter ist sehr einförmig und besonders in dieser regenlosen Jahreszeit, wo das schöne Wolkenspiel am Himmel fehlte, überaus langweilig. Wo der Weg dem Ufer sich näherte und der Wald sich öffnete, war zuweilen die schöne Vulcanscenerie der Nordwestseite sichtbar. Der hohe noch

thätige Feuerberg Momotombo bildet hier einen gewaltigen regelmäßigen Kegel, der an schönem Ebenmaß nur dem Omotepe nachsteht. Seine größte Breite ist von Südwest nach Nordost. Der Gipfel ist abgestutzt. Es war damals kein Rauch über seinem Krater sichtbar.

In Matiares fand ich ein schlechtes Nachtquartier bei einer Mulattin, die sich für ein mageres Abendessen von Chocolate und Eiern einen spanischen Piaster bezahlen ließ. Der Ort hat eine kleine Besatzung wegen des Raubgesindels, das in den Wäldern der Nachbarschaft spukt und zugleich zur Bewachung der Sträflinge dient, die mit schweren Ketten über dem Fußknöchel paarweise zusammengekoppelt am Straßenbau arbeiten. Es waren die häßlichsten Gauner- und Mördergesichter darunter, doch mehr Ladinos und Zambos, als eigentliche Indianer.

Das Mulattenhäuschen wimmelte von Ungeziefern. Ich verließ es trotz der stürmischen Nacht und bettete mich draußen auf die Erde in eine Wolldecke gehüllt, die mich nicht vollkommen gegen den eindringenden Staub schützte, den der Nordwind in mächtigen Wolken aufjagte. Mein Indianer schlief trotz der Flöhe, trotz den Niguas und dem Sturmgebrülle sehr fest und hätte sich wenig um die Packthiere bekümmert, wenn ich ihn nicht selbst vor Sonnenaufgang geweckt haben würde. Er tränkte die Thiere und wir rückten weiter in der Richtung von Pueblo nuevo. Die Ebene geht hier in ein Hügelland über, das aus horizontalen Alluvialschichten besteht und sich etwa 300′ über dem Seespiegel erhebt. Die Waldphysiognomie war die gleiche, wie am vorhergehenden Tage. Die Waldtaubenstimmen begrüßten schwermüthig die aufgehende Sonne. Mein Tagebuch erwähnt als die einzige bemerkenswerthe Erscheinung eine kleine Colonie von Mönchsaffen dicht am Wege. Sie sind unter allen Affenarten des Landes am wenigsten scheu, ziehen sich aber doch gewöhnlich beim Anblick des Menschen zurück, wenn auch nicht in so hurtigen Sätzen wie die

braunen Rollschwanzaffen, ihre Gattungsverwandten. Auch verrathen sie ihren Schrecken dann nie durch heulende Töne, gleich den garstigen, dunkelgefärbten, bärtigen Brüllaffen. Hier blieben sie zu meiner Verwunderung sogar traulich und neugierig auf den Ceibabäumen sitzen und begafften recht con amore die vorüberziehenden zwei- und vierfüßigen Wanderer. Es war ein sehr alt und mürrisch aussehender Affe darunter, welcher der Patriarch der Familie zu sein schien. Die übrigen Affen und Aeffchen, etwa zwanzig an Zahl, waren um ihn, theils auf demselben Baume, theils auf den Nachbarbäumen versammelt, wo einige der jüngeren schäkernd spielten und sich schaukelten. Nur eine Aeffin, die ein Junges auf ihrem Rücken trug, schnitt boshafte Grimassen, warf einige Zweige vom Baume und gab hie und da einige schreiende Töne von sich, welche Verwunderung oder Aerger ausdrückten.

Wenn diese Mönchsaffen sich hier nicht entfernten, wie sie doch sonst zu thun pflegen, so mag entweder die Ruhe und das Phlegma des alten Großvaters und Führers, der an Altersschwäche zu leiden schien und in seiner Beschaulichkeit und Ruhe nicht gestört sein wollte, oder wohl mehr noch die Gewohnheit dieser Affenfamilie, hier vorüberziehende Menschen zu sehen, von denen sie nicht belästigt wurden, Ursache gewesen sein. Ich war einen Augenblick in Versuchung, die Aeffin zu schießen, um ihr Junges lebendig zu erbeuten, aber der Indianer, der meine Bewegung mit der Flinte sah, bat mich warnend, es doch nicht zu thun. Das Fleisch dieser Affen sei zähe, übelriechend und schlecht zu essen, auch hafte ein eigenthümlicher Fluch an jedem Jäger, der einen dieser weißköpfigen Affen erlege. Er soll nämlich, nach dem Glauben der Eingeborenen, ein ganzes Jahr lang kein großes Wild mehr erbeuten können, und die schönsten Hirsche selbst in der Nähe fehlen. Während mein brauner Begleiter den Fürsprecher für die Affenfamilie machte, erwachte die Erinnerung an eine andere Waldepisode, die mich zum Mitleid stimmte. Im Thale des Rio Jesus Maria im westlichen Costa

Rica schoß ich nämlich einmal eine Affenmutter, welche tödtlich verwundet vom hohen Baume auf ihre Brust stürzte und noch sterbend für die Erhaltung des armen, kleinen, haarigen Burschen bedacht war, der auf ihrem Rücken saß. Das Aeffchen war unversehrt und ich brachte es nach dem Rancho, in welchem ich damals mit meinem Begleiter wohnte. Aber trotz aller Liebkosungen und des besten Bananenfutters blieb mir das Aeffchen lange sehr abgeneigt. Es konnte mir den Tod seiner Mutter nicht verzeihen.

Nagarote ist ein kleiner elender Indianerort. Anständige Häuser mit Ziegeldächern fehlen hier ganz. Die Hütten mit Lehmwänden haben nur Dächer von Palmenstroh. Die sehr schmutzig und widerlich aussehenden Bewohner wollten mir weder Milch noch Eier verkaufen. Zwischen Nagarote und Pueblo nuevo treiben sich besonders in Kriegszeiten die meisten Räuberbanden umher.

Pueblo nuevo ist ein größerer Ort von etwa 1000 Bewohnern. Beide Racen, Indianer und Ladinos, leben hier gemischt. Auch einige Creolen wohnen hier und haben wie gewöhnlich die reinlichsten Häuschen mit Kramläden inne. Eine eigenthümliche malerische Zierde des Ortes bildet der gewaltige Säulencactus, der hier um Höfe und Gärten als Zaun gepflanzt ist. Es gibt keine Pflanzenform, welche den Nordländer mehr überrascht und ihm so tropisch fremdartig erscheint wie diese, selbst nicht die Cocospalmen. Diese Cactussäulen ragen hier 20 bis 30′ empor. Aus einiger Entfernung betrachtet würde sie ein des Anblicks ungewohnter Nordländer wahrscheinlich für wirkliche Säulen halten. Es ist die starrste und steifste aller Pflanzenformen, die ich kenne. Erst bei einer Höhe von circa 25′ kommt die vegetabilische Säule doch in einiges Mißverhältniß zur seichten Wurzelbefestigung und zum schlanken Bau und der Wind bringt sie dann leicht zum Schwanken. Diese Cactusart ist der beste natürliche Zaun, den man sich für sein Eigenthum wünschen kann. Könnte man sie an die Olivengärten Italiens und der Provence verpflanzen, so würden die dor-

tigen Bewohner nicht bloß die kostspieligen Mauern, sondern auch die Mühe ersparen, die Zaunhöhe mit scharfen Glasscherben zu versehen. Denn dieser Säulencactus bietet eine weit bessere Schutzwehr und ist mit äußerst spitzigen, nadelförmigen Stacheln, welche die halbe Länge der Stricknadeln erreichen, dermaßen besetzt, daß der stärkste Stier, der kühnste „Fencenbrecher" aus den Prairien Nordamerikas hier schwerlich einen Einbruchversuch wagen würde. Ich sah den Säulencactus in keiner andern Gegend Mittel-Amerikas so hoch aufschießen wie bei Pueblo nuevo.

---

## Fünftes Kapitel.

# Leon.

Lage der Stadt. — Historisches. — Moderne und ältere Freibeuter. — Ein demokratischer Bischof. — Leon im Jahr 1665. — Ein üppig-schwelgerisches Leben. — Mahomet's Paradies. — Die Cathedrale von Sanct Peter. — Eine Kirche als Citadelle. — Indianische Bischöfe. — Leon aus der Vogelperspective. — Calvario. — La Merced. — Recollecion. — Subtiaba. — Die Bevölkerung von Leon. — Die Indianer. — Grausamkeiten der Spanier gegen die Eingeborenen. — Menschenhetzen. — Die Hispano-Amerikaner und die Sühne für ihre Thaten.

Die frühere Hauptstadt Nicaraguas ist in einer schönen und fruchtbaren, aber heißen Ebene zwischen dem Managuasee und dem stillen Ocean gelegen, nicht sehr fern von der berühmten Vulcanreihe der Marabios, in welchen die ungebändigten Feuermächte des Erdinnern so gewaltigen Spuk treiben.*) Nach einem regelmäßigen Plan gebaut mit sehr breiten Straßen, gewährt die Stadt mit den Resten ihrer vergangenen Pracht selbst in ihrem jetzigen tiefen Verfall immer noch einen überraschenden Anblick. Sie ist an Umfang größer als Havanna. Die Häuser sind niedrig, aber geräumig, mit Höfen und Gärten.

Leon hat seit seiner Gründung durch Hernandez de Cordova

*) Die alte Stadt Leon hatte früher eine andere Lage und stand am Fuße des Vulcans Momotombo nahe dem Managuasee. Sie wurde im Jahr 1610 verlassen und nach ihrer jetzigen Stelle versetzt, angeblich weil der Papst einen Fluch gegen die alte Stadt ausgesprochen hatte, in welcher der Bischof Antonio de Valdevieso ermordet worden war.

im Jahre 1523 bis auf den heutigen Tag eine bedeutende Rolle in der Geschichte der central-amerikanischen Isthmusländer gespielt. Keine Stadt ist durch politische Katastrophen schrecklicher heimgesucht worden, selbst nicht das unglückliche Granada. Der Freibeuterbesuch Walker's und die letzte Revolution Castellon's gegen Chamorro, wie schwer sie auch den Staat erschütterten, waren vergleichsweise doch nur Kleinigkeiten gegen den Ueberfall des Piraten Dampier im Jahr 1685, welcher Kirchen, Klöster und Paläste verbrannte, und gegen die Schauerscenen des Bürgerkrieges von 1823, der hier mit einer Art von Bartholomäusnacht begann. Noch zeugen viele prächtige Kirchen, die Trümmer von Palästen und andern öffentlichen Gebäuden, welche ganz oder halb Ruinen sind, von dem frühern Reichthume Leons, wo sich nächst Guatemala das erste Patriciat aus den neuspanischen Eroberern gebildet hatte und besonders der Clerus reich, pomphaft und mächtig war. Diese schöne Zeit ist für Leon seit der Unabhängigkeit Central-Amerikas vorüber. Die Sturmglocke der Freiheit war die Todtenglocke seiner Blüthe. Die wüthendsten Leidenschaften seiner Factionen haben sich während der Bürgerkriege in seinen Straßen ausgetobt. Noch vor wenigen Jahren residirte in Leon der vielbekannte Bischof Don Jorge Viteri y Ungo, das Haupt der demokratischen Partei, der sich hier ganz wie einer unserer kriegerischen Prälaten im Mittelalter geberdete, mit Säbel und Pistolen die Kanzel bestieg und in den geweihten Hallen der Cathedrale zum Kampfe gegen die Partei von Granada aufforderte. Er war ein Mann der äußersten Energie, der beredteste Agitator des Landes. Man sieht im Hauptstadttheil von Leon wenige öffentliche Gebäude oder Privathäuser, die nicht heute noch die Spuren von Brand und Kugeln tragen, am meisten die ehrwürdige Cathedrale von St. Peter.

Thomas Gage, der berühmte Reisende und Missionär, dessen persönliche Schicksale nicht minder anziehend sind, wie seine weiten abenteuerlichen Fahrten durch die neue Welt, fast der einzige fremde

Beobachter jener frühern Zeit, dem es gelungen, in diesen Theil Amerikas einzudringen, von welchem der finstere Argwohn der spanischen Gewalthaber und der Inquisition jeden wandernden Ausländer ferne hielt, hat Leon im Jahre 1665, in der Zeit seiner schönsten Blüthe gesehen. Er erzählt verwunderliche Dinge von dieser Hauptstadt Nicaraguas, wie üppig und opulent sie gewesen, und welch ein sinnlich genußvolles, lustiges Leben hier einst im Angesicht der drohenden Feuerberge der Marabios gerauscht habe. Da floß in Ueberfluß Milch und Honig und fast nichts fehlte, was das menschliche Leben sinnlich ergötzte. Stattliche Häuser gab es mit zierlichen Verandas, köstliche Gärten voll von Blumen und Früchten, singende Vögel und bunte Papageien in Käfigen, Fisch und Fleisch waren wohlfeil und gut. Man freute sich in Leon des Lebens mehr als sonstwo, überließ trotz der günstigen Stadtlage den mühsamen Handel anderen Städten und Leuten, scheute jede Arbeit und liebte nur den Genuß.

Nächst Antigua Guatemala war Leon die bedeutendste Stadt des Vicekönigreichs Guatemala. Sie war der Sitz der Provinzialmachthaber, eines zahlreichen Patriciats und eines noch zahlreicheren Clerus. Nicht bloß ein guter Theil der Provinzialeinkünfte und Abgaben floß dorthin, sondern die reichen spanischen Grundbesitzer, welche die Eingeborenen ganz wie Sclaven behandelten und sie mehr arbeiten ließen, als die Pflanzer Westindiens ihre Neger, zogen sich nach Leon und bildeten hier eine privilegirte Kaste genießender Müßiggänger, welche die Einkünfte ihrer Hacienden in Schwelgerei verpraßten, während ihre braunen Sclaven draußen in der Sonnenhitze schwitzten und seufzten. Man findet in des Bischofs Las Casas und Gage's Reisebeschreibungen eine schauerliche Schilderung der Habsucht und des Gewaltmißbrauches, welche die Spanier allenthalben in Mittel-Amerika verübten, wo die Beschaffenheit des Landes ihnen gestattete, die Eingebornen zur Arbeit zu zwingen, und deren Flucht in die Berge und Wälder zu verhindern. Im Vergleiche mit der nicht rechtlich be-

gründeten aber factisch ausgeübten Indianersclaverei in Guatemala und Nicaragua werden die heutigen Neger von Cuba und Portorico noch milde und menschlich behandelt.

Nach dem genußsüchtigen, üppigen, schwelgerischen Leben, das damals in der Hauptstadt Leon herrschte, nannte man die Provinz Nicaragua das „Paradies des Mahomet". Sieht man heute diese heruntergekommene, verarmte, elende Bevölkerung, die ohne ihre Bananen und Bohnen in Revolutionszeiten fast Hungers gestorben wäre, so klingt diese Beschreibung des irischen Missionärs wie die bitterste Ironie. Wenn nicht auch hier die Steine redeten, die Pracht und Größe der öffentlichen Bauwerke, man würde kaum glauben, daß diese Stadt jemals in Luxus und Glanz geschwelgt und „glückliche Zeiten" (im spanischen Sinne) gehabt habe, so verödet, so düster-melancholisch sieht es heute in ihren Straßen aus. Kein Wagen rasselt mehr, selbst der Hufschlag von Pferden wird nicht oft gehört. Nur wenige Fußgänger schleichen während der heißen Jahreszeit trübe schweigend an einander vorüber und erst gegen Abend wird es etwas belebter. Gerade die schönsten Quartiere dieser Stadt, die einst dreimal so viel Bewohner wie gegenwärtig hatte, sind jetzt wie ausgestorben. Ueberall stößt der Blick im Innern von Leon auf moderne Ruinen, auf Schutt, Schmutz, Verwahrlosung und Elend. Von den noch erhaltenen Gebäuden der Stadt sind nur die Kirchen einer Erwähnung werth. Sämmtliche Paläste, mit Ausnahme des bischöflichen Palastes, liegen in Trümmern, deren wüstes Chaos ganz nahe der Cathedrale einen beträchtlichen Bodenraum bedeckt.

Die Cathedrale von Leon, welche im Mittelpunkt der Stadt und des Hauptquartiers an der großen „Playa" liegt, gilt als das bedeutendste Bauwerk im ganzen spanischen Amerika. Ihr Bau, welcher erst 1743 vollendet wurde, und fast 37 Jahre dauerte, soll fünf Millionen spanische Piaster gekostet haben, was wohl übertrieben ist. Im Renaissancestyl massiv, schwerfällig, ohne Kuppelzierde und

ohne den hohen Thurmschmuck der gothischen Kirchen macht sie gleichwohl auf den Beschauer einen mächtigen Eindruck, der noch bedeutender sein würde, wenn die Höhe des Baues im Verhältnisse zu seiner Breite und Ausdehnung wäre. An riesiger Masse ist diese Cathedrale ihren Nachbargebäuden, selbst den Palästen und Kasernen ebenso überlegen, wie der Straßburger Münster, oder wie die herrliche Solimanin in Constantinopel. Aber jene durchbrochenen, himmelanstrebenden Thürme und Thürmchen der gothischen Colossalbauten, die schlanken, malerischen, anmuthigen Minarets, die unter dem blauen Tropenfirmamente eine mindestens ebenso passende Figur spielen würden, wie am Spiegel des Marmora-Meeres und hier als Concurrenten mit den lebenden Riesensäulen der Palmen auftreten könnten, fehlen. Es gesellt sich überhaupt kein anmuthiger Zug zu der soliden Stärke dieses imposanten Gebäudes. Erdbebenfurcht hat wahrscheinlich den Eifer der Bauunternehmer und der Architecten nach der Höhe modificirt, und so sieht diese berühmte Peterskirche von Leon nur wie ein prächtiger Rumpf aus, dessen Schönheit und Masse besonders deshalb imponirt und überrascht, weil man in einem heute so verkommenen Lande, wie Nicaragua, solche Bauwerke nicht erwartet.

Allen Erdbeben hat die Cathedrale von Leon seit mehr als einem Jahrhundert tüchtig widerstanden und das ist kein geringer Beweis für die Festigkeit ihres Baues. Die Kanonen und Kartätschen, welche bei jedem revolutionären Straßenkampf regelmäßig gegen sie gerichtet waren, haben gleichwohl ihre enorm dicken Steinmauern äußerlich nicht bedeutend beschädigt und die Flintenkugeln an dem harten Gestein kaum mehr Eindrücke hinterlassen, als die Hagelschloßen an den bemalten Wänden der neuen Münchener Pinakothek. Selbst der große Brand von 1823 in jenen Tagen, wo die Anhänger der aristokratischen Partei und die Liberalen sich wüthend auf den Straßen rauften und viele öffentliche Gebäude, Kirchen, Klöster und Paläste mit etwa tausend Privatwohnungen von

den Flammen verzehrt wurden, hat die Mauern der Cathedrale nur wenig angeräuchert und geschwärzt. Bis auf die jüngste Zeit wurde sie bei jedem Bürgerkrieg als Citadelle benutzt. General Munoz, der Führer der Demokraten, ließ noch während Squier's Aufenthalt das Dach der Hauptkirche mit Kanonen besetzen. Wahrscheinlich hat der gegenwärtige Commandant von Leon, Bruno von Natzmer, sein Hauptquartier gleichfalls neben der Cathedrale in der großen Kaserne, die den Platz beherrscht, aufgeschlagen, wie früher der Commandant Flores, ein Parteigänger Chamorro's.

Stephens und Squier haben dieses merkwürdige Gebäude bereits beschrieben und im Werke des Letztern findet sich auch eine mittelmäßige Abbildung desselben. Daß im Innern eine gewisse Armuth im Vergleich mit der äußern Pracht auffällt, hat schon Squier hervorgehoben. Auch hier haben die revolutionären Hände der verschiedenen Parteien die Kirchenschätze angetastet und die Altäre entweiht. Die Seitenaltäre sind ziemlich armselig und nur am Hauptaltar erkennt man, daß noch nicht alles Silber im Lande gemünzt ist. Bemerkenswerth ist ein kleines Seitenzimmer der Kirche, welches die Bildnisse aller Bischöfe seit der Gründung der Stadt, fünf und vierzig an der Zahl, enthält. Auf einigen dieser Portraits ist die indianische Blutmischung unverkennbar. Der dunkle Teint der Ladinos war hier nicht selten durch die Bischofsmütze verherrlicht. Andere Portraits zeigen schöne Männer von der reinsten castilianischen Race mit ernsten strengen Gesichtszügen.

Ein überaus schönes Panorama der Stadt und Landschaft genießt man von der Terrasse der Cathedrale. Der Blick schweift gegen Westen über Chinandega und Realejo hinaus bis an die bläuliche Wasserwüste des stillen Weltmeeres. Nach der Fonsecabai im Norden ist die Aussicht durch die vulcanische Reihe der Marabios beschränkt, welche sich vom Managuasee, wo der gewaltige Riesenbau des Momotombo sich erhebt, bis zum Vulcan el Viejo (der Alte) hinzieht, von der Cosequinagruppe aber durch eine Ebene

getrennt ist. Zwischen jenen beiden äußersten colossalen Kegeln, welche die entgegengesetzten Grenzmarken dieser merkwürdigen Vulcanreihe bezeichnen, bildet der Telica den schönsten Conus. Von den Vulcanen Costa Ricas und des südlichen Theiles von Nicaragua unterscheiden sich die Marabios durch ihre vorherrschende Kahlheit. Sie sind wahrscheinlich später als jene mit ihren hohen wallartigen Erhebungskratern zum Durchbruche gekommen, und ihre dauernde Thätigkeit hat in die jüngste Epoche hereingereicht. Rauh, nackt, wild und zerrissen, widerstehen ihre theilweise mit Laven und Rapilli überdeckten Gehänge noch stark dem verwitternden Einflusse der Atmosphäre. Nicht einer von den neun Feuerbergen der Ebene von Leon verrieth jedoch im Februar 1854 irgend ein äußerlich sichtbares Zeichen der Thätigkeit. Auch der Vulcan las Pilas, dessen Ausbruch Squier im Jahre 1849 mit angesehen und so malerisch beschrieben hat, war wieder geschlossen. Es wechseln hier die Perioden der Ruhe und Thätigkeit, und nicht immer hat sich hier die Ansicht von der Stärke und häufigen Wiederkehr der Erdbeben bestätigt, wenn die Hauptkrater der Marabios auch einige Zeit geschlossen waren.

Die Kirchen Calvario, La Merced und Recoleccion sind selbst im Vergleich zur Peterscathedrale noch sehenswerth. Ihre mit Pilastern und Heiligenstatuen reich decorirten Façaden sind schön und geschmackvoll. Auch diese Kirchen haben während der Bürgerkriege nicht wenig gelitten, besonders die zuerst genannte, welche gewöhnlich im Besitze der entgegengesetzten Partei und das Hauptquartier ihres Führers war. In den verbarrikadirten Straßen zwischen der Calvarienkirche und der Cathedrale schwankte dann die Woge des Kampfes. Ihren Namen haben die Parteien oft gewechselt. In den letzten Jahren war Leon entschieden demokratisch. Fast sämmtliche Patricier und die Mehrzahl der Geistlichkeit gehörten dieser Partei an, doch mehr aus Neid und Haß gegen Granada, als aus innerer Ueberzeugung. „Demokratisch“ war überhaupt nur

ein Partei-Feldruf und hatte dort eine andere Bedeutung, als sonst wo. Doch neigte die Partei von Leon aus Ingrimm gegen den damaligen Präsidenten Chamorro ziemlich zu Nordamerika. Castellon, welcher bekanntlich Walker zuerst ins Land gerufen, gehört einer der besten Patricierfamilien von Leon an. Der unglückliche General Muñoz, den ich persönlich kennen lernte, war ein Freund und Bewunderer der Vereinigten Staaten.

Die indianische Stadt Subtiaba, welche schon zur Zeit der Entdeckung des Landes existirte, hängt mit Leon zusammen und bildet einen Theil der Hauptstadt, hat aber ihre eigene getrennte Gemeindeverwaltung behalten. Subtiabas Bevölkerung ist fast ganz rein indianisch. Seine große Kirche in der Mitte des Platzes wird nächst der Peterscathedrale für die schönste Kirche des Landes gehalten. Die Indianer Subtiabas sollen nicht nur religiöser und andächtiger, sondern auch civilisirter als in irgend einer andern Stadt Mittel-Amerikas sein. Hier residirte zur Zeit der spanischen Eroberung der mächtige Kazike von Nagrando und ein großer geräumiger Tempel mit Idolen stand an der Stelle, den jetzt die Kirche „La Merced" einnimmt. Der in der Geschichte Mittel-Amerikas vielgenannte Mönch Fray Francisco de Bobadilla, den ein gewaltiger Feuereifer für die Verbreitung des Glaubens beseelte, hat diesen Tempel verbrannt, die Idole zerstört und den Kaziken nebst 40,000 seiner braunen Unterthanen durch Beredtsamkeit, Drohungen und Weihwasser aus „Götzendienern und Kindern des Teufels" in gute Christen verwandelt.

Die Bevölkerung von Leon, welche noch unter der spanischen Herrschaft gegen 60,000 Seelen betrug, ist bis auf 20,000 zusammengeschmolzen. Selbst wenn man die Einwohnerschaft Subtiabas und der angrenzenden Indianerortschaften mit einbegreift, übersteigt doch die höchste Schätzung nicht 30,000. Darunter sind höchstens 1500 unvermischte Neuspanier, die sich hier weit weniger mit kaufmännischen Geschäften befassen, wie in Granada. Der Handel liegt

in Leon gänzlich darnieder, und hat sich nach Chinandega in die Nähe der Küste gezogen, wo ein Hamburger Haus und einige englische Kaufleute ihre Waarendepots halten, aber auch dort nicht vor Plünderung in Revolutionszeiten geschützt sind. Die Ladinos sind in Leon selbst etwas zahlreicher als die reinen Indianer, welche dagegen die Hauptbevölkerung Subtiabas bilden und mit Inbegriff der Landbevölkerung bei weitem überwiegen. Diese Indianer sind hier vorzugsweise Landwirthe und Ackerbauer. Der Markt von Leon wird von ihnen mit den Gemüsen und Früchten der tropischen Zone reichlich versehen, und mit besonderer Vorliebe pflanzen sie die Banane, die Ananas und die Wassermelone.

Alle hier seßhaften Fremden und Kenner des Landes, worunter ich besonders den brittischen Consul Manning nenne, der seit dreißig Jahren den Staat Nicaragua bewohnt, und denselben in allen Richtungen durchwandert hat, stimmen in der Ansicht überein, daß die indianische Bevölkerung in der Ebene von Leon die beste des ganzen Landes sei. Das edle toltekische Blut soll sich in ihnen reiner, als anderwärts, erhalten, weniger mit dem schlechten der Chichemeken vermischt haben. Ihre Gesichtsfarbe ist weit lichter, als sie bei den Indianern von Rivas erscheint, die unter allen eingebornen Stämmen am dunkelsten gefärbt sind und hinsichtlich ihres heimtückischen Charakters im übelsten Rufe stehen. Nächst den Indianern von Massaya, welche den hellsten Teint haben und ganz besonders gewerbfleißig sind, gelten die Eingebornen in der Gegend von Leon als die friedlichsten, arbeitsamsten und ehrlichsten des Landes. Sie dienen nicht gerne im Heer, verhalten sich in Revolutionszeiten am liebsten passiv, und nehmen an den Parteikämpfen nur dann Antheil, wenn sie von den Militärchefs dazu gezwungen oder durch Agitation von der Kanzel herab in den Kampf gehetzt werden.

Dieser Theil Nicaraguas war zur Zeit der spanischen Eroberung überaus bevölkert und wohl angebaut. Die Städte der Eingeborenen waren zwar nicht so groß und prächtig, wie in den Rei-

chen der Quichés und Azteken. Ihre Bewohner standen aber doch auf einer gewissen Culturhöhe, bauten sich reinliche Palmhütten, hatten ihre Tempel und bildeten unter ihren Kaziken geordnete Staaten und Gemeinwesen. Unmenschliche Mißhandlungen von Seite der weißen Sieger und Herren haben die Eingebornen hier noch mehr als in Peru und Mexiko decimirt und geistig gebrochen. Einer der getreuesten Augenzeugen und Darsteller des Zustandes der Indianer unter der spanischen Herrschaft, der edle Bartolomeo de las Casas, Bischof von Chiapa, welcher die Provinz Nicaragua und ihre Hauptstadt im 17. Jahrhundert besuchte, erzählt von dem tyrannischen Drucke, unter welchem Pedrarias Davila die Eingeborenen hielt, grauenerregende Thatsachen. Ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts mußten die Eingebornen hier Sclavendienste für ihre spanischen Herren verrichten. Adelige, selbst Kaziken, Greise, Weiber und Kinder mußten als „Tagelöhner" (was für die Sclaverei nur eine andere Bezeichnung war) Tag und Nacht arbeiten, den Boden beackern, die Haciendas bestellen, und schwere Lasten, Schiffbauholz ꝛc. nach dem Hafen schleppen. Tausende erlagen den Anstrengungen und Leiden. Die Zahl der indianischen Sclaven, welche von der Provinz Nicaragua allein nach Peru und Panama transportirt wurden, schätzt Las Casas auf nicht weniger als eine halbe Million. Dieser Umstand soll am meisten zur Entvölkerung des Landes beigetragen haben. „Die Indianer dieses Landes — schreibt der Bischof — sind von Natur sanft und friedlich. Der Gouverneur und seine Helfershelfer behandeln sie gleichwohl mit derselben tyrannischen Grausamkeit, wie in den übrigen Provinzen. Die Feder sträubt sich, all die Morde und Raubthaten der Beamten und Soldaten zu erzählen. Der geringste Vorwand reicht ihnen hin, einen Eingeborenen ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes niederzuhauen. Werden die Abgaben an Korn nicht regelmäßig geliefert, und die Sclavenarbeiten nicht genau vollzogen, so weiht man die Angeklagten ohne Rücksicht dem Tode.

Da es den Eingebornen nicht möglich ist, aus der Ebene zu entwischen und in die Berge zu fliehen, so sind sie ganz der Willkür ihrer Herren Preis gegeben."

Von demselben Pedrarias Davila, der an erfinderischer Menschenquälerei einen Franz Pizarro noch übertraf, erzählt der Chronikschreiber Oviedo folgende entsetzliche Episode, die für die spanische Herrschaft in diesen Ländern bezeichnend genug ist. Der Schatzmeister Alonzo de Peralta machte mit einigen andern spanischen Patriciern im Jahre 1528 einen Ausflug von Leon nach den indianischen Dörfern der Ebene. Sie verschwanden spurlos, ohne daß man ihre Mörder zu entdecken vermochte. Pedrarias ließ hierauf siebzehn Kaziken der Landschaft durch seine Soldaten einfangen. Man hatte keinen Beweis der Schuld gegen sie. Dennoch verurtheilte sie jenes Scheusal zu einem martervollen Tode. Sie wurden auf dem öffentlichen Platze der Hauptstadt im Angesichte des Volkes lebendig von Hunden zerrissen. Das Schauspiel fand am 16. Juni 1528 statt und die von den Autodafés her an so gräßliche Marterscenen gewohnten Spanier drängten sich in Masse als Zuschauer herbei. Zur Erhöhung der Augenweide der Zuschauer suchte man die Qualen der indianischen Fürsten ähnlich wie bei den Stiergefechten zu verlängern und das Interesse des Schauspiels zu erhöhen, indem man jedem einen Stock zur Vertheidigung ließ. Zuerst wurden gegen jeden Einzelnen nur fünf oder sechs jüngere Hunde losgelassen, die sich der Indianer mit seinem Stocke vom Leibe hielt. Im Augenblicke aber, wo der Unglückliche sich Sieger wähnte, wurde ein halbes Dutzend alter erfahrner Bluthunde auf die Arena gehetzt, die den Kaziken in einem Augenblicke zu Boden rissen und zerfleischten. Alle siebzehn Kaziken hatten das gleiche Schicksal. Ihre Leichen ließ man den Hunden zum Fraß.

Es liegt etwas in der Geschichte der Völker des spanischen Amerika, was an das griechische Trauerspiel, an das furchtbare Schicksal mahnt, welches die Sünden der Väter an späten Nach-

kommen rächt. Die Eumeniden sind seit den Tagen des Aeschylos älter, saumseliger und versöhnlicher geworden. Der eigentliche Verbrecher entwischt ihnen oft, bewahrt Glück, Gesundheit und Appetit sein Leben lang, und wird durch sein starkes Gewissen gefeit gegen jeden Furienbiß. Jene ritterlichen, fromm-andächtigen Scheusale Castiliens, welche in dieser schönen Zone der neuen Welt Gräuel auf Gräuel gehäuft und nie ihr Abendgebet vor dem Kreuze ihrer Schwerter versäumt haben, sie fanden nur ausnahmsweise das End-Schicksal eines Pizarro oder Antonio Peralta. Ihr mit Verbrechen und Sinnengenuß wechselndes Leben haben die meisten ohne Unfall abgenossen und zuletzt, gestärkt durch die nie versagte Tröstung der heiligen Sacramente, in seligem Dusel beschlossen.

Große historische Missethaten sind jedoch nie verübt worden, ohne daß der Staat, der sie begangen oder geduldet, an ihren Folgen nicht mitgelitten hätte. Dieses hispano-amerikanische Menschenschindergeschlecht, welches einst einen halben Welttheil eroberte und seine friedlichen Völker in Fesseln schlug, hat das Geheimniß des bürgerlichen Erwerbes, die Kunst, nicht durch Raub und Erpressung, sondern durch Arbeit, Association und Thätigkeit reich, groß und mächtig zu werden, niemals gelernt. Das ist heute sein Fluch und seine Strafe. Seit der Unabhängigkeit sind die spanischen Creolen tief heruntergekommen und verarmt. Sie zehren heute von dem letzten magern Nimbusschein, den sie aus den politischen Stürmen gerettet haben. In Guatemala, der größten unter den central-amerikanischen Republiken, ist heute ein gemeiner Indianerchef ihr Herr und Meister, vor welchem die Abkömmlinge der stolzen spanischen Adelsgeschlechter demüthig im Staube kriechen. In Nicaragua, San Salvador und Honduras haben sich bereits viele Halbindianer in die Staatsstellen eingedrängt. Ohne das Natur-Privilegium der Ueberlegenheit der edlen weißen Race über die Eingeborenen wären die Creolen längst schon verschwunden. Ihre Entartung schreitet indessen sichtbar fort.

Die folgenschwersten Keulenschläge des Schicksals gegen das spanische Amerika drohen heute vom Norden her. Eine gemüthlose, unliebenswürdige, aber unvergleichlich thatkräftige, kühne, bewegungssüchtige Menschenrace, welche vom Hudson bis zum Sacramentothal ihr republikanisches Riesenbanner schwingt, steht im Begriff, die spanischen Abkömmlinge ohne viel Umstände vom blutigen Erbsitze ihrer Väter hinauszuwerfen. Sie macht, nachdem sie Mexiko bedeutend beschnitten, heute ihren zweiten Versuch in den Isthmusländern Central-Amerikas und gebraucht als Werkzeug den Auswurf ihrer großen Städte, Flibustierbanden, die man die „Kosaken Nordamerikas" nennen könnte und deren Stärke in dem Zauberworte „Annexation" liegt. Mächtiger, unwiderstehlicher wird diese Race ihre Versuche erneuern durch die vermehrte Ausbreitung ihrer Schifffahrt und ihres Handels nach jener Weltpassage-Brücke, vor Allem aber durch die Ueberlegenheit ihres colonisirenden Genies. In dieser Kunst sind die Abkömmlinge der kriegerischen Eroberer aus Castilien und Andalusien in Wahrheit nur Stümper gewesen, obwohl sie auch große ephemere Reiche gestiftet haben. Wie und wo aber hätte dieses Geschlecht, das nur tyrannisirte und raubte, jenes große Geheimmittel erlernt, womit man durch Arbeit und Association Wildnisse zähmt und das starke, dauernde Fundament zu mächtigen Staaten gründet? — Es sind Mittel, die eine lange Praxis und Prüfungszeit erfordern. Wie könnte gegen den rastlosen Wellenschwung der anglo-amerikanischen Riesenthätigkeit die Faulheit und das Siechthum des hispanischen Stammes den Wettkampf lange bestehen? Die Creolen in Nicaragua, Honduras, San Salvador und Guatemala werden längst untergegangen sein, wenn selbst die reinen Indianer dort bei ihrer großen Zahl, ihrer ziemlichen Arbeitsamkeit und Genügsamkeit noch einige Jahrhunderte unter den neuen Landeseroberern fortvegetiren werden. Sie sind hier Ackerbauer, nicht Jägervölker wie in Nordamerika, und dieser Umstand ist ihrer Erhaltung überaus günstig. Ein Blick auf die

Vergangenheit und Zukunft dieser Länder und auf das Schicksal, dem ihre Völker verfallen, läßt zwei große, tröstende Wahrheiten erkennen: die ausgleichende Tendenz der Zeit und das stille, weltgeschichtliche Walten einer geheimen Macht, welche die Alten die Nemesis nannten.

---

## Sechstes Kapitel.

# Zur Characteristik der Zustände Nicaraguas.

Verrufene Gegend. — Eine freundliche Warnung. — Unheimliches Zusammentreffen. — Ein zudringlicher Gauner. — Ein schriftlich bestätigter Diebstahl. — Riverado Pelon. — Ein belehrendes Gespräch mit dem Commandanten von Leon. — Vereitelter Besuch der Marabios-Vulcane — Ein Protest der das Schicksal der meisten Proteste theilt. — Wer für den Galgen bestimmt ist, ersäuft nicht. — Ein Vorzug der demokratischen Partei von Leon. — Die sündhafte Versäumniß der Eingeborenen und die Siebenmeilenstiefel der Yankees. — Gemeine Werkzeuge zu einem edlen Zweck. — Chinandega. — Die Hafenstadt Realejo.

Die Gegend zwischen Managua und Leon galt zur Zeit unsrer Reisen als eine der unsichersten im traurigen Staate Nicaragua; ganz besonders verrufen aber war die kurze Wegesstrecke zwischen Matiares und Pueblo nuevo. Der verworfenste Theil der Bevölkerung, das schmutzigste Racengesindel von Ladinos und Zambos, der Kehricht aller Revolutionen und Bürgerkriege, pflegte sich dort umherzutreiben, besonders in Zeiten, wo die Stadtparteien von Leon und Granada sich rauften und eine scheußliche Anarchie zur Permanenz sich gestaltete. Parteigänger von beiden Seiten, feige Söldlinge, die von einem Soldatenchef zum andern liefen, Vagabunden und Tagediebe der Städte und „Pueblos“, welche das Handwerk des Raubens und Stehlens bequemer fanden, als das Arbeiten in den Haciendan um Tagelohn — all das spukte noch in den Jahren 1853 und 1854 unter Chamorro's Verwaltung, der einerseits die Zügel schraff anzuspannen und einige Ordnung herzustellen suchte, andrerseits wieder die abgefeimtesten Gauner des

Landes als politische Agenten benutzte und ihnen Offiziers- und Beamtenstellen gab.

Schon in Costa Rica, der kleinen glücklichen Republik des südlichen Hochlandes von Central-Amerika, welche allein unter allen neuspanischen Republiken eine Ausnahmsstellung behauptete, und dem friedsamen Charakter ihrer reiner gebliebenen Creolen-Bevölkerung ein stilles Gedeihen, und einen ruhigen, stetigen Fortschritt verdankte, hatte man uns oft vor der traurigen Nachbar-Republik gewarnt. „Sie finden jenseits von Guanacaste im heißen Tieflande andere Menschen und andere Verhältnisse — sagte uns der deutsche Doctor St—r, der jetzt in San José eine hervorragende politische Stellung einnimmt — erst dort werden Sie den Werth der kleinen Musterrepublik, die Sie jetzt verlassen, schätzen lernen. In Costa Rica könnte ein Knabe mit einem goldenen Diadem sicher von einem Weltmeer zum andern wandern. In Nicaragua ist das Kalb in der Kuh vor den Diebesgriffen nicht sicher, und ich rathe Ihnen, immer Ihre Pistole zu spannen, wenn Sie an einer einsamen Stelle der Landstraße mehr als zwei Männer beisammen stehen sehen. Mißtrauen Sie dort Jedem, vom höchsten Beamten der Republik bis herab zum gemeinsten Peon. Wer Sie nicht berauben oder bestehlen will, wird Sie sonst betrügen oder irgend einen andern Vortheil aus Ihnen ziehen wollen."

Der erwähnte deutsche Doctor kannte Nicaragua so gut wie Costa Rica aus praktischer Erfahrung. Er war als preußischer Exreferendarius und umgewandelter Berliner Demokrat nach Granada gekommen, hatte dort in verschiedenen Lebensrollen unglücklich debütirt, und war zuletzt als Gastwirth zu Grunde gegangen. Sein trübes persönliches Schicksal mochte die Bitterkeit seines Urtheils steigern. Andere, die in Nicaragua weniger unglücklich gewesen, haben mir gleichwohl Aehnliches erzählt. Naturcharakter und Physiognomie der Bevölkerung ändern sich merkwürdig, sobald man das Querjoch des Waldgebirges überschritten hat, welches als eine fast

unbewohnte Wildniß beide Staaten scheidet. Die indianische Gesichtsbildung, die stechenden Augen und das scheue Wesen der Urbewohner Amerikas grinsen schon ehe man Rivas erreicht, fast aus jeder Hütte dem Reisenden entgegen.

Als ich am 26. Februar 1854 mit der dämmernden Tageshelle mein Nachtquartier im Dorfe Matiares verließ und in Begleitung eines einzigen Indianers den schmalen Weg über die waldigen Hügel in der Richtung von Pueblo nuevo einschlug, stieß ich zufällig bei plötzlicher Drehung des Pfades auf einen halbnackten Indianer, der mit erhobener Matschete (eine Art von langem Säbelmesser, das dort ebenso zur Schutzwaffe, wie zu ländlichen Arbeiten dient) vor mir stand. In dem Halbdunkel des Waldes war nicht zu erkennen, ob er den Stahl in feindlicher Absicht oder nur zu friedlicher Arbeit (um gewisse Baumzweige zum Viehfutter abzuhauen) geschwungen hatte. Meine nächste mißtrauische Bewegung war mit der Hand nach der Pistole. Der Indianer sah diese Bewegung, stieß seine Stahlwaffe rasch in die Erde und machte ein friedliches Zeichen mit der Hand. In einer so verrufenen Gegend schien er an das Mißtrauen der Reisenden gewöhnt zu sein. Nach ausgewechseltem Gruße und einigen Fragen, die er mit meinem Führer austauschte, zogen wir ruhig weiter.

Eine halbe Meile vor Nagarote senken sich die aus Alluvialbildung bestehenden Waldhügel. In der Tiefe der Schlucht floß ein mageres Bächlein und zur Rechten schimmerte der blaugrüne Spiegel des Managuasees durch den Wald. Am Rande des Bächleins standen vier Ladinos (Halbindianer) mit Matscheten bewaffnet, halbnackte Kerle, von sehr verdächtigem Aussehen. Der Warnung eingedenk, in dieser gefährlichsten Gegend des Landes jeden Augenblick auf einen Anfall gefaßt zu sein, nahm ich mein Doppelgewehr von der Schulter und hielt es schußbereit über dem Halse des Pferdes. Um den Wegelagerern glauben zu machen, es folge mir ein stärkerer Troß, rief ich einige sehr laute Worte rückwärts. Die

Ladinos stierten mich scheu und finster an, ohne zu grüßen. Sie sahen mich schußfertig und die beiden Läufe meines Gewehrs gegen sie gerichtet. Der Respect vor dem Feuergewehr ist bei den Banditen dieses Landes, die höchst selten nur im Besitze einer schlechten einläufigen Muskete sind, ebenso groß, als der Trieb der Selbsterhaltung. Sie zogen sich einige Schritte bei Seite, wechselten Blicke, Geberden und Worte und inzwischen war ich mit Pferd, Führer und Packthieren an ihnen vorübergezogen. Von der aufsteigenden Höhe des Weges schaute ich zurück. Die unheimlichen Gestalten waren noch immer auf demselben Flecke. „Muy mala gente“ (sehr schlechte Leute), murmelte mein indianischer Führer auf meine Frage, was er von jenen Kerlen halte. Ich bemerkte jetzt erst, daß auch er seine Hand an den Griff seiner entblößten Matschete hielt.

Die größere Hälfte des verrufenen Weges nach Pueblo nuevo war zurückgelegt. Der Wald vor uns wurde lichter und wechselte zuweilen mit kleinen dürren Savannen, in welchen einzelne Indianerhütten standen. Schon glaubte ich Gefahren und Abenteuer vorüber, als ich hinter mir den Hufschlag eines Pferdes und gleich darauf den grüßenden Ruf eines Reiters hörte. „Buenas tardes caballero, Beso sus manos!“ Die Phrase war mit grinsender Freundlichkeit von den Lippen eines Mannes gesprochen, der die ausgeprägteste Schurkenphysiognomie trug, die ich jemals in Amerika gesehen. Ein Zambo (Mischling von Indianer und Neger) Namens Riverado Pelon, Capitän im Dienste des Präsidenten der Republik, dessen Bekanntschaft ich bereits einige Tage zuvor auf dem Wege zwischen Nindiri und Managua gemacht hatte, wo er im Gefolge eines höheren Stabsoffiziers war, stand vor mir. Die düstere und freche Physiognomie dieses Menschen war mir und meinen damaligen Reisegefährten schon bei der ersten Begegnung aufgefallen.

Dieser Mann überhäufte mich mit zudringlichen Artigkeiten. Er wünsche, sagte er, die Reise nach Leon, wohin ihn der Prä-

sident geschickt, in meiner Gesellschaft zu machen. Um die Tageshitze zu vermeiden, rieth er die ganze kühle Nacht hindurch zu reiten. Er versprach mir in Pueblo nuevo frische Pferde und ein gutes Abendessen zu verschaffen. Allerlei süße und schmeichelhafte Phrasen flossen dabei nach Landessitte freigebig von seinem Munde, wobei aber nie ein gewisser tückischer höhnischer Zug aus seinem Gesichte verschwand. Vergeblich waren alle Versuche, durch kühles, ablehnendes Benehmen den zudringlichen Menschen los zu werden. Ritten wir schnell, so hielt er gleichen Schritt. Ließen wir unsere Thiere langsam gehen, so hielt auch er sein kräftiges Roß von Zeit zu Zeit an, um uns zu erwarten.

In Pueblo nuevo, wo nicht zu vermeiden war, mit Riverado Pelon in der gleichen Posada abzusteigen, wurde dem widerlichen Menschen kurz erklärt, daß man seinen Vorschlag nicht annehme und nicht die Nacht hindurch reise. Das Gespräch, das er mit zwei bewaffneten Reitern vor dem Dorfe geführt, hatte meinen Verdacht vermehrt. Gepäck und Pistolen wurden im Zimmer unsres Hauswirths niedergelegt, wo ich sie für sicher hielt, denn selbst in diesem ausgemachten Schurkenlande wird in der Regel das Gastrecht ziemlich geehrt.

Die Sonne stand noch nicht sehr tief, Waldhühner erhoben ihren Abendschrei in der Nähe. Ich konnte der Versuchung eines Bürschganges nicht widerstehen, nahm mein Jagdgewehr und wanderte sorglos in das nahe Dickicht. Als ich mit einbrechender Dunkelheit mein Posadahäuschen wieder betrat, vermißte ich meine Pistolen. Ein Blick auf mein Gepäck zeigte, daß auch der Mantelsack erbrochen und verschiedene Gegenstände entwendet waren. Mein Hauswirth betheuerte, daß er nichts davon gesehen. Riverado Pelon, welchen er persönlich kannte und den er für meinen Freund gehalten, war allein im Zimmer gewesen. Die Nachbarsleute hatten ihn mit meinen Pistolen im Gürtel sein Pferd besteigen und davontraben gesehen. Man berieth sich, was zu thun sei. Der Unwille

über diesen frechen Hausdiebstahl war selbst hier, wo man doch an Straßenräubereien aller Art gewöhnt ist, ziemlich groß. Der herbeigeholte Alcalde des Ortes, ein Ladino und einfacher Bauer, wußte jedoch keinen Rath zu schaffen, und erklärte, daß er keine Gewalt gegen einen Offizier habe. Ich ließ über den Vorgang ein von Zeugen unterschriebenes Protokoll aufnehmen, und reiste Tags darauf so schnell wie möglich nach Leon, wo Oberst Flores als Platzcommandant fungirte.

Der einzige Deutsche, welcher meines Wissens damals in Leon wohnte, war Doctor Theodor Wißmer, Arzt und Apotheker zugleich. An ihn wandte ich mich um guten Rath. Glücklicherweise war derselbe auch Hausarzt des Commandanten, dem er sogleich den Vorfall mittheilte. Señor Flores sagte ihm jedoch: er habe gar keine Gewalt über Riverado Pelon, der ein sehr gefährlicher Mensch sei, und in den persönlichen Diensten des Präsidenten Chamorro stehe. Als Spion, Agent, Soldatenwerber, Parteigänger und selbst als Bandit habe Riverado Pelon in den verschiedenen Parteikämpfen dem Präsidenten wesentliche Dienste geleistet, neuerdings besonders dadurch, daß er falsche Zeugen gedungen, deren eidliche Aussagen gegen die verschiedenen Oppositionshäupter in Leon, dem Präsidenten erwünschten Vorwand gaben, diese aus dem Lande zu verbannen.

„Rathen Sie Ihrem Freunde," sagte der Commandant zum Doctor, „den Menschen nicht weiter zu belästigen und froh zu sein, daß der Pelon ihn nicht mehr bestohlen, nicht ganz ausgeraubt hat." Auf diesen seltsamen Bescheid hin verfügte ich mich selbst zum Commandanten. Nach den gewöhnlichen ausgetauschten Begrüßungen und Höflichkeitsphrasen, und nachdem ich dem Obersten Flores meine brittischen Empfehlungen gezeigt, entspann sich folgendes Gespräch. „Sie hatten, wie mir Ihr Landsmann sagte, auf Ihrer Reise ein böses Abenteuer mit dem Riverado Pelon. Das thut mir gar sehr leid, mein werthester Herr. Denn wahrhaftig, der Pelon ist ein

Erzspitzbube.“ (Es un gran picaro). — „Ja, Commandant, und ich hoffe von Ihnen, daß Sie mir zu meinem Recht und zu meinem Eigenthum verhelfen werden.“ — „Das bedaure ich sehr, nicht thun zu können. Der Riverado Pelon ist ein gefährlicher Mensch. Er steht mit allen Räubern und Gaunern des Landes im engsten Bunde. Ueberdies reist er jetzt in geheimen Aufträgen des Präsidenten“ . . . Der Commandant sah mir bei diesen Worten ins Gesicht, und da er ohne Mühe darin meinen Unwillen bemerkte, so setzte er begütigend hinzu: „Es ist freilich arg, daß man solche Menschen schonen muß, weil man sie nöthig hat. Ja wohl, der Pelon ist ein Erzgauner, ein ganz verrufener Mensch — ein Zambo mit einem Wort!“ — „Aber, erwiderte ich, der Präsident wird doch nimmermehr einen gemeinen Straßenräuber in Schutz nehmen, der einen der Regierung empfohlenen harmlosen Fremden beraubt hat? Sein Verbrechen ist durch Zeugen erwiesen. Sie werden ihn mindestens rufen lassen und verhören!“ — „Ach! Sie scheinen nicht zu wissen, was die vielen Revolutionen aus uns und unserm armen Lande gemacht haben! Jedes Mittel und jedes Werkzeug ist den Parteien gut. Dieser Pelon hat dem Präsidenten Dienste geleistet, und darauf stützt er sich jetzt und erlaubt sich Alles. Nehmen sie sich vor ihm in Acht, daß er Sie nicht noch ermorden läßt, denn er ist mit allen schlechten Vagabunden des Landes im Verkehr. Hier in Leon kann ich Sie wohl schützen; aber meine Autorität reicht nicht einen Büchsenschuß über die Stadt hinaus.“

Ich drohte mit der Intervention des brittischen Consuls in Realejo. „Das kann Alles nichts helfen,“ — erwiderte der Commandant im trockensten Tone, — „wenn wir selbst nicht Macht genug im Lande haben, um Diebe zu bestrafen — wie soll ein fremder Consul hier Justiz üben? Haben Sie Geduld und fügen Sie sich in die Umstände. Wenn sie noch länger in unserm Lande verweilen, werden Sie es lernen. Die verwünschten Revolutionen haben hier alles Recht verkehrt, und es wird lange währen, bis man alle

Räuber und Banditen unschädlich macht oder selbst nur entbehren kann. Noch einmal rathe ich Ihnen, seien Sie geduldig. Reizen Sie den Riverado Pelon nicht, und wenn Sie Leon verlassen, so sagen Sie Niemandem zuvor, in welcher Richtung Sie ziehen. O ich fürchte diesen Menschen selbst! Aber er ist nun einmal dem Präsidenten nützlich. Ich sage Ihnen, es gibt keinen größern Strauchdieb im Lande — er ist ein Zambo!" (no hay un mas grande ladron en este päis! — Es un Sambo!")

Nach solchem Bescheid konnte freilich von der Anhängigmachung einer Klage meinerseits nicht mehr die Rede sein. Ich blieb noch einige Tage in Leon, in der Hoffnung, meinen Besuch bei den Marabios-Vulcanen dennoch zur Ausführung zu bringen. Als aber mein Hauswirth, ein Altspanier und ehrlicher Mann, dem ich die Geschichte erzählt hatte, mir ängstlich mittheilte: er habe Don Riverado Pelon am letzten Abende im Gespräche mit dem Besitzer der Maulthiere gesehen, welche ich für den Ausflug nach den Marabios gemiethet hatte, mußte ich auf dieses Reiseprojekt verzichten. Ich beschloß nun, in aller Stille Leon zu verlassen, miethete andere Maulthiere und brach um Mitternacht nach Chinandega auf. Erst als ich auf dem Boden der Republik San Salvador stand, wo damals politische Ruhe und mehr Sicherheit als in Nicaragua herrschte, athmete ich wieder frei. Von San Salvador schrieb ich auf den Rath des preußischen Viceconsuls, Herrn Kronmeyer, an den Präsidenten Chamorro, theilte ihm die ganze Geschichte mit und forderte Gerechtigkeit und Genugthuung. Die Reclamation hatte das Schicksal der Rabenmission von der Arche Noah. Es kam keine Botschaft zurück.

General Chamorro hatte damals bereits alle Hände voll zu thun, um dem angedrohten Einfall der Hondurenser und dem Aufstande von Leon zu begegnen. Er wurde gleich beim ersten Anlauf schimpflich geschlagen, floh nach Granada und vertheidigte sich fünf Monate lang hinter den verbarricadirten Straßen, bis er endlich

seinem Gegner Castellon erlag. Den Riverado Pelon soll schon etwas früher sein Schicksal erreicht haben. Wenigstens erzählte mir ein in Chinandega seßhafter Kaufmann, welchen ich ein halbes Jahr später im Hause des brittischen Geschäftsträgers Mr. Wyke in Guatemala wieder begegnete: jener berüchtigte Schurke sei dem Castellon in die Hände gefallen, der ihn ohne Umstände hängen ließ. Die demokratische Partei von Leon war freilich nach allen vorliegenden Thatsachen fast um kein Haar sittlicher und besser, als die conservative Partei von Granada, obwohl Mr. Manning, der brittische Consul in Realejo, ein Kenner des Landes, diesen Satz entschieden behauptete. Nur einen Vorzug hatte die demokratische Partei: sie hegte keinen so giftigen Groll gegen die Ausländer, wie die Granadiner. Sie coquettirte sogar mit Nordamerika, freilich nur zu selbstsüchtigen, ehrgeizigen Zwecken und rief, als der Sieg ihr im blutigen Bürgerkriege zu entgehen schien, Walker und seine Flibustiers ins Land. Den Weheruf des Göthe'schen Zauber-Lehrlings werden freilich die spanischen Demokraten von Nicaragua seitdem oft geseufzt haben.

Die von den Nordamerikanern zur Ausbreitung ihrer Herrschaft und Principien angewandten Mittel sind empörend und jedes Völkerrecht verhöhnend. Wenn aber der, auch von andern Parteien adoptirte Satz, daß ein großartiger Zweck die schlechtesten Mittel heilige, jemals eine Rechtfertigung verdient, so wäre es vielleicht hier der Fall — in einem der schönsten Länder der Erde — welches durch seine Weltstellung, seine Configuration, seine plastische Form, seine prächtigen Naturhäfen zu einem der blühendsten Reiche bestimmt ist. Seit fast vierthalbhundert Jahren war das Land im Besitz der hispanischen Race, die nichts daraus zu machen wußte, als eine Wildniß und eine Gaunerhöhle. Der große Culturgeist der Zeit, welcher im anglo-sächsischen Stamme Beine mit Siebenmeilenstiefeln und eine derbe Faust gewonnen, duldet keine solche Versündigung mehr an der heiligen Mutter Erde, die hier so freigebig ihre

schönsten Schätze spendet. Gewaltsam reißt er heute die schönen Länder aus den Händen ihrer unwürdigen Besitzer. Er wird daraus machen, was die Gottheit selbst angedeutet hat, als sie den weiten Continent Amerikas hier zum Isthmus schmälerte, das Senkungsbecken eines großen Binnensees schuf, und die hohe Mauer der Cordilleras durch ein Strombett bis zum Grunde spaltete: eine Weltpassage zum freien Verkehr für alle Völker der Erde. — Die Macht, die über den Geschicken der Menschheit waltet, heißt nicht mit Unrecht die „Unerforschliche". Sie verschmäht selbst Werkzeuge wie Walker und Genossen nicht zu ihrem großen wunderbaren Zwecke.

Von Chinandega, das ich am ersten Abend nach meiner Abreise von Leon erreichte, habe ich wenig zu sagen. Es ist eine große, weitläuftig gebaute Stadt mit 11,000 Bewohnern, die nächst Granada den Haupthandel des Landes in Händen hat. Einige englische Häuser, ein hamburger Kaufmann, auch speculirende Spanier, Italiener und Franzosen sind dort etablirt. Ein deutscher Arzt, Doctor Seidel, verschreibt den Eingeborenen Recepte. Hospitabler Sinn ist von den Bewohnern nicht zu rühmen.

Die Hafenstadt Realejo, drei Leguas von Chinandega, schien plötzlich einen bedeutenden Aufschwung nehmen zu wollen, als der californische Transitzug Anfangs in dieser Richtung ging. Seitdem dieser Zug die Richtung über la Virgen und San Juan del Sur genommen, ist ihr Wohlstand wieder zurückgegangen. Realejo hat gegenwärtig ungefähr zweihundert Häuser und Hütten. Einige davon sind hübsch gebaut und haben obere Stockwerke mit Gallerien. Auf einem ziemlich wüsten, aber mit schöner Vegetation umgebenen Platze steht die Kirche im maurischen Styl, welche im sechszehnten Jahrhundert erbaut worden sein soll. Sie sieht recht verwittert aus, und hat einen verfallenen Thurm, über dessen Kuppeldach das Unkraut hoch aufschießt. Russige, schmutzige Mauern und plumpe viereckige Holzpfosten stützen den Dachstuhl. In einer tiefen, finstern

Nische steckt der Hauptaltar. Eine englische Inschrift, wahrscheinlich für die Californier berechnet, steht außen in großen Lettern, und ersucht die fremden Besucher, „den Hut abzunehmen, und nicht durch Rauchen oder sonstiges unziemliches Benehmen Anstoß und Aergerniß zu erregen.“ Die Bevölkerung von Realejo wird auf etwa 1000 Seelen geschätzt. Leider hinderte die sumpfige Niederung des Moorufers den Bau der Stadt dicht an der Küste. Realejo liegt fast eine Legua vom eigentlichen Hafen entfernt.

---

Siebentes Kapitel.

# Die politischen Zustände Nicaraguas

## vor der letzten Revolution.

Die Parteien. — Hauptursache des Verfalls des Landes. — Veränderungen in der Constitution. — Ein Besuch bei Fruto Chamorro, dem letzten unabhängigen Präsidenten Nicaraguas. — Die nordamerikanische Transitcompagnie. — Neue Unruhen. — Das Militärcontingent Nicaraguas in Kriegszeiten. — Chamorro's Tod und dessen muthmaßliche Folgen. — Die Minister der Chamorro'schen Verwaltung. — Jesús de la Rocha. — Mateo Mayorca. — Die Finanzen. — Der Wehrstand. — Der Klerus. — Die Kirche und ihr Einkommen. — Aussichten für Protestanten. — Unterrichtswesen. — Statistik der Schulen und Schüler. — Bevölkerung. — Ein Urtheil Lopez Gomara's, das noch nach 300 Jahren gilt.

Seit dem Tage seiner Unabhängigkeit hat Nicaragua nur wenige Momente vollkommener Ruhe genossen. Fortwährend in innern Hader verwickelt, verfällt täglich mehr sein politisches Ansehen, sein Handel, sein Wohlstand und die Moral seiner Bewohner. Gleichwohl ist der Kampf, welcher das schöne Nicaragua so trostlos verwüstet, keineswegs ein würdiger Kampf um Principien, um unterdrückte Freiheit oder verweigerte Rechte; es ist nichts als ein kleinlicher Streit der Bewohner der beiden Hauptstädte von Leon und Granada um das Privilegium des Regierens und um die Obergewalt im Staate. Die Leoneser Partei nennt sich zwar „Ejercito democratico“ und nimmt die Verletzung demokratischer Volksrechte zum Vorwande ihrer Kriegsposition, während die Granadiner mehr dem conservativen Princip huldigen. Allein keiner dieser zwei Parteien ist es wirklich um den Schutz der Freiheit, um

die Herstellung von Ordnung und Gesetzlichkeit, sondern einzig nur um Macht und Einfluß zu thun. Es tritt in diesen Streitigkeiten, welche weit mehr die Farbe eines kleinlichen Familienzankes als die der Empörung eines ganzen Volkes tragen, wieder recht klar der neidische, spießbürgerliche Charakterzug des Neuspaniers hervor, der weder wahres Nationalitätsgefühl noch echte politische Freiheit kennt und schätzt, sondern nicht vergessen und vergeben kann, daß ein anderer als einer seiner Verwandten das Oberhaupt der Republik, daß eine andere Stadt als sein Geburtsort der Sitz der Regierung sein und gewisse materielle Begünstigungen voraus haben soll. Persönliche, pecuniäre Vortheile gehen ihm höher als das Wohl und Gedeihen des Gesammtstaates, die unausweichliche Beeinträchtigung einzelner Privat-Interessen scheint ihm empfindlicher und unverschmerzbarer als der Ruin des ganzen Vaterlandes! — Diese politische Engherzigkeit und Selbstsucht gibt zugleich den Schlüssel zu den unzähligen Kämpfen, von welchen Central-Amerika seit seiner Unabhängigkeit fast unaufhörlich der Schauplatz war. Eine Stadt war der andern, ein Dorf dem nächsten um gewisse Vortheile neidisch; ihre Bewohner begriffen in ihrer politischen Kurzsichtigkeit nicht, daß Größe, Macht und Ansehen des politischen Gesammtkörpers indirect auch dessen einzelnen Theilen gar wesentlich zu Statten kommen müssen.

Die Brust, von solchen kleingeistigem Egoismus benagt, sehen wir die Bürger von Leon und Granada, von San José und Cartago, von Tegucigalpa und Comayagua, von Gracias und St. Rosa, von San Salvador und San Miguel, von Guatemala und Quesaltenango fortwährend in gemeine Zänkereien verflochten; und dort, wo Neid und Haß nicht zur hellen Kriegsflamme auflodern, stellen sie wenigstens dem Fortschritte und der Entwicklung des Gemeinwesens bedauerliche Hindernisse entgegen.

In keinem der fünf Staaten aber hat dieser Haß einen so unversöhnlichen, offenfeindlichen Charakter angenommen, wie in

Nicaragua.*) Seine streitlustige, leidenschaftliche, arbeitscheue Mischbevölkerung scheint sich gewöhnt zu haben, an der Aufregung, Unordnung und Gesetzlosigkeit, welche solche Zerwürfnisse immer mit sich im Gefolge haben, Geschmack und Gefallen zu finden. Der Indolente und Denkfaule liebt den Wirrwarr, der ihn verhindert, sich mit sich selbst und seinem Zustande zu beschäftigen.

Als wir zu Anfang des Jahres 1854 Managua, den Sitz der damaligen Regierung besuchten und im Hause der Nina Manuela schlechte und theure Unterkunft fanden, hatte sich Fruto Chamorro bereits neun Monate lang als Präsident behauptet und dem Lande durch seine große, vor keinem Mittel zurückscheuende Strenge und Energie eine ungewöhnlich und unerwartet lange Ruhe zu erhalten verstanden. Gleichwohl war es auch jetzt wieder ein bereits ziemlich lautes Geheimniß, daß die kaum aus dem Staate verbannten Gegner sich neuerdings und mit verstärkten Kräften an der Grenze von Honduras sammelten, um wiederholt, gleich Räubern seines Friedens, in das eigene Vaterland einzufallen, die Regierung hindernd sich zu befestigen, den Staat sich zu consolidiren, die Landwirthschaft und den Handel einen lebendigeren Aufschwung zu nehmen! — Trotz diesen stadtkundigen Gerüchten von neuen drohenden Unruhen, traf Don Fruto gleichwohl keine besonderen Vorsichtsmaß-

*) Nicht besser, wahrer und unparteiischer wissen wir die Trostlosigkeit der politischen Zustände Nicaraguas zu schildern, als indem wir die Worte eines seiner Minister wiederholen, mit welchen derselbe seine Vorlagen an die gesetzgebenden Kammern im Februar 1853 begleitete. „Nada existe", ruft er, indem er von den zahlreichen mit den andern Staaten Mittel-Amerikas geschlossenen Uebereinkommen und Verträgen spricht, „nada existe sino la experiencia de nuestra disgracia, pero una experiencia ciega, que solo alienta personalidades y localismos miserables, en donde vemos en pugna un hombre contra otro, una contra otra familia, un pueblo contra otro departemento, y con tal eterogenidad de intereses jamás podra formarse de estos elementos un estado.". . . . .

Informe, presentado por el Ministro interino de relaciones interiores y exteriores a las camaras legislativas de Nicaragua. — Managua 16. febrero, 1853.

regeln und suchte noch weniger denselben die Stirne zu bieten. Er vertraute völlig auf seinen Einfluß, seine Soldaten und die ausgedehnte Vollmacht, welche die von einer Commission von fünf ergebenen Abgeordneten seit dem 22. Jänner 1854 berathene, soeben publicirte neue Constitution der Executivgewalt einräumte. Nach dieser sollte, um ein für alle Mal den gehässigen Streit der beiden Hauptstädte um den Sitz der Regierungsgewalt beizulegen, die bescheidene, indifferente Stadt Managua unter dem Namen Santiago de Managua für die Zeit von zehn Jahren zur Hauptstadt des Landes und zum Sitz der Regierungsbehörden gemacht, der bisherige Staat zur Republik, der Director zum Präsidenten erhoben werden. Zugleich sollte die Dauer seiner Präsidentschaft auf vier Jahre ausgedehnt, seine Wiedererwählbarkeit gestattet*), und sein Gehalt von 200 Dollars monatlich auf 6000 Dollars jährlich erhöht werden. Ferner wollte man die Zahl der Minister von zwei auf drei vermehren, nämlich für Finanzen, für innere und äußere Angelegenheiten und für Krieg, und deren Gehalt ebenfalls statt der bisherigen 80 auf 100 Dollars monatlich steigern.

Die Volksrepräsentation war bestimmt, von nun an nur aus Einer Kammer, nämlich aus zwanzig Senatoren und zehn direct vom Volke gewählten Deputirten zu bestehen, welche zusammen, gemeinschaftlich berathen sollten. Bloß in ganz außerordentlichen, durch

---

*) Die frühere, nach Auflassung der Föderation am 12. November 1838 von den Vertretern Nicaraguas beschlossene Constitution bestimmte die Dauer der Wirksamkeit eines Staatschefs (Director supremo) auf zwei Jahre, nach welcher Zeit derselbe nicht wieder wählbar war. Die Volksvertretung bestand aus einem Senate und einer Abgeordnetenkammer. In der ersteren wurden mittelst indirekten Wahlen von jedem der sechs Departements des Staates zwei Mitglieder gewählt, welche Eingeborene sein, mindestens fünf Jahre im Staate selbst ansässig, dreißig Jahre alt sein und 1000 Dollars Werth an Eigenthum besitzen mußten. Dieselben wurden zwar auf vier Jahre gewählt, jedoch trat alle Jahre ein Viertheil durch das Loos aus und wurde durch Neuwahlen ergänzt. Kein Geistlicher konnte Senator werden. Von den Abgeordneten wurde Einer auf je 20,000 Einwohner für die Dauer von 2 Jahren gewählt. Dieselben mußten, gleichviel ob weltlichen oder geistlichen Standes, 25 Jahre alt sein und mindestens 1 Jahr im Staate gelebt haben.

das Gesetz besonders bestimmten Fällen sollte eine getrennte Berathung stattfinden.

Durch diese und ähnliche Vorsorgen und Maßnahmen in der neuen Constitution hoffte man die Regierungsmacht zu stärken und zu befestigen und ihr eine kräftigere Basis als die bisherige zu geben. Am meisten schienen die Bewohner von Managua mit der neuen Verfassung einverstanden zu sein, die in der Wahl ihres kleinen, unansehnlichen, verkehrlosen Ortes zum Sitz der Staatsbehörden unendlich viele pekuniäre Vortheile zu gewinnen glaubten. Sie waren daher Alle besonders regierungsfreundlich gesinnt und Dona Manuela, unsere derbkräftige, aber träge Hauswirthin, die sich den ganzen langen Tag in einer breiten Hängematte schaukelte, meinte, die bloße pomphafte Erhebung des Dorfes zur „Capital de Santiago de Managua“ sei allein schon hinreichend, um aus dem ärmlichen Orte in wenigen Jahren eine prächtige, ansehnliche Residenz mit stattlichen öffentlichen Gebäuden und zierlichen Privathäusern zu machen, und den Werth der Grundstücke um das Hundertfache zu erhöhen.

Ich hatte gleich am Tage nach meiner Ankunft in Managua die Empfehlungsschreiben, welche ich an den Präsidenten Don Fruto Chamorro mit mir führte, demselben überschicken lassen, und erhielt bald darauf als Antwort eine höchst artige, briefliche Einladung nach dessen Wohnhaus. Dasselbe war an der Westseite des Hauptplatzes gelegen und hatte mit seinen hohen Mauereinfriedungen und der zahlreichen Schaar Bewaffneter, die im weiten Hofraum lagerten, weit mehr das Aussehen eines Gefängnisses als das der Residenz des Volkserwählten einer freien Republik. Im oberen Stockwerke befanden sich die Bureaux der Regierungsbeamten (el Dispatcho), zu ebener Erde eine Art kleiner Privatkaserne und die Wohnzimmer der Familie des Präsidenten. Sie waren alle geräumig, hoch, licht und luftig, hatten breite Thüren und lange Corridors; die Mauerwände waren roh, ohne allen Schmuck, der

Boden steingepflastert, die Einrichtung überaus einfach. Auch im Innern des Gebäudes sah man große Vorsichtsmaßregeln zum Schutze der Person des Präsidenten getroffen; überall stieß man auf Wachtposten, nach allen Richtungen hin zeigten sich fluchtgünstige Hinterthüren, und während eine namhafte Zahl halbnackter, schmieriger Milizsoldaten ihre schwerfälligen, geladenen Gewehre dicht an die Mauer des Schlafgemaches des Staatsoberhauptes gelehnt hatten, umgaben zwei Offiziere der neugebildeten Ehrengarde (guardia de honor) ununterbrochen Tag und Nacht die Person des Präsidenten. — Um in dessen Arbeitsgemach zu gelangen, mußten wir erst eine äußerst unsaubere Vorhalle, in dem eine nicht sehr sorgsame Speisegesellschaft eben erst ihr Mittagsmahl beendet zu haben schien, und sodann das Schlafzimmer der Familie des Präsidenten passiren. Im letzteren standen mehrere Betten mit vorgezogenen weißen, reinlichen Mousselinvorhängen und in der Einrichtung herrschte mehr Sauberkeit und Nettigkeit wie in den übrigen Räumen. Mehrere Frauengestalten in eleganter weißer Toilette saßen im Korridor und genossen der lieblichen Brise vom See her, dessen Anblick jedoch, obschon kaum 500 Schritte vom Wohngebäude entfernt, durch die gegenüberstehende Häuserreihe dem Auge entzogen blieb. Auch einige Herren in schwarzem Anzuge hatten neben den Damen Platz genommen und die ganze Gesellschaft war dermaßen mit dem Gegenstande ihrer Conversation beschäftigt, daß man eine Zeitlang mein Eintreten gar nicht wahrzunehmen schien, obwohl ich es nicht an Klopfen, Räuspern und andern Mitteln fehlen ließ, womit man gewöhnlich in ähnlich verlegener Lage die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zu ziehen bemüht ist. Endlich, als ich voll Ungeduld schon im Begriff stand, den nächsten Stuhl umzuwerfen, um desto sicherer gehört zu werden, gelang es mir auf eine weniger lärmende Weise, mich einer anwesenden Dame bemerkbar zu machen und meinem Ersuchen gemäß nach dem Arbeitszimmer des Präsidenten der Republik gewiesen zu werden.

Ich trat nun in ein wenig räumliches, aber lichtes Gemach mit drei Ausgängen und mehreren unter der Wucht von Papieren, Schriften und Gedrucktem seufzenden Tischen, in dem eine große Zahl von hölzernen Stühlen nach Landessitte ringsherum dicht an den kahlen, weißen Mauerwänden angerückt standen. Ich traf den Präsidenten vor seinem Arbeitstische in einem Lehnstuhl sitzend, im Gespräch mit ein paar ältlichen Herren, die ihm gegenüber in bescheidener Distanz mit einer gewissen Etikette postirt waren und auf alle seine Fragen und Bemerkungen mit sichtbarer Wohldienerei zustimmend antworteten.

Don Fruto Chamorro mochte nahe den Fünfzigern sein, von kleiner, untersetzter Statur, mit gelbem, fleischigem, bartlosem Gesichte, schwarzen Haaren und kleinen, klugfunkelnden Augen. Er trug einen schwarzen Diplomatenfrack und hatte, wunderlich genug, wie bei uns die Waschfrauen, den Kopf mit einem buntfarbigen Tuch eingebunden. Derselbe bekleidete unter der früheren Regierung die Stelle eines Generals der Armee und nahm erst seit neun Monaten den Ehrenposten eines Staatschefs ein. Während dieses verhältnißmäßig kurzen Zeitraumes hatte er bereits großartige Maßregeln zur Befriedung des Staates, zur größeren Sicherheit der Person und des Eigenthums getroffen und die Ausführung von noch wichtigeren vorbereitet. Man sah, daß es Don Fruto ernst war, die Ruhe des Landes selbst mit den schmerzlichsten Opfern und der grausamsten Strenge aufrecht zu erhalten, und das Gelingen seiner Pläne sowie die Fortdauer des schwer errungenen Friedens schienen nur von der Sympathie und der thätigen Mitwirkung der Bevölkerung abzuhängen. Die Hauptführer der Gegenpartei waren verbannt, die Militärmacht war verstärkt, die Kammer aus regierungsfreundlichen Mitgliedern zusammengesetzt und der Executivgewalt durch neue Gesetze ausgedehntere Macht und Einfluß eingeräumt worden.

Don Fruto arbeitete, wie er uns selbst gestand, meist des

Nachts, um im Falle einer Gefahr wach und fluchtbereit zu sein, und gönnte seinem Körper nur wenige Stunden am lichten Tage Ruhe und Erholung. Wenn man die Schlaffheit und Trägheit in Betracht zieht, an welcher der größte Theil der Bevölkerung Nicaraguas laborirt, so muß man die rastlose Thätigkeit Chamorro's immerhin schätzen, und wenn schon die Mittel, welche er zur Behauptung seiner Herrschaft wählte, nicht gerade geeignet waren, ihm viele Sympathien zu gewinnen, so bleibt jedenfalls der politische Ehrgeiz eines Mannes bewundernswürdig, der, einer der reichsten Grundbesitzer des Landes, ohne männliche Nachkommen, und in bereits vorgerücktem Alter, dem Ruhme zu herrschen seine persönliche Ruhe, seine Selbstständigkeit, das Glück eines stillen Familienlebens und, wenn's krumm geht, sogar sein Leben opferte!

Die Conversation, die ich jetzt mit Don Fruto führte, und die hauptsächlich das Verhältniß Nicaraguas zu Costa Rica und den Vereinten Staaten, sowie den Streitpunkt der nordamerikanischen Transitcompagnie mit der Regierung von Managua zum Gegenstand hatte, bestätigte mir noch mehr die hartnäckige Energie seines Charakters und die Unbrechbarkeit seines Willens. General Chamorro schien eine jener starken Naturen zu sein, welche mit ihren Systemen zu stehen und zu fallen entschlossen sind und die, sobald sie einmal eine Maßregel als der Erreichung ihrer Zwecke förderlich erkannt haben, sich weder in den Mitteln wählerisch zeigen noch über die Art und Weise der Ausführung viel Bedenken tragen. — So hat der Leser bereits im vorhergehenden Kapitel erfahren, wie ein Erzgauner, der meinen Reisegefährten arg bestohlen hatte, von der Behörde nicht einmal zur Rechenschaft gezogen wurde, weil er als listiger Spion und geschickter Agent das Vertrauen und die Gunst des Präsidenten besaß und die Behörden über ihn keine Macht hatten oder diese wenigstens nicht ausüben wollten. Solche Vorfälle sollten zwar einen Reisenden, der aus Europa kommt, nicht befremden, wo man sich oft in den höchsten Sphären Creaturen

ähnlichen Schlages zu nicht minder unlauteren Zwecken bedient. Allein es ist weniger die Neuheit der Erscheinung, die dem Fremden auffällt, als die betrübende Wahrnehmung, daß die Corruption der politischen Zustände Europas sich bereits auch über die jungen Colonien des neuen Continents verbreitet, daß man auch im spanischen Amerika anstatt mit Wahrheit und Recht, nur mit Lüge und Intrigue zu regieren versucht und gerade dadurch seine Macht um so sichrer zu behaupten glaubt.

Im März 1854, wo wir in Managua mit Don Fruto zu verschiedenen Malen verkehrten, unterhielt sich derselbe gern über die Zukunft des Staates und wie er nicht nur durch eiserne, despotische Strenge die Revolution zu bändigen, sondern sogar binnen Monatsfrist auch Kriegstruppen gegen Costa Rica zu schicken beabsichtige, für den Fall dieser Nachbarstaat nicht bis dahin vorgezogen haben sollte, den schwebenden Grenzstreit wegen der Provinz Guanacaste in friedlicher Weise beizulegen. Ebenso gab es zu jener Zeit mit der nordamerikanischen Transitcompagnie ernste Differenzen, weil dieselbe aus einem offenbar unstichhaltigen Grunde sich weigerte, der Regierung von Managua den schuldigen, contraktlich stipulirten Jahresantheil an den Netto-Einnahmen der Gesellschaft zu bezahlen. Auch in dieser Angelegenheit wollte der entschlossene Präsident auf keinerlei Verständigung sich einlassen und bestimmte im Falle der Nichterfüllung des Contraktes dessen sofortige Annullirung und die völlige Freigebung der Schifffahrt auf dem San Juan-Flusse und dem Nicaraguasee, mit dem alleinigen Vorbehalte, für jeden erwachsenen Passagier, der den Isthmus von Nicaragua passirt, eine mäßige Kopfsteuer von zwei Dollars einheben zu wollen.

Allerdings waren die Forderungen sowohl, wie das Auftreten und Benehmen des Gesellschaftsdirectors Mr. Joseph White, welcher zur Schlichtung dieser Angelegenheit und zur Auswirkung neuer Vortheile sich herabgelassen hatte persönlich nach Managua zu kom-

men, der Art verletzend, um selbst unter den sanftesten Regierungsbeamten die tiefste Indignation hervorrufen zu müssen. Der Yankee schimpfte, beleidigte und drohte offen an der Wirthstafel, im Falle keine günstige Entscheidung von Seite der Regierung erfolgte, den nächsten Californierzug, der in San Juan del Sur landen würde, zu bewaffnen und mit Einem Schlag aus dem ganzen Staate eine nordamerikanische Colonie machen zu wollen; er gefiel sich noch überdies in der vorausgesetzten neuen Ordnung der Dinge gewissen Regierungsbeamten, je nach Gesichtsfarbe und Befähigung eine Rolle zuzutheilen, die, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht sehr schmeichelhaft für die Verspotteten ausfiel. Allein obgleich diesmal das Recht offenbar auf der Seite der Regierung von Nicaragua war und selbst der damals zufällig anwesende Ministerbevollmächtigte der Vereinigten Staaten, Major Solon Borland, sich gleichfalls zu Gunsten der Verwaltung Fruto Chamorro's aussprach, so schien es, wenn schon bürgerlich-ehrenwerth, doch nicht diplomatisch-klug, den seiner Stärke wie seiner Interessen wegen gefährlichsten Feind der Regierungen Central-Amerikas durch starren Trotz noch unversöhnlicher und bedrohlicher zu machen.

Kaum waren vier Monate seit unserem Aufenthalte in Managua und unserer Conversation mit Don Fruto verflossen, aus welcher wir dessen festen Willen, dem Lande eine bessere Zukunft zu geben, ebenso zu schätzen Gelegenheit fanden, als uns daraus die Unmöglichkeit der Ausführung mit solchem Menschen-Material klar wurde; — und bereits sah sich der Präsident von Nicaragua neuerdings in den zerfleischendsten Bürgerkrieg verwickelt. Zwischen Leon und Granada, den beiden Hauptstädten des Landes, war wiederholt jeder Verkehr abgeschnitten, Don Fruto hatte sich in der letzteren Stadt eingeschlossen, die Straßen des Landes waren durch Deserteure unsicher gemacht, der Handel stockte und alle Pläne der Ordnung, der Ruhe und der Stabilität waren wieder für lange hinaus zerstört und vernichtet. Die Parteien, die sich von Neuem

mit so unversöhnlichem Hasse gegenüberstanden, waren die Leoneser oder Demokraten und die Granadiner oder Conservativen. Früher nannte man die erstere nach ihrer Niederlage spottweise Calandracas (unnütz, erfolglos), während der Partei, dessen Haupt Chamorro war, wegen seiner untersetzten, dickbeleibten Gestalt der Spitzname Timbucos blieb; eine Benennung, die man in der Volkssprache gemeiniglich Cigarren gibt, welche in der Mitte dick und zu beiden Enden dünn sind. Dermalen sind diese verschiedenen politischen Stichworte bereits abgenützt und man bedient sich deren nicht mehr, sondern nennt beide Parteien nach den Principien, die sie zu vertheidigen vorgeben, Demokraten und Conservative.

Bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes und dem völligen Mangel an Pflicht, Ehre und Nationalgefühl, der die Menge kennzeichnet, ist wohl schwer abzusehen, welche von beiden Parteien den Endsieg davontragen*) und welches das nächste Schicksal Nicaraguas sein wird. Das bloße Zurückdrängen Fruto Chamorro's durch die Insurgentenschaar war bereits hinreichend, einen zahlreichen Abfall seiner eigenen Partei zu bewirken und es dürfte bei der völligen Unselbstständigkeit der Masse nicht Wunder nehmen, die nämlichen Stimmen der neuaufgehenden Regierungssonne zujauchzen zu hören, die erst noch dem alten Don Fruto am lautesten ihre Treue und Anhänglichkeit betheuerten! Als wir im März und April 1854 den nordöstlichsten Theil Nicaraguas bereisten, schien

---

*) Die bewaffnete Macht, mit welcher Chamorro den Krieg begann und unterhielt, bestand kaum aus 600 Mann. Indeß vermochte auch der Feind über keine größere Anzahl Bewaffneter zu verfügen. Die beiden Truppenkörper, die sich im August 1854 in der Nähe von Granada feindlich gegenüberstanden, betrugen zusammen schwerlich mehr als 1200 Mann ungeschulter und unsubordinirter Barfüßler. Der Neuspanier ist überhaupt kein guter Soldat. Es fehlt ihm dazu der Muth, die nationale Hingebung, der Ehrgeiz. Er meint wie jener kugelscheue preußische Landwehrmann: „Das Hinschießen wär' schon recht, wenn nur das Herschießen nicht wär'!“

die Partei Chamorro's in diesen Departements am zahlreichsten und kräftigsten vertreten; gleichwohl waren gerade die Bewohner von Matagalpa und Neu Segovia nur wenige Monate später unter den ersten, welche der demokratischen Armee ihre Huldigung brachten und ihre Ergebung anzeigten. —

Seitdem ist Fruto Chamorro nicht nur vom politischen, sondern auch vom irdischen Schauplatze abgetreten. Er unterlag einem bösartigen Fieber, während er mit einer geringen Zahl Soldaten die Stadt Granada muthig vertheidigte. Obschon durch die Insurgenten hart bedrängt, verstand er doch seine Position monatlang standhaft zu behaupten und sich wenigstens von einer Seite her die Zufuhr von Proviant und Munition zu sichern. Bei dem fortwährenden Abfall seiner ohnedies so kleinen Truppe, war es für ihn ein Glück, auf diese Weise zu enden. Er würde sonst einem weit peinlicheren Geschick entgegengegangen sein. Das Leben eines Menschen hat so wenig Werth in Nicaragua und am wenigsten das eines Präsidenten. Das scheinen diese Herren selbst am besten zu wissen und zu fühlen. Denn auch der vorige Staatschef, Pineda, ging, ehe er die Würde eines Director Supremo annahm, noch früher zur Beichte und schrieb seinen letzten Willen nieder, indem er bemerkte, „das Haupt eines Präsidenten von Nicaragua säße nicht mehr ganz fest auf den Schultern." — Trotz dem Tode Chamorro's wüthete der Bürgerkrieg noch immer fort und bei dem unversöhnlichen Haß der Parteien und ihren fast gleichen Mitteln dürfte die Ruhe dieses Staates wohl noch für lange hinaus gefährdet bleiben. Vielleicht wirft sich im Verzweiflungsmoment die eine oder andere Partei wohl gar einer fremden Macht in die Arme und erkauft sich mit dem Mord ihrer Nationalität den Endsieg. Ohnedies erscheinen in der gegenwärtigen Affaire, und wenn wir nicht irren, sogar zum ersten Male viele Nordamerikaner in den Reihen der Kämpfenden. Und was dabei das Auffallendste, und für die Sache des Rechts und der Freiheit das Bedauerlichste ist: sie kämpfen auf

beiden Seiten und stehen sich vielfach als Feinde gegenüber! — Unter den gegebenen Verhältnissen dürfte sich wohl eine völlige staatliche Trennung der beiden Parteien als das sicherste, vielleicht einzige Auskunftsmittel für die Herstellung eines dauernden Friedens erweisen. Das Territorium Nicaraguas besitzt übergroßen Raum zur Errichtung von zwei getrennten Republiken, von denen das eine Oberhaupt in Leon, das andere in Granada residiren und herrschen würde. Es müßte eine solche Theilung für den Nicaraguenser wie für den Central-Amerikaner im Allgemeinen immer noch tröstlicher sein, als einen der schönsten und fruchtbarsten der fünf Staaten durch unausgesetzte innere Zerwürfnisse verheeren und verarmen oder wohl gar die endliche Beute fremder Krieger und fremder Gläubiger werden zu sehen! —

Da der Tod Chamorro's und der Kriegszustand des Landes wohl noch ehe diese Blätter zur Veröffentlichung gelangen, bereits eine völlige Veränderung in den Regierungsverhältnissen Nicaraguas herbeigeführt haben dürfte, so glauben wir uns der unerquicklichen Aufgabe einer ausführlicheren Schilderung der Regierung Chamorro's um so leichter entheben zu können. Es genüge, in flüchtigen Zügen der Hauptpersonen der damaligen Verwaltung und der wichtigsten politischen Institutionen des Landes zu gedenken.

Als Minister der Finanzen und des Krieges war Don Jesus de la Rocha in der Verwaltung Chamorro's die einflußreichste Persönlichkeit. Hätte uns derselbe nicht bereits bei unserm ersten Besuche und zwar gleich nach den gewöhnlichen Begrüßungshöflichkeiten mit einem gewissen Selbstgefallen erzählt, daß er „Doctor en Canones, Leyes y filosofia“ sei, wir würden ihn nach seinem Aeußern, seiner Gesichtsfarbe und seinem Kraushaar weit eher für einen ganz gewöhnlichen eitlen Halbneger gehalten haben, dem mehr die seiner Race eigenthümliche Geschmeidigkeit und die leichte Aneignung gewisser Manieren als eine gediegene p o l i t i s c h e Bildung zu seiner gegenwärtigen Stellung verholfen hat.

Gleich allen Abkömmlingen der äthiopischen Race besaß auch Don Jesus de la Rocha eine besondere Vorliebe für Musik und fast jeden Nachmittag spielte er entweder selbst ein Instrument oder ließ sich von der Militärbande des Ortes im Hofraume seines Wohnhauses einige Stücke vormusiciren. Es ereignete sich einmal, daß ich gerade zu ihm auf Besuch kam, als eben eine derartige Musikproduktion stattfand. Ungefähr zwanzig junge Leute standen in Hemdärmeln, barfuß im gedeckten Hofraum und bliesen mit ungezähmter Heftigkeit in verschiedene Instrumente; ihr Vortrag war mehr lärmend als schön und das Aufgeführte mehr langweilig als gehörergötzend.

Der Minister saß im schwarzen Frack und einer einst weißen Weste mit dunklen Speise-Erinnerungen in der Nähe des improvisirten Orchesters und lauschte eifrig den etwas wilden Tönen, während einer seiner Söhne, ein Junge von zwölf Jahren und intelligenten Zügen eben damit beschäftigt war, für seinen kleineren Bruder einen Rock zu flicken. Der Junge ließ sich, was uns gar wohl gefiel, durch unser plötzliches Hinzukommen keineswegs in seiner Arbeit stören und stach lustig weiter; Vater und Sohn schienen vielmehr stolz darauf zu sein, dem europäischen Fremdling zu zeigen, wie man sich hier zu Land in noch so kindlichem Alter bereits einer so nützlichen Thätigkeit hingibt. — Die dürftige Einrichtung des Wohnzimmers, das zugleich die Stelle eines Schlafgemaches vertrat, das Hausleben der Familie, das fortwährende Auf- und Abschlendern barfüßiger, schmutziger Mägde mit kleinen Ministersprößlingen auf dem Arm, das Dazwischenlaufen halbnackter Kinder, die bald dies, bald jenes vom Papa begehrten und durch zeitgemäßes Geschrei auch zu erzwingen wußten; Alles hatte weit mehr das Ansehen einer kleinbürgerlichen Kinderstube als das eines Empfangs-Appartements eines Staatsministers.

Don Jesus de la Rocha sprach unaufhörlich von seinen Uni-

versitätsstudien, von seinem Hause in Granada und der reichen Sammlung elegant gebundener Bücher, welche er daselbst zurückgelassen hatte. Ja, er verstand im Laufe des Gespräches von seinen bunten Wissensfragmenten so geschickten Gebrauch zu machen, daß man dieselben einen Augenblick lang leicht als die Proben tieferer gründlicher Kenntnisse ansehen mochte; wie zuweilen ein halbbankerotter Kaufmann den ganzen Rest seines Waarenkrames in die Auslage drängt und so den flüchtigen Beschauer über die wahre Größe seiner Vorräthe zu täuschen versucht. — Obschon über alle Maßen eingenommen für seine Heimat, erkannte Don Jesus de la Rocha gleichwohl die Trostlosigkeit der Lage und klagte selbst in einem Bericht, den er in seiner Eigenschaft als interimistischer Minister des Innern und Aeußern im Februar 1853 den gesetzgebenden Kammern überreichte, „wie dem Staate Nicaragua von all' seinen Anstrengungen, sich zu einer selbstständigen Republik zu erheben, keine anderen Errungenschaften geblieben, als Bürgerkriege, Ruinen, Entvölkerung, Elend, Erschlaffung (relajacion), Unsittlichkeit, innere Zwiste und Laster."*) Man kann nicht offener sprechen.

Durch die häufige Lektüre auswärtiger Journale schien Don Jesus über allgemeine europäische Zustände ziemlich wohl unterrichtet zu sein; dagegen konnte mir derselbe über sein eigenes Vaterland nur wenig Auskunft geben. Auch nicht eine einzige der mündlich und schriftlich an ihn gerichteten Fragen über die landwirthschaftlichen, kommerziellen und industriellen Verhältnisse Nicaraguas vermochte er direkt zu beantworten, und wunderte sich zuweilen nicht wenig, wie mich diese oder jene statistische Angabe überhaupt interessiren könne. Noch am mittheilsamsten war der Minister über die Verhältnisse Nicaraguas zu den Vereinigten Staaten, und als un-

---

*) Informe presentado por el Ministro interino de Relaciones interiores y exteriores á las camaras legislativas de Nicaragua etc. Granada 1853.

ser Gespräch einmal die gerade damals waltenden Zerwürfnisse mit der nordamerikanischen Transitkompagnie und deren rücksichtlose Drohungen berührte, meinte Don Jesus, „wenn schon einmal die Annexation unabweisbar und gewissermaßen ein Fatum sei, dann ist es jedenfalls für das Land besser, dieselbe geschieht gleich, als erst nach Jahren!“ —

Die nächste politische Persönlichkeit von einiger Bedeutung in Chamorro's Verwaltung war Don Mateo Mayorga, Advokat und Staatssekretär im Ministerium des Auswärtigen. Derselbe ist noch ein ganz junger Mann, der erst seit Kurzem die diplomatische Bahn betreten hat, aber mit vielen praktischen Kenntnissen ausgerüstet, und voll Hingebung für geistigen Fortschritt ist. Wenngleich Don Mateo's öffentliche Wirksamkeit durch den Sturz der Verwaltung Chamorro's eine Unterbrechung erlitt, so scheint derselbe doch durch seine Fähigkeiten wie seine Vaterlandsliebe in einer späteren Epoche noch zu einer hervorragenden Rolle im Staatsdrama Nicaraguas berufen zu sein.

Wir haben bereits die wichtigsten Bestimmungen der neuen Verfassung mitgetheilt, welche gerade in dem Augenblicke mit großen Feierlichkeiten ins Leben treten sollte, als eben wieder die Kriegsflamme in Leon aufloderte. Unter den gegenwärtigen Umständen dürfte dieselbe indeß gleich den zahlreichen vorhergegangenen Staatsverfassungen ein todtgebornes Kind bleiben. Was die Lage Nicaraguas noch bedenklicher macht, ist der trostlose Zustand seiner Finanzen. Dieselben befinden sich in einer so grenzenlosen Verwirrung, daß man absichtlich zögerte, der letzten Kammersession darüber eine Vorlage zu machen. Die ordentlichen Einnahmen des Staates bestehen in den Ein- und Ausgangszöllen, (Alcabala maritima)*) in den

---

*) Die Alcabala maritima beträgt je nach der Qualität der Waaren 25 bis 40% des angegebenen Werthes. Die Kaufleute geben daher meist den Werth der eingeführten Güter um 1/4 oder wohl gar um 1/3 unter ihrem wirklichen an.

Monopolen von Schießpulver, Stempelpapier und geistigen Flüssigkeiten. Da in den letzten Jahren der Handel sehr gedrückt war, und außerdem nur die Hälfte des Betrages in Baarem bezahlt zu werden braucht, während die andere Hälfte in Staatsbons (Vales) entrichtet werden kann, so waren die Einnahmen an Zöllen in der jüngsten Zeit kaum hinreichend zur Bestreitung der Einbringungskosten derselben. Das Stempelpapier bringt dem Staate ungefähr 16,000 Dollars jährlich ein, die Verpachtung der Branntweinerzeugung aus Zuckerrohr (Aguardiente) 32,000 Dollars, und das Privilegium des ausschließenden Verkaufs von Ausländer Weinen 40,000 Dollars. Die beiden letzteren Monopole, die seltsamer Weise meist für den Staat in dem Verhältnisse einträglich werden, als die Trostlosigkeit der Zustände und die Unmoralität der Volksklassen zunimmt, was allein schon am besten für deren Verwerflichkeit als Quellen des Staatsschatzes spricht, sind an zwei Mulatten, die Brüder Carlos und Emilio Tomas in Granada verpachtet und dieselben verstehen es gar wohl, sich für die hohe Privilegiumssteuer, die sie an den Staat bezahlen, an ihren Kunden zu entschädigen.*)

Von diesen Einnahmen müssen sämmtliche Staatsausgaben, die Kosten für Civilverwaltung, Justizpflege, öffentlichen Unterricht, Verbesserung der Verkehrswege, die Erhaltung der Militärmacht u. s. w. bestritten und überdies noch alljährlich eine Quote der verschiedenen Staatsschulden, die sich auf mehr als zwei Millionen Dollars belaufen, an auswärtige und inländische Gläubiger abbe-

*) Das letztere Privilegium, welches einem einzigen Speculanten den ausschließenden Bezug von Ausländer Weinen einräumt, ist Ursache, daß man im ganzen Staate aus Mangel an Concurrenz nur schlechte, verfälschte Weine zu willkürlich hohen Preisen findet. Denn alle Details-Verkäufer im Staate dürfen die verschiedenen Weinsorten nicht beliebig direkt vom Auslande beziehen, sondern müssen dieselben von dem genannten Weinhändler in Granada kaufen, und dieser scheint den allerdings weder sehr klugen, noch sehr christlichen Handelsgrundsatz zu haben, die billigste, wenn auch schlechteste Qualität, möglichst theuer zu verkaufen.

zahlt werden. Da aber die Einkünfte nicht einmal zur Deckung der ordentlichen Ausgaben, viel weniger zur Abzahlung der auswärtigen Schuld hinreichen, versteht man sich bei jeder neuen Verfallzeit zur Vergütung von Zinsen; und da auch diese nicht baar bezahlt werden können und über 12% betragen, so wird die Schuld mit jedem Jahr, anstatt sich zu vermindern, größer und unerschwinglicher. — Die Kapitale des Landes sind zu gering und es herrscht auch viel zu wenig Patriotismus, um durch eine großartige National-Anleihe sich mit einem Male aus dieser Finanz-Klemme zu befreien; das Ausland giebt keinen neuen Credit mehr, es dringt im Gegentheil immer ernster auf die Befriedigung des alten, und so ist wahrlich nicht abzusehen, wie sich das paradiesische Nicaragua ohne Aufgebung seiner nationalen Selbstständigkeit aus einem Zustande des Verfalles retten kann, in das es kleinlicher Parteigeist, politischer Egoismus und die Indolenz der Masse gestürzt haben! Die Noth ist groß, und die Yankees sind nahe. . . .

Die bewaffnete Macht des Staates besteht theils aus 500 Mann sogenannter Veteranen, welche fortwährend im Dienste bleiben und theils aus Milizsoldaten, die im Falle eines Krieges bis zu einem Contingent von 4000 Mann aufgeboten werden können. Mit Ausnahme der Chargen gehen fast alle Soldaten barfuß und tragen ihre eigenen schmutzigen und zerlumpten Kleider, so daß ihr Stand eigentlich nur an der an einem Strick umgehängten Patrontasche und dem nachlässig-ungeschickt auf der Achsel ruhenden, halbverrosteten Schießgewehr zu erkennen ist. Bei besonderen Gelegenheiten sieht man wohl auch auf dem Kopf des einen oder andern dieser wüsten Vaterlandsvertheidiger einen mit Goldpapierstreifen verzierten Helm aus Pappendeckel sitzen.

Jeder Soldat erhält vom Staate eine nicht immer sehr schußfähige Waffe nebst Munition und den Sold von drei Realen täglich. Für diesen Betrag muß sich derselbe zugleich verköstigen und kleiden. Die Gehalte der Offiziers-Chargen betragen 30 bis 170

Dollars monatlich, welch letzterer Betrag die höchstbezahlte Gage, und zwar der Gehalt eines Generals im aktiven Dienst ist.

Ueberhaupt läßt sich sowohl über die Disciplin wie über die Waffengeübtheit der Militärmacht Nicaraguas nicht viel Rühmliches sagen. Es sind meist unzuverlässige, ungeschulte Truppen, an denen schon mancher fremdländische Exerciermeister sein Abrichttalent und seinen Profoßenstock vergebens versuchte.

Außer diesen Linientruppen und einer unbedeutenden Abtheilung von Artillerie wurde in letzterer Zeit von Fruto Chamorro noch die sogenannte Ehrengarde (guardia di honor) von ungefähr dreißig Mann zum Schutze der Person des Präsidenten errichtet. Die Mitglieder dieser Garde gehörten meistentheils den besseren Ständen an, waren gut uniformirt, und bezogen je nach der Höhe des Ranges einen Monatsgehalt von dreißig bis fünfzig Dollars. Sie standen ausschließlich im vertrauten Dienste des Staatsoberhauptes, umgaben abwechselnd Tag und Nacht dessen Person und wurden hauptsächlich zu geheimen Missionen verwendet.

---

Die Verhältnisse des Clerus befinden sich leider in keinem geordneteren Zustande als die der weltlichen Behörden. Oft nehmen die Priester an den politischen Händeln Theil, und es ist uns sogar ein Fall bekannt geworden, wo der Padre Viteri (später Bischof von Leon) mit umgegürteten Säbel auf die Kanzel stieg und das Volk förmlich zu Gunsten seiner Partei haranguirte.

Die Einnahmen der Geistlichkeit sind höchst beschränkt und unsicher, und obschon aus Mangel eines anderen Ersatzmittels die Zehentsteuer (Diezmo) und die Primicia noch immer aufrecht bestehen, so sind dennoch bei der traurigen Lage der Landwirthschaft von nur wenigen Curaten die Einnahmen ausreichend, um das Ansehen der Kirche durch eine würdige Entfaltung des Kultus in entsprechender Weise wahren und heben zu können.

Im ganzen Staate gibt es ungefähr achtzig Kirchen und Capellen, in welchen von beiläufig 300 Weltpriestern der katholische Ritus ausgeübt wird. Die Leitung der geistlichen Angelegenheiten ist, unter dem Vorsitz eines Bischofs einem Domcapitel (Cabildo Eclesiastico) anvertraut, das aus fünf Domherren und einem Capitular-Vicar besteht und in Leon seinen Sitz hat. Die Einnahmen dieses Cabildos, welche hauptsächlich im Zehent, der ausschließend der Casse des Cabildos zufließt, bestehen, betragen ungefähr 18,000 Dollars; davon wird der Jahresgehalt des Bischofs, der 10,000 Dollar ausmacht, sowie jener der Domherren und des Vicars, (à 600 Dollars), und alle sonstigen Auslagen des Cabildos bestritten. Den Zehent sammeln zwar die einzelnen Pfarreien ein, liefern selben jedoch sämmtlich an das Capitel in Leon ab, wo sodann das ganze Quantum zum Besten des Cabildos zum Meistgebot öffentlich versteigert wird.

Die Pfarrer sind in ihren Einnahmen auf die Primicia (der siebente Theil von jeglichem Product*) und auf die verschiedenen Stollgebühren für Taufen, Heiraths-Einsegnungen (9 Doll.), Leichenbegängnissen (3 Doll.), Messen (1 Doll.), und auf sonstige fromme Vermächtnisse angewiesen, die jedoch bei der Mittellosigkeit der Volksmasse einen nur wenig reichen Ertrag liefern. Dabei zahlen die Indianer für alle kirchlichen Acte weit geringere Gebühren als die Ladinos, so z. B. für eine Verheiratung nur 4 Dollar, für ein Leichenbegängniß nur 1½ Dollar u. s. w., was in Districten von vorherrschender Indianerbevölkerung die Einnahmen der geistlichen Seelsorger noch mehr schmälert. Gleichwohl darf hierbei nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß die Indianer in Folge dieser

*) Die Primicia dehnt sich nicht nur über die sämmtlichen vegetabilischen, sondern auch über die animalischen Erzeugnisse aus und umfaßt sowohl den siebenten Metzen aller Art Cerealien und Früchte, als auch das siebente Stück Vieh. In Fällen jedoch, wo die Production unter dieser Ziffer bleibt, wird keine Primicia bezahlt.

geringen Kirchengebühren zu verschiedenen Dienstleistungen im Pfarrhause verpflichtet sind, welche den Pfarrherren, wenn nicht direct pecuniäre, jedenfalls nicht unerhebliche materielle Vortheile gewähren. Die Geistlichkeit von Nicaragua theilt im Allgemeinen alle die Schwächen und Schattenseiten des katholischen Clerus von Central-Amerika, ohne sich irgendwie durch einen besonders hervorstechenden Zug auszuzeichnen. Es herrscht unter ihr dieselbe Kenntnißlosigkeit, dieselbe Geistesträgheit, dieselbe sittliche Corruption, derselbe Schachersinn, dieselbe Machtlosigkeit über die Herzen und die Geldbeutel der Masse.

Obschon der Artikel LIII. der Constitution die römisch-katholische Glaubenslehre zur herrschenden Religion des Staates erklärt, so ist dennoch die freie Uebung anderer Bekenntnisse nicht ausgeschlossen (sin prohibir el ejercicio publico a las demas religiones.) In einem Gespräch mit dem seither verstorbenen Präsidenten Don Fruto Chamorro über die Erbauung von protestantischen Bethäusern, Schulanstalten und Kirchhöfen, versicherte mich derselbe wiederholt, daß von Seite der Regierung nicht nur kein Hinderniß für deren Ausführung bestände, sondern daß man sogar auf ihren nachdrücklichsten Schutz rechnen dürfe, vorausgesetzt, daß eine hinreichende Zahl andersgläubiger Einwanderer die Gründung einer solchen Gemeinde rechtfertigen würde. Gegenwärtig gibt es in keiner Stadt Nicaraguas einen Kirchhof für Protestanten, und ein daselbst sterbender Fremder wird dermalen nur dann in sogenannter geweihter Erde begraben, wenn früher der katholische Geistliche zu Protocoll genommen, daß der Verstorbene ein „Christiano" gewesen!

Mit dem heiligen Stuhl besteht noch kein Concordat, obwohl zu diesem Behufe bereits im Juli 1846 der Abgeordnete Nicaraguas in den Vereinigten Staaten, Don José Marcoletta eine Mission nach Rom erhielt. Bei jeder neuen Besetzung des Bischofssitzes zu Leon, der zugleich der einzige im Staate ist, wird von

der Regierung der ihr für diesen Ehrenposten am würdigsten erscheinende Priester beim heiligen Stuhl in Vorschlag gebracht und erhält meistentheils auch die Bestätigung des Papstes. Und auf diese Förmlichkeit bleibt gegenwärtig fast allein der Verkehr der Regierung von Nicaragua mit jener von Rom beschränkt. —

Bei den fortwährenden Unruhen und Kämpfen, unter denen die Republik Nicaragua seit einer Reihe von Jahren seufzt und verkümmert, konnte auch dem Erziehungswesen keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und für Verbesserungen in demselben Sorge getragen werden. Es bestehen im ganzen Staate zwei Universitäten, die eine in Leon mit einer Bibliothek von ungefähr 1500 Bänden und eine zweite in Granada ohne Bibliothek. Den besten Beweis für die Mangelhaftigkeit dieser beiden Institute liefert uns eine auf den öffentlichen Unterricht bezügliche Stelle in einem Berichte des Ministers des Innern an die gesetzgebende Kammer vom Februar 1853: Unos pocos principios de filosofia elemental, jurisprudencia civil y canonica, grammatica castellana y latina y medicina: esto es cuanto se enseña en los dos principales establecimientos literarios que tiene el estado sin encontrarse la ensenañza de matematica, geografia, lenguas vivas, derecho publico etc.*)

Die Regiekosten dieser beiden Institute werden aus älteren Fonds und aus den Lehr-Gebühren, die sich auf zwölf Dollars jährlich für jeden einzelnen Schüler belaufen, bestritten. Die Einnahmen derselben sind dermaßen beschränkt, und in Folge davon die verschiedenen Lehrkanzeln so mangelhaft besetzt, daß beide Universitäten mit jedem Jahr mehr in Verfall und Mißkredit gerathen und viele bemittelte Eltern vorziehen, ihren nach akademischen Würden strebenden Söhnen den Doctorgrad lieber an der Universität zu

*) Informe presentado por el Ministro interino de relaciones interiores y exteriores á las Camaras legislativas de Nicaragua. Febrero 1853, p. 28.

Guatemala erringen zu lassen. Außer diesen beiden höheren Lehranstalten gibt es im Umfange der Republik noch sechzig Primärschulen für Knaben, welche zusammen von nur 2800 Schülern (wenig mehr als $1/_{100}$ der Gesammtbevölkerung) besucht werden. Die im Jahre 1852 in ein und fünfzig dieser Schulen*) für den öffentlichen Unterricht verausgabten Beträge beliefen sich nach den uns vom Minister gemachten Mittheilungen auf 8968 Dollars und selbst diese, im Verhältniß zur Wichtigkeit ihres Zweckes unbedeutende Summe, überstieg die ordentlichen Einnahmen um 2543 Dollars.

Der öffentliche Unterricht war jedoch nicht immer pecuniär so schlecht bedacht und verwahrlost gewesen. Nach Aufhebung der Klöster im Jahre 1829 durch Morazan, bestimmte dieser fortschrittsfreundliche General einen großen Theil der Klosterfonds zu Schulzwecken, und eine Zeit lang nahm das Unterrichtswesen einen überraschenden Aufschwung. Während der bald darauf wieder sich erneuernden Parteikämpfe scheinen indeß diese Fonds eine so verschiedenartige Verwendung erlitten zu haben, daß gegenwärtig wenig oder gar nichts mehr davon für Schulzwecke erübrigt. Die sämmtlichen Lehranstalten Nicaraguas sind daher dermalen für ihren Erhalt fast ausschließend auf zeitweilige Staatsgeschenke und gelegentliche Privatbeiträge angewiesen und diese fließen bei der Nothlage des Landes so spärlich, daß sie weder für die Besoldung tauglicher Pädagogen, noch für die Errichtung zweck- und gesundheit-entsprechender Räumlichkeiten ausreichen.

In diesen sechzig Primärschulen wird von selbst schülerhaften, wenig befähigten Individuen Lesen und Arithmetik, und wenn es hoch kommt, auch Schreiben gelehrt. Das Letztere, das bereits mehr Requisiten erfordert, muß schon aus pecuniären Rücksichten

*) Von diesen ein und fünfzig Primärschulen kommen 30 mit 964 Schülern auf das Departemento oriental (mit der Hauptstadt Granada und 85,500 Einwohnern), 19 auf das Departemento occidental (mit der Hauptstadt Leon und 100,000 Einwohnern) und 12 mit 621 Schülern auf Neu-Segovia (mit 60,000 Einwohnern).

von vielen dieser armseligen Schulstuben ausgeschlossen bleiben. Mit dem weiblichen Unterricht ist es noch schlechter bestellt, und nur in den größeren Städten befinden sich förmliche Mädchenschulen, wohl kaum fünf im ganzen Lande.

Unter solchen Umständen darf es allerdings nicht Wunder nehmen, wenn sich der größte Theil des Volkes, bei seiner ohnedieß angeborenen Indolenz und Lehrscheu, noch in totaler Unwissenheit befindet. Von hundert Männern können nach der Aussage von Eingeborenen durchschnittlich nicht mehr als zehn, von hundert Frauen kaum mehr als zwei lesen und schreiben.*)

Die Gesammtbevölkerung Nicaraguas, von welcher indeß noch niemals ein förmlicher Census aufgenommen worden ist, und auch bei der List und dem Starrsinn, mit welchen ein großer Theil der Bewohner aus Furcht vor Militärzwang oder einer neuen Besteuerung sich solchen Maßnahmen durch die Flucht hartnäckig zu entziehen weiß, wohl noch für lange nicht aufgenommen werden dürfte, wird annäherungsweise auf Grund von älteren Documenten, von Tauf- und Trauungsbüchern, auf ungefähr 250,000 Seelen geschätzt**), die sich über ein Territorium von mehr als 49,000 engl. Quadrat-Meilen (also circa 5 auf die Meile) ausbreiten. Diese Bevölkerung zerfällt wieder in circa 10,000 Weiße, 80,000 India-

*) Noch weniger aber als Lesen und Schreiben ist Rechnen unter der Masse gebräuchlich und Addiren oder Summiren sind eine so selten geübte Wissenschaft, daß man zur Zusammenzählung von einzelnen Beträgen, wenn die Finger nicht mehr ausreichen, sich meistentheils der Maiskörner bedient, die gewöhnlich in separirten Häuflein die verschiedenen zu summirenden Beträge vorstellen, und für welche, wenn die Rechnung stimmt, ebenso viele Silberstücke ausgewechselt werden.

**) Diese Einwohnerschaft vertheilt sich auf die fünf Provinzen in folgender Weise:

| Namen der Provinz. | Einwzahl. | Hauptstädte. | Produkte. |
|---|---|---|---|
| Dep. oriental (5 Districte), | 85,000 | Granada (15,000 Seelen). | Ackerbau. |
| „ meridional (5 Districte), | 50,000 | Rivas (10,000 Seelen). | Taback. Brasilholz. |
| „ septemtrional (1 Distr.), | 25,000 | Matagalpa (9000 Seelen). | Bergbau, Viehzucht. |
| „ segovia (1 District), | 15,000 | Somote (6000 Seelen). | Ackerbau, Viehzucht und Bergbau. |
| „ occidental (5 Districte), | 75,000 | Leon (25,000 Seelen). | Ackerbau. |
| Zusammen | 250,000 Seelen. | | |

ner, 15,000 Neger und 145,000 Mestizen. Die Indianer sind fast alle bis zu einem gewissen Grade civilisirt und haben mit Ausnahme von nur wenigen Stämmen der Ostküste bereits alle ihre Traditionen und sogar die Sprache ihrer Väter vergessen. Es dürften sich im ganzen Staate kaum mehr als 2000 Indianer befinden, die bis zur Stunde noch der Civilisation völlig fremd geblieben sind und in den fruchtreichen Wäldern der Ostküste, bald an dem Ufer eines fischreichen Flusses, bald in jagdreicher Wildniß unter frischen Palmendächern bivouakiren.

Ueberhaupt ist der indolente, arbeitscheue, bedürfnißlose Charakter der Bevölkerung nur wenig geeignet, die geistige und industrielle Entwicklung des Landes zu fördern. Weder Zeit noch Civilisation, noch der Verkehr mit fremden Völkern hat etwas an dem Bilde geändert, welches der Geschichtschreiber Lopez de Gomara bereits vor 300 Jahren (1554) von dem Volke von Nicaragua entwarf, und das sowohl durch ein Hinweglassen, wie durch ein Hinzufügen gleich an Treue und Charakteristik einbüßen würde: „Los naturales son muy sencillos. El vino apena se conoce, la loza, el vidrio, el cristal se vé alli como una raridad. Imprentas jamás los ha habido, ni se hay alguno del pais que se halla tomado el trabajo de siquiera manuscribir algo de dicho pais que para su amenidad bamallan antiguamente los españoles „paraiso de Mahomed.“ Contentos con su tiste por la mañana y su tibio por la tarde, con una comida muy ordinaria de cecina, tasajo, verdas frutas del pais y unas tortillas, y con un vestido totalmente contrario al temple del

---

Squier gibt in seinen neuesten, soeben bei Harper in New-York erschienenen „Notes on Central-America“ (p. 49), die Bevölkerung des Staates Nicaragua auf 300,000 Seelen an. Seinen Angaben liegt ein versuchter Census vom Jahre 1846 zu Grunde. Baron Bülow schätzt dieselbe in seinem älteren Werke über Nicaragua sogar auf 350,000 Seelen! Nach den von mir im Jahre 1854 an Ort und Stelle mit vielem Fleiße gemachten Erhebungen möchte ich glauben, daß meine Daten der Wahrheit am nächsten kommen.

pais y de mui poco gusto, los naturales del pais, no annelan a otra cosa, desperdiciando asì sus dias y sus talentos. Cada cual se interesa en pasar sus dias en un perpetuo ocio, y ninguno pensa en interesarse en el bien de su patria y del publico*)." — —

*) Das Leben der Eingeborenen ist äußerst einfach. Wein ist kaum gekannt, Eßgeschirre, Glas, Spiegel werden als eine Seltenheit angesehen. Buchdruckereien gab es niemals, noch hat sich irgend ein Eingeborener je die Mühe gegeben, über das Land Aufzeichnungen zu machen, welches die Spanier in frühern Zeiten wegen seiner Fülle von Herrlichkeiten „Mahomed's Paradies" nannten. Zufrieden mit seinen „Tiste" (Maistrank) zum Frühstück und seinem „Tibio" (einem lauen Getränk aus Mais und Chocolate) zum Vesperbrot, sowie mit einer äußerst ordinären Mahlzeit aus Wurzeln, Salzfleisch, unreifen Früchten, und einigen Tortillas, und einer Bekleidung, welche dem Clima des Landes völlig zuwider und wenig geschmackvoll ist, kennen die Eingeborenen keine sonstigen Bedürfnisse und Wünsche und vergeuden im Nichtsthun ihre Zeit und ihre Talente. Ein Jeder hat kein anderes Bemühen als seine Tage in vollständigster Ruhe zu verleben und Keiner denkt daran, sich für das Wohl seines Vaterlandes und seiner Mitmenschen zu interessiren."

## Achtes Kapitel.

# Landwirthschaft und Handel.

Statistische Angaben über die Cultur im Ost-Departement. — Fleischconsumption. Tropische Kulturpflanzen. — Cacao. — Taback. — Schmuck-, Bau- und Farbehölzer. — Viehzucht. — Minen und Metalle. — Die Goldbergwerke von Chontales. — Kohle. — Blei. — Kupfer. — Handel. — Ausfuhr. — Einfuhr aus Europa und Nord-Amerika und die Betheiligung jedes einzelnen Landes am öffentlichen Verkehr. — Realejo. — San Juan del Sur. — San Juan del Norte oder Greytown.

Es gibt wohl schwerlich ein Volk, welches von dem Reichthum, den die Natur mit so großmüthiger Hand seinem Boden bescherte, einen so geringen Vortheil zu ziehen versteht, wie das Volk von Nicaragua. Würde die Erde nicht den nöthigsten Lebensbedarf von selber produciren, gewiß wäre ein Theil der Einwohner schon längst aus Indolenz Hungers gestorben. Man sollte glauben, ein Land, das schon der irländische Franziskanermönch Gage seiner überschwenglichen Bodenfruchtbarkeit und der Köstlichkeit seiner Produkte wegen „Mahomeds Paradise“ nannte, ein Land, das den Natursegen zweier Hemissphären innerhalb seiner Grenzen vereint, müßte wenigstens in Einem Kulturzweige Bedeutendes hervorbringen und dadurch die Verhältnisse der einzelnen Individuen sowohl wie den nationalen Wohlstand des Staates überhaupt heben und bessern. Allein in Folge der fortwährenden inneren Parteikämpfe nimmt die Landeskultur eher ab als zu; selbst die Produktion von Cerealien ist kaum für den eigenen Bedarf hinreichend und

ebenso ist im Handel mit dem Auslande trotz der Vortrefflichkeit der geographischen Lage Nicaraguas eher ein Rückgang als ein Aufschwung bemerkbar. Vor einem Jahrzehent noch wurden in den Niederungen von Chinandega, Leon, Rivas und Granada jährlich an 5000 Surrones (750,000 Pfund) Indigo gebaut und das Pfund zu einem Dollar verkauft; dermalen ist auch diese Kultur größtentheils eingegangen und die meisten Indigofelder liegen wüst und unbenutzt*). Im Departemento oriental mit der Hauptstadt Granada herrscht noch die größte agrikole Rührigkeit, und da sich in diesem Departement gleichzeitig der Sitz der Regierungsbehörden und der bedeutendsten geistigen Capacitäten befindet, so ist auch hier noch am meisten in Bezug auf statistische Nachweise geschehen. In der That ist dies der einzige Theil im ganzen Staate, wo man einigermaßen über den Zustand der Bevölkerung, über Produktion und Consumption unterrichtet ist. Aus Mangel von irgend welchen neueren Quellen erlaube ich mir im Auszug die wichtigsten statistischen Angaben mitzutheilen, wie solche im Jahre 1847 von dem damaligen Präfekten Don José del Montenegro in einem Tableau zusammengestellt und uns durch die Güte des warmen Patrioten, des Doktors Pedro de la Rocha in Granada überreicht worden sind. Nichts dürfte wohl für die national-ökonomischen Verhältnisse Nicaraguas bezeichnender sein, als daß in seinem reichsten, bevölkertsten Departement, welches sich über 2810 Quadratleguas erstreckt, das in der Landwirthschaft angelegte Vermögen nur 600,000 Dollars beträgt, während die im Handel befindlichen Fonds auf 450,000 Dollars und das Capital in Grundstücken auf bloß 232,000 Dollars geschätzt werden. Die in Viehzucht anliegenden Fonds werden noch am höchsten, nämlich zu 900,000 Dollars angegeben, stehen aber gleichfalls nicht im Verhältniß zur immensen Ausdehnung der das Departement bildenden Ländereien. — Von den jährlich pro-

---

*) Vergl. Squier, Nicaragua etc. p. 37.

ducirten 208,700 Fanegas (à 6 Centner) Mais werden 177,000 Fanegas im Departement selbst verzehrt und außerdem 19,900 Stück Rindvieh, was bei einer Bewohnerzahl von 85,500 Seelen ungefähr 40 Pfund jährlichen Rindfleisch-Verbrauch per Individuum ausmacht*). Die Consumption von ausländischen Baumwollstoffen (ropa) im selben Departement ist 193,180 Stück (à 25 Ellen) jährlich.

Seit dem Zeitraume, als die hier an verschiedenen Stellen mitgetheilten Ausweise erschienen, ist im Staate Nicaragua kein weiteres statistisches Document veröffentlicht worden und die Statistik seufzt gleich der Agricultur, dem Handel und der Industrie unter dem Einflusse unaufhörlicher innerer Kriege und Zerwürfnisse.

Mais**), Bohnen, Getreide, Reis, Zucker, Kaffee, Baumwolle***), Cacao, Tabak, werden größtentheils nur für den eigenen

---

*) Dieser Calcul ist allerdings sehr problematisch, indem der Haupt-Fleischconsumo zumeist auf die Stadt Granada mit 17,000, Massaya mit 14,000, und Managua mit 12,000 Einwohnern gerechnet werden muß, während unter den Bewohnern der Dörfer der Fleischgenuß viel geringer ist, so daß man füglich auf den Städter funfzig, und auf den Dorfbewohner nur dreißig Pfund jährlichen Fleischverbrauch rechnen kann. Ebenso muß aus dieser Berechnung dasjenige Quantum ausgeschlossen bleiben, das der Wald und die Flinte beschert.

**) Der Mais gibt hier jährlich zwei und manchen Punkten sogar drei Ernten und 500fältigen Ertrag. Man säet gewöhnlich das erste Mal im Mai, vor Anfang der Regenzeit und erntet im Juli; das zweite Mal wird im September gesäet und im December geerntet Während den Brachmonaten dient das Grundstück zur Viehweide. Man baut hier auch eine Art röthlichen Mais, von den Eingeborenen bujagua genannt, der namentlich zur Bereitung von feinerem Backwerk, wie Rosquitas, Tortillas dulces oder Atol verwendet wird und im Handel einen etwas höheren Preis hat.

***) An Braunzucker (chancaca) werden im Ganzen 2000 Zentner jährlich producirt, davon kommen auf das Ost-Departement allein 600 Zentner, à 6 Doll. Die Baumwollproduktion beträgt kaum 100 Ballen oder 10,000 Pfund per Jahr, die einen Werth von 7 Dollar per Ballen vorstellen, obschon Terrain und Klima dieser Cultur weit besser zusagen wie in irgend einem Theile der Südstaaten der Union. Im Jahre 1840 sind nach Dunlap noch 50,000 Ballen Baumwolle, à 300 Pfund exportirt worden. Allein schon im Jahre 1846 war auch diese Cultur bedeutend gesunken.

Bedarf gebaut und der Export-Handel zieht keinerlei Vortheil aus deren Produktion, obwohl dieselben zu einer der reichsten Quellen des National-Wohlstandes erhoben werden könnten. Ueber alle diese Produkte herrscht indeß keinerlei Controle, weder über deren Gesammt-Erzeugung noch deren Consumption, noch über den Flächenraum, den ihre Cultur einnimmt. Wir konnten uns darüber trotz der eifrigsten Bemühungen am Sitz der Regierung und im häufigen Verkehr mit Regierungsmännern und Landwirthen außer den oben angeführten Daten keine weiteren Auskünfte verschaffen. Eben so wenig ist man beflissen, von dem großen Reichthum der Küstenstriche an offizinellen Pflanzen, wie z. B. Sarsaparilla, Vanille, Ipecacuanha, Rhubarba, Tamarinde u. s. w., jene Vortheile zu ziehen, welche die Natur selbst hier gewissermaßen aufdringt.*)

Der Cacao (Theobroma Cacao, L.), den die spanischen Eroberer bereits im Lande vorfanden und der unter allen Culturpflanzen die meiste und gleichmäßigste Wärme bedarf, wird größtentheils nur in den Niederungen und Sumpfgegenden gebaut; seine Cultur erstreckt sich annäherungsweise über 3000 Manzanas (á 100 □Yards) Landes. Die günstigsten Lagen für den Cacaobau sind das sogenannte Consecuit-Terrain und der Palmar-Distrikt. Im ganzen Staate dürften sich ungefähr fünf und vierzig bis fünfzig Cacaopflanzungen (haciendas de Cacao) befinden und jede derselben durchschnittlich 40,000 Bäume zählen, so daß man in sämmtlichen Pflanzungen beiläufig zwei Millionen früchtetragende Cacaobäume annehmen kann. Zwischen je zwei Cacaobäumen, die selten mehr als 20′ hoch sind, ist immer ein dieselben beschattender Schutzbaum, madre Cacao**), ge-

---

*) Von allen diesen Produkten werden nur ganz geringe Quantitäten gewonnen und ausgeführt. Der Preis im Hafen von San Juan ist für Sarsaparilla 12 bis 15 Piaster per Zentner; für Ipecacuanha 9 bis 10 Piaster per Zentner; für Rhubarba 6 bis 8 Piaster per Zentner; für Tamarinde 2 bis $2^1/_2$ Piaster per Zentner; für Copaiba-Balsam 2 Piaster per Gallone (5 Bouteillen).

**) Erythrina L.

nannt, der bis 60′ erreicht, gepflanzt und solche drei Bäume zusammen machen in der Landessprache eine „Casa“ aus. Auf einer Manzana befinden sich 500 Bäumchen, immer 3′ breit von einander entfernt. Der Cacaobaum giebt, sieben bis acht Jahre nach der Pflanzung angefangen, vierzig bis fünfzig Jahre hindurch alljährlich drei gleich vorzügliche Ernten, die erste im Jänner, die zweite im Mai, die dritte im September und liefert bei jeder Ernte ungefähr 30 Pfund Bohnen, so daß man den jährlichen Gesammtertrag eines jeden Baumes auf 90 Pfund Bohnen oder einen Geldwerth von sieben bis acht Dollars schätzen kann. Seine zahlreichen ovalen Fruchtkolben enthalten oft bis zu sechszig Bohnen. Ein einziger Arbeiter ist ausreichend für die Pflege und Ernte von tausend Bäumchen oder für ein Grundstück von zwei Manzanen. Auf den Märkten wird die Cajuela (25 Pfund) Cacaobohnen zu zwanzig Realen oder zwölf Handvoll (sechszig Bohnen) für einen Real verkauft. Ein mit tausend Cacaobäumen bepflanztes Grundstück (ungefähr zwei Acres) werthet dermalen 1000 Dollars.

Das größte Quantum der Cacaoproduktion Nicaraguas wird im Staate selbst verbraucht und nur ein sehr geringer Theil davon nach San Salvador und Costa Rica ausgeführt. In schlechten Erntejahren übersteigt sogar der Consumo die Produktion und in solchen Zeiten wird der Cacao aus Guayaquil eingeführt. Die aus der Cacaobohne bereitete Chocolate,*) der Lieblingstrank der Neuspanier, dessen Lobe der englische Franziskanermönch Gage ein ganzes Kapitel widmet, ist gleichwohl für den europäischen Gaumen bei weitem nicht so wohlmundend und von so edlem Geschmack wie der Kaffee. Auch ist der letztere auf Geist und Körper von einer weit wohlthuenderen aufregenderen Wirkung. Und es scheint

*) Während der botanische Name der Cacaopflanze „Theobroma“ Nahrung für Götter bedeutet, will Padre Gage den Namen des daraus bereiteten Getränkes vom Mexikanischen abgeleitet wissen, nämlich von atl, Wasser, und von choco, das Getöse, welches kochendes Wasser hervorbringt, wenn man es aufrührt.

uns nicht unwichtig, zu bemerken, daß im Verhältniß der Civilisation auch der Verbrauch der Kaffeebohne in Central-Amerika in Zunahme begriffen ist. In zahlreichen Familien theilt der Kaffee bereits den Rang mit der Chocolate. Man genießt den ersten zeitig des Morgens und nach dem Mittagsessen, die letztere zum Frühstück und zum Abendbrot.

Den Volksklassen dient die Cacaobohne gleichzeitig als Scheidemünze und eine Bohne mag durchschnittlich als der vierzigste Theil eines Medio angenommen werden. Das Coursiren dieser Fruchtkörner anstatt baaren Geldes ist im Kleinhandel so bedeutend, daß man auf den Fruchtmärkten unter dem Volke fast nur Cacaobohnen im Verkehr erblickt und daher mit vollem Recht gesagt werden kann, „in Nicaragua wachse das Geld auf den Bäumen!" —

Nächst der Cacao-Cultur ist jene des Tabaks die bedeutendste, welcher hier in ganz vorzüglicher Güte gedeiht und doppelte Ernten gibt. Man baut drei verschiedene Samen, und zwar in den Ebenen von Managua und Leon den von Istepeque aus San Salvador eingeführten, in Massaya den aus Chilcagre im Staate Costa Rica stammenden, und in der Provinz Segovia den Criolla oder einheimischen Samen. Die bedeutendsten Tabakpflanzungen befinden sich in den Umgebungen von Massaya, wo man dieselben auf 15,000,000 Tabakpflanzen oder Matas schätzt und in der Nähe von Matagalpa, deren Quantität jedoch unbekannt ist. 1000 Pflanzen (matas) geben in beiden Ernten zusammen zwischen 250 bis 300 Pfund Tabak. Die erste Saat geschieht im Mai und wird im August geerntet, die zweite (broton) im October und wird im Februar geerntet. Auf eine Manzana Grundstück baut man gewöhnlich 1500 Pflanzen, von denen man durchschnittlich im Laufe des Jahres 450 Pfund Tabak gewinnt. Der Werth desselben ist ungemein verschieden. In Massaya unterscheidet man drei Klassen, wovon die erste fünf und zwanzig Dollars, die zweite achtzehn Dollars, die dritte gar nur fünf Dollars per Zentner werthet. Die

Steuer, welche auf der Tabakscultur lastet, ist nicht unbedeutend; jeder Pflanzer hat für je 1000 Matas einen Betrag von fünf Dollars an den Staat zu entrichten.

Auch von diesem Naturprodukte wird größtentheils blos der eigene Consumo gebaut und nur geringe Quantitäten werden nach den Nachbarstaaten ausgeführt.

Der werthvollste Ausfuhrartikel Nicaraguas besteht nicht in dem, was der Menschenfleiß mit Hilfe der Natur schafft, sondern was die Natur allein, ohne menschlicher Beihilfe erzeugt, nämlich in Bauhölzern und Färbehölzern. Die bedeutendsten Holzschläge befinden sich in der Nähe der Westküste, und das englische Kaufmannshaus Maning & Comp. steht an der Spitze dieser Unternehmung. Man berechnet auf ungefähr 3000 Zentner oder 150 Tonnen die Quantitäten Mahagony-, Cedrelen-, Ronron-, Brasil-*) und anderer Schmuck- und Färbehölzer, welche jährlich in den beiden Häfen Nicaraguas an der Westküste verschifft werden. Nächst den genannten Holzgattungen sind es noch Hornvieh und Thierhäute, durch deren Export Nicaragua einigen Verkehr mit den Nachbarstaaten und dem Auslande unterhält.

An Rindvieh werden jährlich ungefähr 10,000 Stück nach den Nachbar-Republiken, namentlich nach San Salvador und Costa Rica ausgeführt. Der Preis ist ungemein wechselnd. Man kann indeß den Werth des gesammten jährlichen Exports an Rindvieh kaum auf mehr als 300,000 Dollars veranschlagen.

An Häuten (im Gewicht von 17 bis 20 Pfund) führt Nica-

---

*) Das Holz des Mahagonybaumes wird gewöhnlich in Tablonen von 4'' Dicke, 15 bis 20'' Breite und 12 bis 15' Länge auf den Markt gebracht und zu 3 bis 4 Realen per Vara (3') verkauft. Die übrigen Schmuck- und Färbehölzer werden per Tonne (2000 Pfund) verkauft, welche im Hafen von Realejo am stillen Ocean, von wo die meiste Ausfuhr geschieht, 32 bis 34 Dollars werthet. Im Walde wird der Karren Färbeholz (20 bis 25 Zentner) nur mit 6 Dollars bezahlt.

ragua jährlich ungefähr 30,000 Stück, á drei Realen,*) und an Rehfellen 2000 Zentner, á sechs und dreißig Dollars aus. Tigerfelle werden mit einem Dollar per Stück bezahlt.

Die Gewinnung und der Export an edlen Metallen ist gleichfalls unendlich beschränkt, und selbst die verhältnißmäßig wenigen Hände, welche sich gegenwärtig dem Bergbau widmen, würden sich in einem Lande, wo die dermalige Produktion noch so weit hinter der Produktions-Möglichkeit zurückbleibt, mit viel mehr Vortheil und weit weniger Strapazen der Bodencultur zuwenden.

Die bedeutendsten Bergwerke des Staates sind die Silberminen von Matagalpa und Dipilto in der Provinz Segovia, die Goldminen von Santa Rosa de Peña, 24 Leguas nordöstlich von Leon und die erst seit 1849 aufgefundenen Goldminen in der Provinz Chontales. Nordamerikanische Spekulanten haben die Ergiebigkeit dieser letzteren so fürchterlich übertrieben und so viel Humbug darüber in die Welt hinaus geschrieen, daß wir hier einige Berichtigungen nicht am unrechten Platze halten.

Die Minen von Chontales liegen 114 engl. Meilen nordöstlich von der Stadt Granada, sechs und dreißig Meilen vom Nicaraguasee und fünfzig engl. Meilen von der Meeresküste entfernt. Die Mineralregion dehnt sich über einen Flächenraum von ungefähr achtzig Meilen in der Länge aus und ist beiläufig 1500′ über dem atlantischen Ocean gelegen. Die reich mit Bauholz bewaldeten Berge, welche sie umschließen, erheben sich 1000 bis 2000′ über die Bodenfläche der Landschaft. Die Schachte werden nicht horizontal, sondern vom Gipfel der Berge senkrecht hinab gebaut. Im Januar 1854 hatte man in den verschiedenen Schachten eine Tiefe von 30 bis 125′ Fuß erreicht. Das Metall findet sich zwischen Quarzgängen, rothem Sandstein und Schiefer. Leider wird keine der

*) Im Kleinhandel und Einzelverkauf werden Rindshäute, die gewöhnlich 17 bis 20 Pfund wiegen, bis zu 1 Dollar per Stück bezahlt.

Minen systematisch bearbeitet; es sind meistentheils nur Abenteurer, die ohne weitere Vorkenntnisse vom Bergbau in den Eingeweiden dieser Berge wühlen, über deren Goldreichthum geflissentlich so fabelhafte Angaben verbreitet worden sind, um eine große Masse fremder Arbeitskräfte hierher zu locken und dadurch die Grundstücke vortheilhaft zu verwerthen.

Dreihundert Arbeiter waren im März 1854 in den verschiedenen Minen beschäftigt und kamen hauptsächlich in der Hoffnung eines höheren Lohnes aus den Bergwerken von Honduras. Darunter mischte sich eine ansehnliche Zahl nordamerikanischer, irländischer, französischer und deutscher Vagabunden, welche ohne alle Kunde und System heute hier, morgen dort zu graben anfingen, und des Abends verzehrten, was sie am Tage über gewannen. Die Bevölkerung des Minenbezirks, welche die Sucht nach Gold in diese einsamen Berge zog und die in der kleinen Ansiedlung Libertad wohnt, dürfte sich im Ganzen auf höchstens 600 Individuen belaufen; die Indianerzahl der Provinz Chontales hingegen, beträgt noch über 10,000 Seelen, die jedoch fast ausschließend nur von der Jagd und dem Fischfang leben. Man begegnet im ganzen Distrikt zahlreichen aufgelassenen Indianer-Ansiedelungen und Bananen-Pflanzungen, welche der Vermuthung Raum geben, daß diese Landschaft in einer früheren Periode noch weit zahlreicher von einzelnen Stämmen bevölkert war, sowie dieselbe überhaupt zu den ältesten Ansiedlungspunkten Nicaraguas gehört.

Bis zum März 1854 war noch keine Erzausbeute der Goldminen von Chontales in den Handel gekommen, auch kannte man bis dahin noch nicht den Metallgehalt des Gesteins durch chemische Analyse. Zu jener Zeit herrschte in Granada ein förmliches Goldfieber;*) wer nur immer konnte, machte sich nach dem zwölf Leguas

*) Die ersten Proben, die aus den Goldgruben von Chontales nach Granada gebracht wurden, waren so reich und vielversprechend, daß man den Erz-

vom Seeufer entfernten Minendistrikt auf; täglich kamen neue Goldspekulanten aus den Vereinigten Staaten an, um auf eigene Faust in den Minen zu arbeiten oder Actien-Compagnien zu bilden. Damals war das Zuströmen sowie die Bevölkerung von Chontales noch fortwährend im Steigen. Seither aber begann man die Sache mit ruhigerem Blute anzusehen, bestimmtere Angaben waren aus dem Minendistrikt in die Hauptstadt gedrungen, von der Regierung dahin abgeschickte Commissäre, darunter der Bruder des früheren Präsidenten der Republik, Don Dyonisio Chamorro, hatten ihre Berichte abgestattet und man kam allmälich zu der Ueberzeugung, daß auch in Chontales nicht alles Gold sei, was glänzt. — In der Nähe dieser Goldminen wurden vom Präsidenten des Obersten Gerichtshofes in Granada, Don Firmin Ferrer schon vor längerer Zeit Lager von Anthracitkohlen entdeckt. Dieselben sind acht Leguas von Granada zu Wasser und vier und zwanzig Leguas zu Lande, aber nur eine halbe Legua vom Nicaraguasee entfernt; welch letzterer Umstand sie doppelt wichtig und werthvoll machen dürfte, im Falle bei längerem Bau deren Qualität sich besser und brauchbarer erweist als die gegenwärtig meist von der Oberfläche gewonnenen Proben. Was indeß einer vortheilhaften, großartigen Ausbeute der Minen von Chontales am meisten entgegensteht, ist der Mangel an kundigen Bergleuten, an ausreichenden Kapitalien und an tauglichen Verkehrswegen.

In dem Departement oriental und der Provinz Segovia befinden sich außerdem noch verschiedene mehr oder minder ergiebige Blei- und Kupferbergwerke, darunter in Jalaguina (Provinz Segovia), ein Berg, der nach der Aussage der Eingebornen aus massiven Kupferflötzen bestehen soll. Es wurde mir diese Mittheilung wieder-

gehalt eines Zentners Gestein auf 3½ Unzen schätzte. Allein wie bei den Agaacate-Minen im Staate Costa Rica, entsprachen auch hier gründlichere Untersuchungen nicht den Erwartungen, welche durch den Reichthum des auf der Oberfläche gefundenen Metalls angeregt wurden.

holt, selbst von gebildeten Einwohnern, darunter Don Liberato Abarca in Matagalpa gemacht, was mich vermuthen läßt, daß sich in Jalaquina ähnlich wie beim Iron Mountain und Pilot Knob im Staate Missouri ein Theil der Erzes in Rollsteinen auf der Oberfläche befindet.

In der Umgebung von Teustepet werden Gold, Silber, Kupfer und auch Edelsteine, namentlich Jaspis und Opale gefunden. Allein auch hier ist bis jetzt noch nicht das Geringste für eine rationelle Ausbeute geschehen.

Der Handel des Staates mit dem Auslande wird vom stillen Ocean aus durch die beiden Häfen Realejo und San Juan del Sur und an der Ostküste oder dem karaibischen Meere durch den Hafen von San Juan del Norte (von den Engländern Greytown genannt), unterhalten. Wir sind leider auch hier nicht in der Lage, dem Leser über die jährliche Ausfuhr und Einfuhr genaue Ziffern bieten zu können. Nach den uns vorliegenden älteren Daten dürfte die jährliche Ausfuhr des Staates Nicaragua an der Ost- und Westküste zusammen circa 2800 Tonnen Gewicht in einem Werthe von 250,000 Dollars betragen. Die Einfuhr an Manufakturwaaren, Wein ꝛc. übersteigt noch immer wesentlich die Ausfuhr und mag mit ziemlicher Gewißheit auf 1000 Tonnen oder 10,000 Collis in einem Werthe von 350,000 Dollars angenommen werden, wenn man namentlich erwägt, daß dieselbe aus Rücksicht der nach dem Werth berechneten Eingangssteuer von 28% gewöhnlich um mindestens ein Viertheil niederer angeschlagen wird. Nach dieser mit möglichster Genauigkeit gemachten Berechnung würde also der jährliche Handelsverkehr Nicaraguas mit dem Auslande ungefähr 600,000 Dollars betragen und die Theilnahme jedes Einzelnen der Bewohner an dem Gesammtverkehr kaum mehr als 1½ Piaster ausmachen. In Costa Rica, das durch die glückliche Wahl seines Culturproduktes (Kaffee) unter allen Staaten Central-Amerikas den

meisten Handel mit dem Auslande unterhält, beträgt die individuelle Theilnahme bereits zehn Piaster!

An der Einfuhr fremdländischer Produkte betheiligen sich die verschiedenen Staaten Europas und Amerikas in folgender Weise:

Großbritannien liefert: Calicos, alle Arten Manufaktur- und Baumwollwaaren, Eisen- und Stahlwaaren, Blei, Pulver u. s. w.;

Frankreich: Seidenwaaren, gedruckte Kattune, Weine, Liqueure, Juwelen und Galanterie-Artikel;

Die Vereinigten Staaten: Seife, Stearinkerzen, Branntwein von minderer Qualität, Pulver;

Spanien: Papier, Seidenstoffe, Bandwaaren, Wein, Oel, geistige Flüssigkeiten;

Deutschland: Glaswaaren, Wachs, Einrichtungsstücke, Stahl, Weine;

Italien: Papier, Oel, Seide und Liqueure;

Columbien: Cacao und Strohhüte.

Der Werth der jährlich eingeführten britischen Waaren kann auf zwei Drittheile der ganzen Einfuhr angenommen werden. Nur England und Deutschland liefert Waaren von allgemeiner Consumption; die französischen Artikel, als von mehr luxuriöser Natur, werden meist nur in den Hauptstädten verbraucht.

Der Hafen von Realejo wird im Laufe eines Jahres von ungefähr fünf und zwanzig Segelschiffen besucht, die theils aus Europa, theils aus Chili und Peru kommen und meistens nur einen Theil ihres Cargos abladen.

Im Hafen von San Juan del Norte oder Greytown, ist der Verkehr von Handelsfahrzeugen noch unbedeutender. Die Waaren, die hier ankommen, sind größtentheils Gegenstände von bedeutendem Werth und geringem Volumen, welche die hohe Dampfschifffracht ertragen können oder durch eine lange Seereise leiden würden. Den meisten Handelsverkehr unterhält San Juan del

Norte mit Granada am Nicaraguasee. Allein, obschon Granada die bedeutendste Handelsstadt der Republik ist, so sind auch hier in Folge fortwährender innerer Unruhen die Geschäfte äußerst flau und gedrückt; die bedeutenderen Ausfuhrartikel beschränken sich fast ausschließend auf Thierfelle, Färbehölzer und das rohe Metall (bullion), welches aus den verschiedenen Minen Matagalpas und Dipiltos nach Granada gebracht und an die dortigen Kaufleute (die Mark Rohsilber zu neun Dollars) verkauft oder gegen Waaren umgetauscht wird. Die wesentlichsten Einfuhr-Artikel Granadas sind Eisen, Kupfer und Geschirrwaaren, Seidenstoffe und Manufakturwaaren. Während unserer Anwesenheit in Granada, im Februar 1854 war eben eines der bedeutendsten dortigen deutschen Handlungshäuser wegen gedrückten Geschäften in der Umsiedlung nach Costa Rica begriffen, andere reducirten ihr Personal, und als Beweis mehr, daß der Verkehr mit Granada im Abnehmen betrachtet werden muß, mag der Umstand angeführt werden, daß von den verschiedenen amerikanischen Hotels, die zur Zeit, als Herr Squier sein Buch über Nicaragua schrieb, hier entstanden waren, kein einziges mehr übrig ist und daß das kleine Dampfboot, welches damals eine regelmäßige Verbindung zwischen San Carlos am Ausflusse des Nicaraguasees und Granada unterhielt, gleichfalls seine bestimmten Fahrten wieder eingestellt hat und nur alle Monate einmal wie zufällig hier einläuft.

Man bedient sich des Ports von Greytown gleichfalls zur Beförderung solcher Waaren aus den Vereinigten Staaten oder England, an denen auf einem oder dem andern Markte ein augenblicklicher Mangel eingetreten ist, und deren Bezug über das Cap Horn zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Indeß ist es ein grober Irrthum des Herrn Baron Alex. v. Bülow, wenn derselbe in seinem Werke über Nicaragua (p. 276) behauptet, der in Costa Rica producirte Kaffee und die dafür eingeführten Manufakturwaaren würden in Zukunft über San Juan del Norte befördert werden und

auf Grund dieser völlig irrigen Annahme, den Gesammtverkehr von San Juan del Norte für das Jahr 1848 ohne große Scrupel bereits auf 2,371,000 Piaster annimmt. Costa Rica kann sich auf seinem eigenen Territorium weit günstigere und sicherere Verkehrswege mit der Ostküste eröffnen und sich dadurch die große Unannehmlichkeit und Gefahr der Sarapiqui-Flußschifffahrt und der doppelten Verladung bei einem Artikel ersparen, welcher wie der Kaffee durch Feuchtigkeit oder gar Durchnässung so bedeutenden Verlusten ausgesetzt ist.

Seitdem der Hafen von San Juan del Norte gewissermaßen ein englischer Port geworden und zu Ehren des Statthalters von Jamaika den Namen Greytown erhielt, wurde das Zollamt Nicaraguas nach dem Fort San Carlos am Nicaraguasee verlegt und soll nach den mir vom Minister de la Rocha gemachten Mittheilungen dem Staate jährlich zwischen 45 bis 60,000 Dollars einbringen,*) was bei einer Steuererhebung von 28% ad valorem**) einen jährlichen Waarenverkehr im Werthe von circa 200,000 Dollars annehmen läßt.

Was dem Hafen von Greytown eine gewisse Bedeutung giebt, ist indeß weit weniger dessen Handelsverkehr als die große Masse von Reisenden, welche auf ihrem Wege nach der Südsee und nach Californien diese Route wählen. Zweimal monatlich landen in Greytown zwei nordamerikanische Dampfer (der eine aus New-York der andere aus New-Orleans kommend) und ein eng-

*) Im Jahre 1848 sollen nach Squier die Zollhausgebühren in Port San Juan del Norte der Regierung von Nicaragua noch ungefähr 100,000 Dollars jährlich eingetragen haben, was also ebenfalls auf eine Abnahme schließen ließe.

**) Da die Waaren den Eingangszoll nicht nach Gewicht, sondern nach ihrem Nominalwerthe bezahlen, so wird derselbe von den Importeurs gewöhnlich um 25% geringer angegeben; dieser Eingangszoll von 28% wird übrigens nur halb in Baarem und halb in sogenannten Vales oder Regierungsobligationen bezahlt, die je nach ihrer Klasse und Datum gewöhnlich zu 50% unter ihren Werthe zu kaufen sind.

lisches Postdampfschiff, welche auf jeder Reise zusammen durchschnittlich 800 bis 900 Passagiere absetzen und 500 bis 600 von der Südsee heimkehrende Reisende aufnehmen. Man kann also den monatlichen Fremdenverkehr in Greytown auf mehr als 3000, den jährlichen auf mehr als 40,000 Passagiere annehmen. — Die Isthmusstrecke zwischen Greytown am atlantischen und San Juan del Sur am stillen Ocean wird dermalen (mittelst Dampfschifffahrt am San Juanfluß und Nicaraguasee und einer kurzen Landreise zu Maulthieren) in zwanzig Stunden zurückgelegt, und von den Reisenden nach Californien vielfach der Panama-Route vorgezogen. Sollte indeß mit der Zeit ein näherer, kürzerer und bequemerer Verkehrsweg zwischen beiden Oceanen eröffnet werden, wie dies durch den Bau einer Eisenbahn zwischen Port Caballo im Osten und dem Golf Fonseca im Westen des Staates Honduras in Aussicht steht (eine Entfernung von 165 englischen Meilen, die mit dem Dampfwagen leicht in acht Stunden zurückgelegt werden kann,) so wird Greytown, das weder eine besonders günstige maritime, noch eine sehr salubre Lage besitzt, bald in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurücksinken, um sich, so lange die beispiellos indolente Race der Eingeborenen die Oberhand behält, wohl schwerlich jemals mehr daraus zu erheben.

Diesem muthmaßlichen Verfalle dürfte Greytown sowohl wie der Handel Nicaraguas im Allgemeinen nur durch den beherrschenden Einfluß einer fremden Nation oder die endliche Ausführung der längst projektirten Verbindung beider Oceane mittelst der Canalisirung des Nicaraguasees entgehen.

Dieses letztere Problem, wenn es überhaupt jemals seine Lösung erfährt, wird jedoch jedenfalls so lange seine Ausführung hinausgerückt sehen, bis die erste Voraussetzung, nämlich die Besitznahme Nicaraguas durch ein nordisches Volk erfolgt ist. Bis dahin aber hat wohl Greytown wieder seinen Namen gewechselt!

## Neuntes Kapitel.

# Von Managua nach Matagalpa.

Tipitapa. — Gerüchte von Räubern. — San Benito. — Ungastliche Aufnahme. — Ein eiserner Nothhelfer. — Naive Bemerkungen einer Eingeborenen. — Wassermangel. — Rio Assesse. — Begegnung mit eingeborenen Reisenden. — Ein Unfall. — Mittagsrast. — Schauerlicher Ritt. — Nachtlager in einer Waldhütte. — Armuth und Krankheit. — Unterschied zwischen den Armen Central-Amerikas und den europäischen Paupers. — Ein reisender „Heiliger". — Mißbräuche mit katholischen Heiligenfiguren in Nicaragua und Costa Rica. — Chicoya. — Sébako. — Krankenconsultationen. — Unheimliche Reise durch finstern Urwald. — Ankunft in Matagalpa. — Der Präfect der Stadt. — Seltsames Nachtquartier.

Als ich in der Frühstunde des 4. März von Santiago de Managua abritt, zeigte das Thermometer bereits 75° Fahrh. Der Himmel erschien so klar und jungfräulich, als hätten noch niemals früher finstere Wolken sein heiteres Antlitz bedeckt; eine völlige Windstille machte die Atmosphäre noch drückender. Heute, dachte ich, werden die empfindlichen Bewohner Managuas gewiß nicht über „fresco" klagen, indem ich zum Schutz gegen die versengende Sonne einen breiten, weißleinenen Schirm aufspannte und blaugläserne Brillen aufsetzte. Mit der späteren Tagesstunde nahm die Hitze natürlicherweise noch mehr zu und als ich gegen ein Uhr Mittag im Dorfe Tipitapa ankam, hatte dieselbe bereits 93° Fahrh. erreicht. In solchen Glühmomenten war mir immer auffallend, daß Fälle, wo Menschen vom Glühstrahl der Sonne (Siriasis) getroffen, plötzlich todt zur Erde sinken, hier unter den Tropen verhältnißmäßig seltener vorkommen, als im Norden, wie z. B. in den Vereinigten

Staaten, in England und sogar in Deutschland. Die ärmere Klasse der Eingeborenen und selbst fremde Ansiedler bewegen sich doch zu allen Tagesstunden im Freien und sind oft nicht einmal durch eine Kopfbedeckung vor dem directen Einfluß der Sonnenstrahlen geschützt. Vielleicht dürfte eine erklärende Ursache von dieser verschiedenen Wirkung in der bedeutenderen Temperaturdifferenz des Nordens und der dadurch hervorgebrachten größeren Empfindlichkeit der Nerven zu suchen sein.

Die Eingeborenen, wenn sie sich zu häufig der Sonnengluth aussetzen, klagen höchstens über Kopfschmerzen oder tragen vielleicht ein Fieber davon, wenn sie sich nach Volksüblichkeit im Flusse oder in dem nahen See gerade während der heißesten Tagesstunde baden. Sie schreiben solche Körperleiden dann gewöhnlich der bösen Wirkung des Wassers zu. Aber Fälle wirklicher Siriasis haben wir während eines mehrjährigen Aufenthaltes in den Tropen weder persönlich wahrgenommen noch davon, als von gewöhnlichen Vorkommnissen, erzählen gehört.

Tipitapa, acht Leguas nordöstlich von Managua gelegen, ist ein höchst ärmliches Negerdorf von ungefähr 300 Barfüßern. Gleichwohl ist dasselbe in neuerer Zeit oftmals erwähnt und sogar in der civilisirten Welt viel bekannt geworden, durch den gleichnamigen Fluß, der in geringer Entfernung vom Dorfe vorbeifließt und welcher, indem er die natürliche Verbindung des Managuasees mit dem Nicaraguasee bildet, im Falle einer Canalisirung beider Oceane, eine große Bedeutung erlangen würde. Unter den gebildeteren Bewohnern herrscht sogar der allgemeine Glaube, die Managua- und Nicaragua-Lagune seien zu einer Zeit Ein einziger mächtiger See gewesen, den erst neuere Erdrevolutionen in zwei Hälften getheilt, und indem sie gewaltige Erdmassen zwischen beiden Seen aufthürmten, bloß den Tipitapafluß, der vom Managuasee kommt und in den Nicaraguasee fließt, als dürftiges Verbindungsglied übrig gelassen haben.

An der Stelle, wo man den Tipitapafluß (zuweilen auch Panaloyafluß genannt) auf dem Wege nach der Provinz Segovia über eine halbverfallene Holzbrücke passirt, ist derselbe ungefähr 150′ breit, 2 — 3′ tief und bildet einen Wasserfall von 16′, welcher mit den Cameron-Falls im westlichen Canada manche Aehnlichkeit hat. Das Flußbett ist voll Rollsteinen und Felsblöcken, und dessen wüstes, zerstörtes Aussehen kann selbst das üppig grüne Buschwerk nur wenig mildern, welches von allen Seiten zwischen den rauhen Felsen hervorwuchert. Am Fuße der westlichen Strebepfeiler der Brücke dampft eine heiße Schwefelquelle aus der Erde und vermischt ihre heilkräftigen Dünste mit den frischen Fluthen des Flusses.*)

Als ich während den heißesten Tagesstunden unter dem dürftigen Rancho einer armen Negerfamilie ausruhte, und meine Thiere durch Maisfütterung für die Strapazen der Weiterreise zu kräftigen suchte, erzählten die Leute, die sich gewöhnlich bei der Ankunft eines Fremden zudringlich-unverschämt um ihn herumstellen und mit kindischer Neugierde selbst seine geringsten Bewegungen und Verrichtungen begaffen, daß die vergangene Nacht einige zwanzig Soldaten nebst einem Officier das Dorf passirten, um „algunos ladrones“ (einige Räuber) zu verfolgen, welche sich angeblich in den Wäldern der Nachbarschaft herumtrieben und die Straße nach Segovia höchst unsicher machten. Das ohnedies fahle Gesicht meines Dieners entfärbte sich bei dieser Kunde vor Schrecken noch mehr, was meine Lage um so bedenklicher machte, als ich bereits unterrichtet war, daß Diener hier zu Lande nicht selten Reisende mitten am Wege mitsammt ihrer Bagage im Stiche lassen, sobald sie die geringste Gefahr ahnen. Auf mich selbst machte die Nachricht weniger

*) Nach Capitän Baily's Messungen beträgt die ganze Länge des Tipitapaflusses von seiner Ausströmung aus dem Managuasee bis zu seiner Mündung in den Nicaraguasee 16 englische Meilen, seine Steigerung 7″ per Meile, seine Tiefe während der Regenzeit 1 — 2 fathoms (6 — 12′).

Eindruck, weil ich durch längeres Reisen im Süden bereits gewohnt war, die Mittheilungen der Eingeborenen nicht allzu buchstäblich zu nehmen, welche aus Mangel an Begriffen und aus Vorliebe für Uebertreibung die meisten Erscheinungen in einem grellen Lichte darzustellen suchen. So wurde mir erst viel von den zahlreichen Tigern vorgeschwatzt, die ich auf den einsam-verlassenen Wegen, welche den östlichen Theil Nicaraguas mit dem nördlichen von Neu-Segovia verbinden, antreffen würde, und dadurch gerade meine Reiselust nur noch mehr angestachelt, indem ich, trotz dem lange genährten Wunsche, der Jagd eines Tigers beizuwohnen, bis jetzt immer nur dessen dürres Fell allein zu Gesicht bekommen hatte. Gegenwärtig waren wieder Diebe und bewaffnete Räuberhorden das Klatschwort des Volkes, und obschon ich weniger Lust nach einem Zusammentreffen mit Räubern, jenen zweibeinigen Waldungeheuern verspürte, als nach einer Tigerbegegnung, so schien gleichwohl bei der allgemeinen Feigheit und Erbärmlichkeit der Volksrace Nicaraguas auch selbst das erstere nicht so gefährlich, wie ein Banditen-Angriff in der alten Welt, im Bákonyerwalde oder in den Abruzzen. Denn der tropische Urforst mit seiner weichen, erschlaffenden Atmosphäre und seinen einsamen, nur von armen Indianern betretenen Wildnissen ist kein günstiger Schauplatz für die Räuberthaten eines Passadore oder Rinaldo Rinaldini! — Ich ritt bis spät in den Abend hinein über unermeßliche Strecken sandigen, unfruchtbaren Bodens, welche durch die eben herrschende trockene Jahreszeit noch dürrer und trauriger aussahen und auf denen nur dornige Mimosensträuche, verkrüppelte, blattlose aber allerdings höchst nützliche Hikarobäume (Crescentia*), baumartige Cactuspflanzen

*) Die Fruchtschalen des Hikaro- oder Kalabaßbaumes werden von den Eingeborenen ausgehöhlt und als Trinkgefäße gebraucht. Dieselben erreichen oft eine Größe, um eine Gallone Wasser zu halten; der 16 — 20′ hohe Stamm des Baumes dient den Karrenbauern und soll sich mehr als alle anderen bekannten Holzarten zu diesem Zwecke eignen.

und wilde Ananasse (Bromelia pinguin), deren 4 — 5′ lange Blätter von den Eingeborenen zu verschiedener Flechtarbeit wie Stricke, Peitschen, Quersäcke und sogar Hängematten verwendet werden, dem Auge eine wenig gefällige Abwechslung boten. Endlich erreichten wir San Benito, einen jener einsamen Pachthöfe (hacienda) entlang des Weges, in denen nach Landessitte aus Mangel an öffentlichen Wirthshäusern Reisende zu Fuße und zu Pferde, ohne erst viel anzufragen, gewöhnlich die Nacht zubringen.

So gastlich und patriarchalisch uns diese Sitte auch anfänglich erschien, so verlor dieselbe doch bald an ihrem lieblichsten Reiz, als wir sahen, wie man in den meisten dieser Pachthöfe den Fremden vielmehr nur duldet als bereitwillig aufnimmt und wie es eigentlich doch nur ein Fleck feuchter Erde unter dem Corridor der Waldhütte oder, wenn die Artigkeit hoch geht, ein Stück steifer Kuhhaut ist, die man ihm zum Nachtlager gönnt. Denn Eßwaaren nebst Kochgeschirren, um dieselben zu bereiten, führt man auf solchen Reisen gewöhnlich mit sich, und da auch die Thiere den größeren Theil des Jahres auf den benachbarten Wiesengründen hinlänglich Futter finden, so fallen in der Regel sowohl die Reiter als die Gerittenen den Pachthofbesitzern nur wenig zur Last. — Und kommt der Reisende einmal in den Fall, über das schmale Stück Raum hinaus, das sein Nachtlager einnimmt, die Gefälligkeit des Hauswirthes in Anspruch nehmen zu müssen, so bezahlt derselbe gerne doppelt den Werth des Gereichten. In einer solchen Lage befand ich mich eben in San Benito, wo die Dürre der Grasflächen während der völlig regenlosen Jahreszeit, meinen von einem angestrengten Tagesritt äußerst erschöpften Maulthieren wenig Aussicht gab, sich durch ausreichende Nahrung für den nächsten Reisemorgen wieder zu stärken und wo außerdem die Gefahr des Diebstahles zu groß war, um das vollständige Freilassen der Thiere wagen zu können. Ich ersuchte daher in Abwesenheit des Besitzers den Verwalter (mandador) des Pachtgutes, mir eine geringe Quantität von den in den Holzbehältern

der dumpfen, armseligen Wohnstube aufbewahrten Maisvorräthen zu verkaufen, und da ich schon aus früherer Erfahrung die geringe Willfährigkeit und den Zähsinn dieser Leute im Entschließen kannte, so bot ich sogleich das Doppelte des Marktpreises, nämlich 6 Realen (1 Fr. 30 Xr.) für den Medio Mais (15 Pfund). Allein trotz dieses vortheilhaften Anbotes erhielt ich vom Verwalter eine abschlägige Antwort, indem er das Vorhandensein von Maisvorräthen rundweg leugnete. Als er jedoch später erfuhr, daß mich das zufällige Oeffnen eines Behälters durch eine Hausmagd vom „Dasein gelber Maiskörner" überzeugt hatte, erklärte mir derselbe, sich nicht berechtigt zu halten, in Abwesenheit des Besitzers über dessen Eigenthum zu verfügen. Da sich die Unterhandlung immer mehr in die Länge zog, ohne dadurch bei der Begriffstützigkeit meines Opponenten irgend ein günstiges Resultat versprechen zu lassen, und meine Maulthiere immer hungriger wurden, so versuchte ich auf das patriotische Gefühl des rücksichtslosen Maisverweigerers zu wirken und von den officiellen Documenten Gebrauch zu machen, mit denen mich die Regierung von Managua in so wohlwollender Weise allen Civil- und Militärbehörden so wie Grundbesitzern (todos los autoritades civiles, militares y de haciendas) auf das Dringendste empfohlen hatte. Aber weder die Vorzeigung des großen Staatssiegels noch die laute Vorlesung des Regierungsschreibens, noch die eigenhändige Unterschrift des Präsidenten selbst konnten den starrköpfigen Mandador bewegen, mein Ansuchen zu gewähren, und da ich einerseits merkte, daß selbst die artigsten Vorstellungen und Geldanbote fruchtlos blieben, andererseits aber fest entschlossen war, wegen des Eigensinns eines bornirten Verwalters meine armen ermatteten Maulthiere nicht eine ganze lange Nacht hindurch Hunger leiden zu lassen, so griff ich endlich, die Geduld verlierend, nach meinem Gürtel und bot ihm, dem weder dringende Worte und klingende Münzen noch bedingende Staatsschreiben Vernunft einzuflößen vermochten, — meine geladene, fünfschüssige ameri-

kanische Pistole (revolver) an, indem ich mich gleichzeitig gegen den vollen Maisbehälter in Bewegung setzte. Das wirkte. Er verkaufte mir jetzt höchst zuvorkommend, — wenn gleich zu dreifachem Preis die verlangte Quantität Welschkorn und das lustige Wiehern der hungrigen Maulthiere, wie sie jetzt das schöne gelbe Futter sich vorgeschüttet sahen, klang wie Hohngelächter über den endlich doch besiegten Trotz des mehr eigensinnigen als herzhaften Gutsverwesers. Mir aber schien es zugleich ein trauriger Beweis, wie schon dermalen in Central-Amerika ein todtes nordamerikanisches Instrument mehr Macht hat und mehr ausrichtet als die beredtesten Worte der herrschenden Landesregierung.

Bald nach diesem Vorfall kam der Mandador, dem vermuthlich aus der Vorlesung des Regierungsschreibens der Doctortitel im Kopf sitzen geblieben war, auf mich zu und bat mich um eine Arznei für sich und seine kranke Frau. Ich ließ mir den Zustand näher beschreiben und schenkte ihm ein Schächtelchen vortrefflicher Pillen. Sie werden diesen Leuten aber wenig helfen, denn es scheint Beiden unheilbar an Kopf und Herz zu fehlen.

In derselben Hacienda fand auch eine ältliche Frau, eine Gutsbesitzerin aus Segovia mit ihrer Familie nächtlich eUnterkunft, die eine ansehnliche Ladung Thierhäute nach Granada zum Verkauf gebracht hatte und jetzt mit einundzwanzig leeren Lastthieren und vollen Geldbeuteln heimkehrte. Sie führte ein junges, schmächtiges, kränkliches Töchterlein und eine große Anzahl von Dienern bei sich, welch' letztere, als es Nacht wurde, mit einer scharfen Machete bewaffnet, sich zerstreuten, um die auf den dürren Wiesen der Nachbarschaft nothdürftig grasenden Maulthiere zu bewachen. Selbst der Mangel am Nöthigsten, der in allen Theilen des Hauses herrschte, und das dürftige, unbehagliche Lager auf ein paar harten Brettern, das in einer dumpfen Nebenkammer die weiblichen Wanderer erwartete, vermochten nicht die gute Laune und die Geschwätzigkeit der alten Frau zu stören, und ich hatte kaum in der ge-

meinsamen Stube eine Stearinkerze aus meinen Quersäcken (alforgas) gezogen und bei diesem Schimmer der Civilisation einige meteorologische Beobachtungen in mein Tagebuch notirt, als beim ersten ruhigen Aufathmen die lang genug verhaltene Neugierde meiner zufälligen Stubengefährtin endlich aufplatzte und sich in einer unzähligen Masse von Fragen über Veranlassung und Zweck meiner Reise Luft machte. Die Conversation, die jetzt folgte, war keineswegs sehr instructiv. Gleichwohl ließ sie zuweilen Bemerkungen fallen, die mir für die Bildungsstufe der Frauen Central-Amerikas im Allgemeinen viel zu bezeichnend erscheinen, um hier nicht eine Stelle finden zu sollen. So meinte z. B. meine geschwätzige Nachbarin, als ich derselben von den neuentdeckten Gold- und Kohlenminen im Distrikte Chontales erzählte, die ebenso großes Aufsehen machten, „den Goldtaumel ließ sie sich noch gefallen, aber sie könne wahrlich nicht begreifen, zu was die Steinkohlen gut sein könnten; und als ich ihr hierauf deren großen Werth als Brenn-, Leucht- und Wärmestoff erklärte, erstaunte sie allen Ernstes außerordentlich darüber, daß man Steinkohlen auch zum Brennen brauchen könne und rief ganz verwundert aus: „was man doch Alles in dieser Welt erlebt, wenn man alt wird!" Ebenso diplomatisch treffend war ihr politisches Urtheil, als später auf die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen Nicaragua und Costa Rica wegen des Besitzrechtes der Provinz Guanacaste die Sprache kam. „Ach," rief sie, indem sie auffuhr und meine Stearinkerze ergriff, um sich damit in die dunkle Schlafkammer zu leuchten, während sie mich im Finstern dem fahlen Gnadenlichte eines halb mit Wolken verschleierten Vollmondes überließ, „wie kann nur die Regierung von Costa Rica gerechterweise den Besitz vón Guanacaste verlangen, das doch so nahe an Nicaragua liegt!" — — —

Die Nacht war mild und lieblich, noch um neun Uhr zeigte das Thermometer 84° Fahr. Ich ließ meine Hängematte im Freien zwischen den Holzpfeilern des bedeckten Ganges (Corridor) vor

dem Wirthschaftsgebäude aufspannen, und das sanfte Schaukeln dieses kanevassenen Wiegenbettes lullte mich bald hinüber in das romantische Reich bunter Träume.

Auch am nächsten Morgen führte der Weg über sonnenverbrannte Flächen und steinigen, sterilen Boden von nur dürftiger Vegetation. Und es klingt wohl seltsam genug in einem Lande, das gerade berühmt ist wegen seines großen Wasserreichthums, über empfindlichen Wassermangel klagen zu hören. Allein der westliche Theil Nicaraguas besitzt nur wenige größere Flüsse, und wenn in der trockenen Jahreszeit die kleinen Bäche und Bergwasser gänzlich versiegen, so reitet der Reisende unter einer versengenden Sonne wohl zehn bis zwölf Stunden lang ohne sich und die Thiere auch nur ein einziges Mal durch einen Trunk Wasser laben zu können. Diesem Umstand ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, warum dieser Theil des Landes fast noch gänzlich unbewohnt ist und wahrscheinlich niemals eine größere Zahl von Ansiedlern anziehen wird.

Erst des Nachmittags kamen wir an den Rio Assesse, das einzige fließende Wasser, das wir während der Reise eines ganzen langen Tages antrafen, und fanden dort ein Bivouak von Menschen und Thieren; Reisende, die gleich uns unter dem kühlenden Schatten der Baumgruppen entlang des Flußufers sich ausruhten und erfrischten. Da die trockene Saison (Dezember bis Mai) die einzige Jahreszeit ist, wo Reisen durch diese Wildnisse unternommen werden können ohne sich der Gefahr auszusetzen, durch anschwellende Flüsse, Gewitterstürme oder Sumpfstrecken am Fortkommen gehindert zu sein, so herrscht in dieser Periode gewöhnlich der meiste Verkehr. Gleichwohl war dies die erste reisende Familie, die ich auf dem ganzen Wege traf; desto häufiger aber war die Begegnung von Rindern und Kälbern, welche nach der Provinz Guanacaste zur Mästung getrieben wurden.

Abgesehen davon, daß das Reiten über ausgetrocknete, steinige Landstrecken, auf denen nur baumartige Mimosen mit ihren breiten

Stacheln und blätterlose Hikarobäume zum Vorschein kommen, an und für sich nicht viel Vergnügen und Interesse gewährt, hatte ich noch obendrein im Laufe des Nachmittags durch einen Sturz vom Maulthier, das beim Aufspannen meines Sonnenschirmes plötzlich scheu wurde, den Bruch meines letzten Thermometers und eine nicht unbedeutende Ueberstauchung der rechten Hand zu beklagen. Von fünf Thermometern, die ich zu Anfang der Reise mitführte, war nun auch nicht ein einziger mehr im guten Zustande übrig geblieben. Das Packmaulthier hatte außerdem durch einen scheuen Sprung und die Sorglosigkeit meines Dieners das mitgeführte Arzneikästchen auf den steinigen Boden geworfen und dadurch den Verlust mehrer werthvollen offizinellen Flüssigkeiten verursacht. Mein Aneroid-Barometer und andere physikalische Instrumente wurden hingegen glücklicherweise nicht beschädigt.

Noch voll Aerger über diese Vorfälle erreichten wir endlich eine einsame Waldhütte, San José de Tamarinda, wo wir mindestens hinreichend Wasser fanden, um Kaffee zu bereiten, ein Getränk, das nebst Zwieback auf der Reise stets meine Hauptnahrung ausmachte. Obwohl die Sonne auf dem weißen Sandboden mit verdoppelter Glut brannte und der ganze Weg völlig schattenlos blieb, so ließ ich doch die Thiere wieder satteln, um noch vor Nachteinbruch das nächste Dorf, Chicoya, zu erreichen. Man hatte uns den Weg dahin als ziemlich gut, die Entfernung als nicht übermäßig groß und in Bezug auf Sicherheit, Straße und Leute als „muy sano“ geschildert, und so ritten wir denn getrost wieder in die dürre, traurige, schwüle Einsamkeit hinaus. Als es aber bereits finster wurde, und wir trotz des angestrengtesten Rittes noch immer nicht das ersehnte Dorf erreichten, erkannten wir leider zu spät, daß man uns entweder geflissentlich oder aus Unkenntniß in der Angabe der Entfernung getäuscht hatte, und daß wir wohl gezwungen sein würden, die Nacht im freien Feld zuzubringen. Jetzt sahen wir an beiden Seiten des Weges, aber in einiger Entfernung davon,

zwischen abseitigem Gebüsch mehre kleine Wachtfeuer aufblitzen, welche die Anwesenheit von Menschen verriethen. Auch wandelte zuweilen ein einzelnes Lichtlein eine geraume Strecke weit von einem Wachtfeuer zum andern, was auf eine Verbindung der verschiedenen nächtlichen Bivouaks schließen ließ. Gerne hätten wir uns denselben genähert, um uns aus unserer peinlichen Ungewißheit über die noch bestehende Entfernung vom Dorfe zu befreien, allein die Bivouakirenden mochten ebenso gut gefährliche Spitzbuben als unschädliche, ehrliche Viehtreiber sein, und es schien daher gerathener, still unseres Weges fortzureiten als durch eine Annäherung die Aufmerksamkeit der verdächtigen Gruppe zu erregen. Zuweilen kamen wir streckenweise durch dicken Urwald, welchen der Mond, anstatt zum erwünschten Piloten zu dienen, durch einen fahlen, wolkengebrochenen Schimmer, den er abwechselnd auf die bizarren Baumformen warf, nur noch unheimlicher machte. Es war ein unvergeßlich schauerlicher Nachtritt, und da die Ehrlichkeit meines Dieners gleichfalls nur noch wenig von mir erprobt war, so ließ ich ihn voraus reiten und folgte, die Doppelflinte schußbereit quer über den Vordersattel gelegt, langsam hinterdrein. Meine Uhr zeigte bereits die zehnte Nachtstunde. Der Himmel verfinsterte sich immer drohender mit düsterem, schwerem Gewölk. Die Wahrscheinlichkeit, noch dieselbe Nacht Chicoya zu erreichen, wurde immer problematischer. Da glaubte sich mein Diener, der schon vor Jahren einmal den Weg gekommen war, einer einsamen Waldbaute ganz in der Nähe zu erinnern, wo Reisende, wenn sie vom Einbruch der Nacht oder einem heftigen Gewitter überrascht, nicht mehr das Dorf zu erreichen vermögen, in der Regel einsprechen, und wo es auch für uns jetzt am gerathensten schien, den nächsten Morgen zu erwarten. Wir ritten nun eine Weile abseits des Hauptweges auf einem schmalen, halbverwachsenen Waldpfade, die Spur mehr ahnend als sehend, bis wir endlich mit unseren Pferden dicht vor einem großen, stattlichen Holzgebäude standen. Alles ringsum war finster, still, nächtig; selbst

der Wald, aus dem bei Tage so heiterer Gesang erscholl, schwieg und schlief. Wir klopften an die festverschlossene Thür. Nach einer Weile frug eine heisere Weiberstimme, was wir in so später Nachtstunde wohl wünschten? Mein Diener nannte unsere Namen, erzählte, wer wir seien, woher wir kamen, und wie wir, von der Finsterniß der Nacht überrascht, hier ein Asyl finden möchten bis zum nächsten Frühlicht. Man öffnete endlich. Ein dürres Stück Kieferholz diente zur Leuchte. Während mein Diener abpackte und absattelte, trat ich ins Zimmer. Es war ein höchst armseliger Raum, die Wände aus rohem Lehm; eine Holzbank und eine schmierige, halbzerfetzte Hängematte waren die einzigen Möbeln. Die angrenzende Stube, die zugleich als Schlafgemach diente, sah weniger leer, aber nicht minder armselig aus. Hier hingen alle die kleinen Habseligkeiten der Familie rings herum an der Stubendecke an Bindfäden aufgehängt. Ein paar alte Holztruhen standen in einem Winkel, Speisevorräthe der schlechtesten Qualität rochen aus einer Nische heraus und auf ein paar harten Holzbritschen lagen die verschiedenen weiblichen und männlichen Glieder der armen Hüttenbewohner nothdürftig hingestreckt. Eine alte, dürre, nackte Weibsgestalt, mit tiefen, braunen Schicksalsfurchen im Gesicht und glänzend weißen Haaren, offenbar das Haupt der Familie, hatte sich von ihrem rauhen Lager halb aufgerichtet, und bat mich um eine Cigarre. Dann erzählte sie, daß der Kranke, der sich neben ihr stöhnend und ächzend hinstreckte, ihr Sohn sei, welcher seit mehren Tagen an heftigen Fieberanfällen leide, und frug, was man wohl thun könne ihm zu helfen. Auch eine Schwester des Kranken kam mit traurig theilnehmender Miene herbei und bat mich um eine Arznei für ihren Bruder. Kaum hatten die Umstehenden und Umliegenden gesehen, daß ich ein wohlgeordnetes Apothekerkästchen mit mir führte, als plötzlich jeder Einzelne der Familie ein Körperleiden vorgab und von mir ein Heilmittel begehrte. Die altersgebrechliche Mutter sowohl wie die jungen Töchter klagten auf einmal über die

verschiedensten Gebrechen. Die Mutter glaubte, man könne auch die bösen Jahre, die Armuth und die Noth medicinisch kuriren und die Töchter meinten, die flüchtig gereichte Dosis eines vorüberziehenden Reisenden wäre genügend, jene Krankheitserscheinungen für immer zu verscheuchen, welche ein so rauhes Waldleben unausweichlich nach sich ziehen muß.

Da die Maisernte in Folge der Heuschreckenplage völlig mißglückt war, so nährten sich die armen Waldbewohner seit Monaten ausschließlich von schwarzen Bohnen und der Milch, welche eine magere Kuh einmal des Tages in spärlicher und schlechter Quantität lieferte. Sie baten mich um etwas Reis, der für sie eine langentbehrte Delicatesse schien, und als ich am nächsten Morgen den Thieren vom mitgeführten Maisfutter einige Händevoll zur kräftigeren Sättigung vorwarf, lasen die Armen die von den satten Maulthieren verschmähten Maiskörner sorgfältig auf, um dem kranken Verwandten davon eine ersehnte Brühe zu kochen. Dennoch sahen die guten Leute nicht unglücklich aus oder schienen wenigstens ihr Unglück nicht zu fühlen. Was der Arme Central-Amerikas vor dem Proletarier des Nordens voraus hat, das ist die Unkenntniß der Genüsse und Behaglichkeiten, die er zu entbehren gezwungen ist. Denn im Bewußtsein der Bedürfnisse und der Unmacht, sie befriedigen zu können, liegt eben der Grund des großen socialen Mißbehagens der europäischen Volksmassen.

Als ich mit dem ersten Frühlicht weiterreisen wollte, um das am verflossenen Tage Versäumte desto sichrer einzuholen, fehlte eines der Thiere. Mein Diener hatte am Abend vorher dessen Vorderfüße nicht vorsichtig genug zusammengekoppelt und so schien sich dasselbe verlaufen zu haben. Nach langem Suchen in den verschiedensten Richtungen fanden wir es endlich auf dem Wege nach heim. Das Maulthier schien sich in diesen wüsten, ausgetrockneten, futterkargen Landstrecken nicht behaglich zu fühlen und trottete ganz gemächlich den Weg zurück, woher es kam.

Gegen sieben Uhr ritten wir endlich von der Waldhütte, die den seltsamen Namen Calabassa führt, nach dem Mestizen-Dorfe Chicoya weiter, welches noch zwei Leguas davon entfernt war. Entlang des Weges traten jetzt baumähnliche Cactusarten in großer Geselligkeit auf; ihre niedrigen, plumpen Formen verliehen indeß der Gegend ein weit minder bizarres und poetisches Ansehen, als jene andere Cactusart, die man als hohe, vieleckige Säulen, wie Orgelpfeifen aufrecht stehend, in den Indianerdörfern an der Küste und zwischen Granada und Managua so häufig ansichtig wird, wo sie gewöhnlich zur Einzäunung des kleinen Besitzthums dienen.

Unterwegs trafen wir einen Mann mit einem Maulthier, das eine seltsame Last auf seinem Rücken trug. Es war nämlich der heilige Sebastian, eine geschnitzte, bemalte Holzfigur, die in einem Kuhhautsack (Zurron) wohl verpackt von Dorf zu Dorf wanderte und für die Erlaubniß, ihr seine Anliegen und Gebete vortragen zu dürfen, von den gläubigen oder vielmehr abergläubigen Indianern Geschenke der sonderbarsten Art erhielt. „Er nimmt Alles" (el coje todo) antwortete mein Diener, als ich ihn um das Honorar frug, das der heil. Sebastian für eine so beschwerliche Rundreise bei so großer Hitze verlange, „Hühner, Eier, Fleisch, Tortillas, Cigarren, Kerzen, Seife, Bananen." Die Sitte und Gestattung, daß 2 bis 3′ hohe Heiligen-Figuren in kleine niedliche altarartige Nischen gestellt, aus der Pfarrkirche oder der Privatkapelle eines speculativen Christen von Weiler zu Weiler wandern, und die verschiedenen einsamen Ansiedler vor denselben niederknien, um ihr Herzanliegen voll Zuversicht auf dessen Erhörung auszugießen, scheint noch aus jener Zeit herzurühren, wo nur in den größeren Ortschaften Kirchen und Kapellen bestanden und zahllose Eingeborne oft viele Jahre lang den Besuch eines Gotteshauses und den Anblick irgend einer handgreiflichen Gottheit der katholischen Glaubenslehre entbehren mußten, was nun einmal dem rohen Vorstellungsvermögen der ungebildeten Menge zur vollkommenen Erbauung so unerläßlich

scheint. Jetzt aber, wo in dem kleinsten Dorfe ein Kirchlein sich erhebt, wo des Sonntags aus einer Christenansiedlung in die andere friedliches Glockengeläute hinübertönt, bleibt diese veraltete Sitte, einen Gegenstand der Pietät in einem Holzkasten, wie die Savoyardenknaben ihre vierbeinigen Künstler von Ort zu Ort herumzutragen und gegen Geld oder Geschenke sehen und verehren zu lassen, ein häßlicher Mißbrauch, das Gefühl des aufgeklärten Christen beschämend und verletzend, arbeitsscheuen Müßiggängern hingegen zum leichten Erwerb dienend, welche auf den dunklen Glauben der schlichten Menge speculirend, aus dieser Heiligenwanderung eine nicht unerhebliche Rente ziehen. Denn alle die Medios, alle die Eier, Hennen, Tortillas, Cigarren, Kerzen, Seife, Bananen, Fleisch, u. s. w., welche der „Santo" als Opfergaben erhält, fallen in den Bettelsack des herumziehenden „Heiligen-Besitzers," und werden verspeist, verkauft oder vielleicht gar gegen einen anderen populäreren Heiligen umgetauscht. — Die Regierung von Costa Rica hat in höchst anerkennenswerther Weise solche officielle Rundreisen der Heiligen gesetzlich verboten,*) und jene Altväter des Chri-

*) Gleichwohl dauert diese an indianischen Götzendienst mahnende Verehrung von Heiligen in abgelegenen Waldbauten auch in Costa Rica noch fort und wir waren selbst am 28. December 1853, dem Namenstage des heil. Caralampius in Desmontes, einem einsamen Gehöfte auf dem Wege nach dem Hafen von Punta Arenas, Augenzeuge einer solchen höchst interessanten, weltlich-religiösen Festlichkeit. Don Pedro Aralla, welcher hier eine klausenähnliche Waldhütte bewohnt, hatte kürzlich erst den heil. Caralampius für baare fünf Pesos angekauft und am genannten Abend die Ansiedlerfamilien aus den benachbarten Bergen zum Jahresfest eingeladen. In einer engen, dürftigen Stube standen unter einem aus rothen und weißen Tüchern gebildeten Baldachin auf einer mit Leinwandabfällen bedeckten Holzkiste gegenüber der Eingangsthür zwei kleine kaum 1' hohe Wachsfiguren (nach meinem Dafürhalten Christus und den ewigen Juden darstellend); sie waren umgeben von Blumen, und beleuchtet mit vier Unschlittkerzen, denen die Hälse leerer Branntweinflaschen als Gestelle dienten. Vom Gebälk herab flatterten noch überdies zur größeren Zierde drei Stück farbige, fahnenartig ausgespannte Sacktücher. Rings herum an den hölzernen Wänden waren Bänke angebracht und in einer Ecke der Stube hing an einer Stange befestigt Selchfleisch und Speck. Sonst bemerkte ich keinerlei Einrich-

stenthums in bestimmte Standorte consignirt. Während unserer Reise in den Staaten Honduras und San Salvador bekamen wir ein solches, das Auge eines wahren Christen tiefverletzendes Schauspiel niemals zu Gesicht. Erst in der Republik von Guatemala, wo Jesuiten, Bigotterie und Aberglaube wieder festen Fuß gefaßt haben, tritt diese Sitte in ihrer ganzen Verwerflichkeit wieder auf.

Gegen neun Uhr Morgens erreichten wir Chicoya, ein höchst ärmliches Dorf am Flusse gleichen Namens, mit 500 Einwohnern, die sich hauptsächlich von Ackerbau nähren, zu dem indeß die sandige Beschaffenheit des Terrains keineswegs sehr einladend erscheint. Der Boden ist steinig und felsig; allenthalben auf Feld- und Hügelland kamen zahlreiche porphyritische Blöcke und Rollsteine mit Quarz-

---

tung. Als ich eintrat, war die erste Stube bereits mit Weibern und Kindern gefüllt, welche auf den Bänken dichtgedrängt herumsaßen, während die Männer im Freien standen. Einige Kinder und Frauen knieten vor den beiden Wachsfiguren und beteten. Zwei halbnackte Neger, der eine die Geige, der andere die Guitarre spielend, sangen die Gregorianische Litanei auf die Melodie eines heitern Walzers und wurden von dem anwesenden Weibervolk im heiseren Chor begleitet. Hierauf sagte eine alte Frau laut ein Gebet her; sodann kam eine lustige Tanzweise ohne religiöses Libretto an die Reihe und dazwischen wurden aus einem Jagdgewehr blinde Schüsse in die Nacht der Berge hinausgefeuert. Von Zeit zu Zeit sah man gläubige Indianerseelen dem heil. Caralampius, der, wie meine Hauswirthin, die Nina Luisa Vargas erzählte, äußerst wunderthätig sein soll, sich nähern und auf einen dicht vor der Wachsfigur hingestellten leeren Teller Cigarren, Unschlittkerzen, Geld, Bananen u. s. w. hinlegen. In längeren Zwischenräumen ging der Hauswirth mit einer vollen Flasche und einem Schnaps-Gläschen herum und reichte Frauen, Männern und Kindern einen Schluck einheimischen Branntwein. Als die Ceremonie des Betens vorüber war, wurde getanzt und zum Schluß ein Nachtmahl mit Hühnern und Kuchen aufgetischt. Das lustig-aufgeregte Volk trennt sich bei solchen Festen erst spät am hellen Morgen. Ich kann indeß nicht sagen, wie diese seltsame katholische Feier endete. Denn schläfrig und müde von der Reise zog ich mich bald zurück, nachdem ich die wichtigsten Momente davon beobachtet hatte. Auch war es ein zu schmerzlich beschämender Anblick, um lange dabei zu verweilen, und mit Uriel Acosta mochte man ausrufen:

„Mich schaudert's! Nicht für mich, nein für den Wahn,
Der so sich täuscht, dem Himmel zu gefallen!"

Kristallen zum Vorschein; alles mahnte, daß man sich der Mineral-Region nähert.

Wir kreuzten im Laufe des Tages mehrere Flüsse, aber ihr Wasser war derart versiegt und vertrocknet, daß ihr Bett weit mehr einem kieseligen Fahrwege, als einem Wasserkanal glich. In Sébako, einer nicht minder erbärmlichen Ansiedlung als die früher passirten, hielten wir Mittagsrast. Einige Pisangpflanzungen in der Nähe der Wohnhütten sahen äußerst dürftig und traurig aus. Gleichwohl scheint ihr kränkelndes Fortkommen weniger von der bedeutenden Höhe oder den Mangel an genügender Wärme als von der schlechten, unfruchtbaren, steinigen Beschaffenheit des Bodens herzurühren. Es ist unglaublich, wie in einem Lande, wo noch Millionen Acres des fruchtbarsten Terrains brach liegen und nur der Hand des Bebauers warten, um seinen Fleiß mit dreifacher Ernte zu lohnen, solche sterile Landstrecken Ansiedler und Bebauer finden können. Jetzt wo noch überdies die Heuschreckenplage große Verheerungen angerichtet hatte, wurde daher die Noth hier doppelt empfindlich. Selbst in größeren Ortschaften fanden wir weder Tortillas noch Eier, weder Milch noch Fleisch. Die meisten Bewohner nährten sich blos von Bohnen, Zuckerrohr, gebratenen Bananen, und anderen im gekochten oder rohen Zustande genossenen Früchten und Waldwurzeln.

Als ich unter dem Schatten eines riesigen Mangobaumes einen Augenblick ausruhte und mir Kaffee bereiten ließ, wankte ein alter blinder Mann, von einem kleinen braunen, halbnackten Indianermädchen geführt, auf mich zu und bat mich um ein Heilmittel. Er hatte eben von der Ankunft eines Fremden erfahren, was in diesen Einsamkeiten ein gar seltenes Ereigniß ist und immer gleich wie Lauffeuer von Hütte zu Hütte weiterdringt. Dabei hatte er mich noch obendrein von meinem Diener wiederholt „Doctor“ nennen hören und wollte nun ein „Heilpulverchen“ für seine Blindheit haben, die ihm schon seit zwanzig Jahren den größten Segen des Himmels, den des Gesichtes, raubte. Man weiß in ähnlichen Fällen nicht, ob man

eine solche Zumuthung der Einfalt und Leichtgläubigkeit dieser Bergbewohner oder dem großen Ansehen zuschreiben soll, in dem der „Geist der Medicin" noch unter ihnen steht. —

Wir hatten jetzt fortwährend mächtige Bergrücken zu erklimmen und die Formen der Pflanzenwelt nahmen sichtbar einen mehr nordischen Charakter an. Porphyritische Felsblöcke erschienen zahlreicher, der Boden zeigte lange Strecken hindurch eine ockerartige Färbung. Auch heute ereilte uns die Nacht, und, was noch schlimmer war, es ergoß sich ein heftiger Regenschauer über unsere kleine Caravane, bevor wir das beabsichtigte Ziel unserer Reise, das Indianerdorf Matagalpa zu erreichen vermochten. Wir ritten durch düstern, dicken Urwald in so schauriger Dunkelheit, daß wir oft die uns Begegnenden erst im Augenblick wahrnahmen, wo sie bereits ganz nahe an uns vorüberkamen und wir vielfach gezwungen waren abzusteigen und zu Fuß, die Thiere hinter uns herführend, den Weg weiter aufzusuchen.

Gegen 9 Uhr Nachts langten wir schwer ermüdet in Matagalpa an. Ich besaß ein Regierungsschreiben an den Präfecten und ließ mich daher sogleich nach dessen Wohnung weisen. Das Innere der meisten Häuser, an denen wir vorüberritten, war bereits finster, die Thüren verschlossen. Auch der Präfect lag schon zur Ruhe und wir mußten eine geraume Zeit vor einer kleinen unansehnlichen Hütte klopfen und poltern, bevor wir Antwort erhielten und man uns öffnete.

Ein kleiner, magerer Mann von stark brauner Gesichtsfarbe und gekräuseltem Kopfhaar, eine Mischgestalt von Indianerstolz und Negereitelkeit kam uns endlich in der losesten Nachttoilette entgegen, nahm uns das Beglaubigungsschreiben aus der Hand und verschwand wieder, ohne sich weiter viel um unserm Nässezustand zu bekümmern oder Anstalt zu treffen, uns in eine behaglichere Lage zu versetzen. Das unräumlich-dürftige Häuschen, das der Präfect, welcher „Garçon" zu sein schien, bewohnte, bot wenig Aussicht zu

unserer Aufnahme und als wir endlich wiederholt das Dringende einer baldigen Unterkunft vorstellten, schwang der Präfect einen Mantel von hochrothem Tuche über seine halbnackten braunen Schultern und führte uns nach dem Cabildo, wo er, wie er sagte, uns die „Sala de la Municipalidad“ zur Unterkunft öffnen lassen wolle.

Cabildo nennt man in Neu-Spanien das Gemeinde- oder Gerichtshaus eines Dorfes, in dem die Amtshandlungen gepflogen werden und wo sich gleichzeitig das Gefängniß und die Wache befinden. Aus Mangel an förmlichen Wirthshäusern gilt der halbgedeckte Corridor vor dem Cabildo zugleich als die übliche Herberge für alle Art von Wanderern, die sich in diesem schmalen, aber meist sehr langen Gange mit ihren verschiedenen Lasten lagern und hier gewöhnlich auf der mitgeführten, am Boden hingebreiteten Strohmatte die Nacht zubringen. Die Oeffnung eines geschlossenen Raumes im Cabildo ist aber schon eine Gunst, die nur berittenen Reisenden und dann blos auf besondere Empfehlung zu Theil wird. Als mir der Präfect den Saal der Municipalität zum Absteigequartier antrug, freute ich mich bereits im Stillen, endlich einmal wieder ein paar Tage behaglich ausruhen zu können, und obwohl ich nicht mehr genug Neuling war, um irgend ein europäisches Comfort zu erwarten, so glaubte ich doch wenigstens einen reinlichen, anständigen, wohlverschlossenen Raum zu finden. Wie unangenehm fühlte ich mich daher überrascht, als die halb aus den Angeln gerissenen Thürflügel des Saales der Municipalität von Matagalpa aufgingen und ich in eine ziemlich große, aber schmutzige, öde, modrige Halle trat, in der ringsum das Mauerwerk herabgefallen war und wo höchstens die aufgeführte Erhöhung in der Mitte mit einem hölzernen Geländer, welches die Zuschauer von der Behörde trennte, an deren officiellen Zweck erinnerte. Im unteren Theil des sogenannten Gerichtssaales stand ein langer Tisch und eine hölzerne Lehnbank, auf welcher ein Mann ausgestreckt lag und schlief. Als uns der-

selbe eintreten und Licht machen sah, fuhr er erschreckt in die Höhe, hüllte sich in seine grobe Wolldecke und blieb in aufrechter Stellung sitzen. Ich erfuhr später, daß derselbe ein Untersuchungsgefangener war, der aus Mangel an Platz und schlechter Beschaffenheit des eigentlichen Gefängnisses in demselben Locale untergebracht wurde, in dem die Gastfreundschaft Matagalpas jetzt auch den Reisenden „von der Donau" Aufnahme bot. Einige barfüßige Soldaten brachten hierauf auf Anordnung des Präfecten eine leere hölzerne Bettstelle herbei, auf der ich, so gut es ging, mit den mitgebrachten Wolldecken und Reisesäcken mein nächtliches Lager zu bereiten suchte, und die verschiedenen Autoritätspersonen, die mich in meinem neuen Quartier installirten, hatten sich kaum entfernt, als ich mich auch schon einer, nach vierzehnstündigem beschwerdevollen Ritt so nöthigen Ruhe hingab. Im Saale befanden sich noch mein Diener, der neben mir auf dem ziegelgepflasterten Boden schlief, sodann der schon erwähnte Untersuchungsgefangene, welcher im unteren Theil, auf der Holzbank hingestreckt lag und eine Unzahl von Ratten, die, weniger ruhebedürftig, mit geräuschvoller Geschäftigkeit auf den Holzbalken des halbverfallenen, luftigen Dachstuhles auf- und abhuschten. Die Thüre, die man von innen nicht befestigen konnte, mußte der wachstehende Milizsoldat von außen versperren, damit dieselbe nicht, von jeden Windstoß mit unheimlichem Getöse von neuem aufgerissen werde. Und so befand ich mich denn die Nacht hindurch in einer eigenthümlichen Art von Gefangenschaft. —

Zehntes Kapitel.

# Die Indianerstadt Matagalpa
## und ihre Umgebungen.

Physiognomie der Stadt. — Bevölkerung. — Klima. — Cultur. — Preise der wichtigsten Lebensbedürfnisse. — Ausflug nach den Gold- und Silberminen der Umgebung. — Geschichtliches über dieselben. — Don Liberato Abarca. — San Ramon. — La Leonesa. — Ein nordamerikanischer Doctor als Bergmann. — El Ocote. — La Lima. — Monte Grande. — Ucalca. — San Pablo. — Das Culturland Matagalpas und die nordische Emigration. — Hochherzige Absichten meines neuspanischen Begleiters. — Ein Besuch bei den Gefangenen im Cabildo von Matagalpa. — Ein sterbender Mörder. — Heilversuche an zum Tod verurtheilten kranken Indianern. — Wirkung und Honorar. — Einige der hervorstechendsten Krankheitserscheinungen. — Die Lepra oder Lazaruskrankheit. — Abneigung der Indianer gegen die Impfung. — Bösartige Blattern richten unter den Eingeborenen furchtbare Verheerungen an. — Ein Wink der Humanität für Klosternonnen. — Hautkrankheiten und Keuchhusten. — Wie wäre dem Unfug herumziehender einheimischer Quacksalber am besten zu steuern? — Ein nordamerikanischer Doctor der erst kurirt und dann studirt.

Daß Matagalpa als eine der frühesten Niederlassungen im Staate Nicaragua gilt, ist das Einzige, was die Eingeborenen über die ältere Geschichte dieses interessanten Indianerdorfes wißbegierigen Reisenden zu erzählen im Stande sind. Weder aus öffentlichen Documenten, noch aus den Gesprächen mit den betagtesten Männern des Ortes konnte ich Bestimmteres über das genaue Datum seiner Gründung erfahren. Matagalpa hatte fast nach einander drei große Revolutionen durchzukämpfen, welche jedoch allesammt weniger von politischer Natur waren als vielmehr den häßlichen Charakter eines Kastenkrieges trugen. Noch heute blutet es an den

schweren Wunden, die ihm der letzte Indianeraufstand in den Jahren 1846 und 1847 geschlagen. Viele Häuser, welche die Brandfackel des Hasses zerstört, liegen bis heute in Schutt, und andere, aus Angst vor Verfolgung verlassen, bieten noch immer das nicht minder traurige Bild des Verfalles dar. Unter solchen Umständen kann wohl von einem heiteren, freundlichen Eindruck der Stadt, von notablen Bauten in derselben, nicht die Rede sein. Die Pfarrkirche ist ein unansehnliches, plumpes, unschönes Gebäude. Nicht einmal eine Thurmuhr ist vorhanden,*) und wenn die Sonne nicht scheint, kommt der Küster mit dem Ave-Maria-Geläute gar oft in Verlegenheit. Die Einwohnerschaft übersteigt noch jetzt, trotz den vielen inneren Kämpfen und Verwüstungen über 24,000 Seelen. Dieselbe besteht größtentheils aus Vollblut-Indianern mit Ausnahme weniger handeltreibender Familien von Weißen und Mestizen, die sich beim Ausbruch des ersten Bürgerkrieges in Leon nach diesen Bergen flüchteten. Die Stimmung der Indianer ist jedoch in den letzten Jahren eine mehr versöhnliche geworden und ich glaube nicht, daß eine weiße Bevölkerung irgend etwas von denselben zu befürchten hat, wenn nicht sie selbst dazu Veranlassung giebt. Die Race der hier lebenden Indianer ist zu sehr degenerirt, zu schwächlich, erbärmlich und gedrückt, um irgend eine Erhebung wagen zu können. Auffallend war mir, unter den tausenden Indianern Matagalpas selbst durch die Verwendung des halbindianischen Präfec-

*) Es ist überhaupt überraschend, wie wenig noch im Allgemeinen in Central-Amerika der Gebrauch der Uhren üblich ist. Höchst selten findet man selbst wohlhabende Eingeborene mit einer auch nur silbernen Uhr versehen. Thurm- und Wanduhren, welch letztere selbst in der ärmsten Bauernhütte des Schwarzwaldes nicht fehlen, trifft man noch seltener. „Was nützt mir eine Uhr in einem Lande," sagte mir einmal ein deutscher Einwanderer in Miravalles, „wo es keine Uhrmacher giebt!" Natürlicher wäre es vielleicht gewesen, hätte der einfaltsame Einwanderer aus Kreisewitz den Nutzen einer Uhr in Mittel-Amerika aus dem Grunde in Frage gestellt, weil hier selbst der beste Londoner Chronometer um sechs Stunden zu spät geht!! (d. i. die Differenz in der Zeit zwischen der östlichen und westlichen Hemisphäre.)

ten auch nicht Einen ausfindig machen zu können, welcher noch einige Kenntniß von seiner Muttersprache besaß. Alle redeten nur spanisch. Anfänglich glaubte ich, es sei blos Verstellung und die vorgerufenen Indianer, worunter sich Männer und Weiber von mehr als siebenzig Jahren befanden, wollten geflissentlich die befragten Worte nicht ins Indianische übersetzen aus Furcht und Verdacht, es wäre böse Absicht dabei im Spiele. Allein als ich mehreren unter ihnen ansehnliche Geldbeträge bot, und der anwesende Präfect einem minder gravirten, gefangenen Vollblut-Indianer sogar den Nachlaß seiner Strafzeit versprach, wenn er mir eine Anzahl Worte auf Indianisch übersetzen würde, und nun bemerkte, wie unmöglich es dem Gefangenen trotz aller Anstrengung wurde, selbst auf die simpelsten Fragen zu antworten, da erschien es mir über allen Zweifel erhaben, daß es weniger die Lust am Wollen, als die Ohnmacht am Können war, welche den Befragten abhielt, meinen Wünschen Folge zu leisten. Nur die an der Nordküste lebenden Indianerstämme sprechen noch das Idiom ihrer Väter, die karaibische Sprache.

Machen indessen die Stadt durch ihr Schicksal und die Menschen durch ihren Schmutz und ihre Verkommenheit gerade keinen sehr günstigen Eindruck, so stellt sich uns dagegen die Landschaft Matagalpas desto lieblicher und einnehmender dar. Mitten in einem prachtvollen, fruchtbaren Hügellande, ungefähr 3000 Fuß über dem Meere gelegen, von einem Klima begünstigt, das der Cultur nordischer Cerealien wie südlicher Pflanzen gleich vortheilhaft zusagt, sieht man seine Berge bis hinauf an die Gipfel mit Getreide und Mais, seine Niederungen weithin mit Zuckerrohr, Kaffee und Tabak bepflanzt. Seine natürlichen Savannen, das ganze Jahr hindurch mit üppig wuchernden Gräsern geschmückt, bieten der Viehzucht die vorzüglichsten Weideplätze. Durch das erwähnte Zerbrechen des Thermometers beim Sturze unseres Maulthieres waren wir leider nicht im Stande, über die Temperaturverhältnisse Matagalpas und seiner Umgebungen genauere Beobachtungen anstellen zu können,

und keiner der wenigen hier lebenden intelligenten Ladinos (wie man die Weißen und die Halb-Indianer im Gegensatz zu den Voll-blut-Indianern und Negern nennt) hatte sich jemals mit Wetter-beobachtungen abgegeben. Nach dem, allerdings sehr trüglichen Körpergefühl zu schließen, scheint mir das Klima Matagalpas mit dem von San José in Costa Rica (wo die Mittel-Temperatur des Jahres 67° Fahr. beträgt) viel Aehnlichkeit zu haben. Mais liefert hier gewöhnlich drei, Getreide zwei Jahresernten. Ueber die letztere Cultur, welche eine Hauptnahrungsquelle der Bewohner bildet, haben wir folgende, nicht uninteressante Daten erhalten: Die erste Aussaat des Getreides (la primera) geschieht im Mai und wird im darauffolgenden September geerntet, die zweite (la postera) geschieht im October und liefert im Februar die Frucht. Ein Korn giebt zwanzig-fältigen Ertrag und in der Güte der Qualität der beiden Ernten soll kein wesentlicher Unterschied bemerkbar sein. Eine Cajuela (25 Pfund) Ge-treide wird in gewöhnlichen Zeiten zu fünf Realen verkauft; bei der gegen-wärtigen Noth an Mais jedoch dürfte sich der Werth von 25 Pfund Getreide wohl auf zehn Realen (circa drei fl. rh.) steigern. Die Zahl der mit Getreide bebauten Grundstücke sowie deren Gesammtertrag konnten wir leider bei dem gänzlichen Mangel aller statistischen Behelfe auch nicht einmal annähernd ermitteln. Einen gleich be-deutenten Nahrungszweig der Bewohner von Matagalpa bildet die Viehzucht. Leider fehlen uns auch über diesen Zweig der Land-wirthschaft ausführlichere Angaben*).

Obwohl der Gold- und Silberbergbau gegenwärtig nicht mehr in so großer Ausdehnung wie ehemals betrieben wird und auch die Minen nicht mehr so ergiebig an Erz sind wie in früheren Zeiten,

*) In Ermangelung von interessanteren ökonomischen Notizen theilen wir die Preise des Hornviehes mit, wodurch der Leser sich wenigstens eine Vorstellung machen kann von der Billigkeit der Lebensverhältnisse in diesen Bergen. Ein feister Ochs werthet 15 — 17 Dollars, eine Milchkuh 10 — 14 Dollar, ein Kalb 5 — 6 Dollar, ein Pfund Rindfleisch 1 Medio (9 Kreuzer rh.), ein Pfund Seife 1½ Real (27 Kreuzer rh.).

so bildet derselbe gleichwohl für die hiesige Bevölkerung noch immer eine nicht unbedeutende Quelle des Erwerbes. Die Goldminen Matagalpas sollen um das Jahr 1808 entdeckt worden sein*), zogen jedoch erst seit dem Jahre 1814 die Ausbeutungslust größerer Capitalisten an. Damals, erzählt man, seien über 200 Arbeiter mit Bergbau beschäftigt gewesen, und der jährliche Ertrag der Minen habe sich auf circa 80,000 Pesos belaufen. Gegenwärtig beträgt die Ausbeute circa 20,000 Pesos jährlich und die damit Beschäftigten können im Ganzen kaum auf mehr als 60 Arbeiter angeschlagen werden. Der vor wenigen Jahren erfolgte, rasche Tod eines unternehmenden, sachkundigen Engländers, Mr. Richard Painter, dessen erfolgreiches Wirken noch warm im Andenken vieler Bewohner fortlebt, soll nicht minder zur plötzlichen Stockung und Auflassung vieler Arbeiten beigetragen haben. — Ich besuchte die bedeutendsten Minen in der Umgebung von Matagalpa in Begleitung des Don Liberato Abarca, früher Departementschef, jetzt in stiller Zurückgezogenheit als Privatmann in diesen Bergen lebend. Don Liberato ist ein eben so intelligenter als warmfühlender Patriot, aus dessen Bekanntschaft und Umgang ich vielfachen Nutzen und Belehrung schöpfte. Wir ritten über herrlichen, fruchtbaren Culturboden, über unübersehbar in wilder Ueppigkeit sich ausdehnende Savannen, bis wir endlich 2 Leguas südöstlich von Matagalpa die ersten Minen

---

*) Der Mineralreichthum Nicaraguas scheint den ersten Eroberern völlig fremd geblieben zu sein. So schreibt Herrera in seinem bekannten Geschichtswerke (A. D. 1526) Como no habia minas en Nicaragua, estendianse los Castellanos de quella provincia todo lo que podian hacia la mar de Norte. (Dec. III. l. 9. c. 10. p. 272). Und auf einer andern Stelle: La provincia de Nicaragua es grande, mas sana y fertil que rica: tiene alguna perlas y oro de poca lei. (Dec. III. l. 4. c. 8. p. 120). Diese Angabe hat sich in späteren Jahrhunderten als völlig irrig erwiesen. Nicaragua ist bekanntlich von allen fünf Staaten der ungesundeste, besitzt dagegen in der Provinz Segovia und Chontales einige werthvolle Gold- und Silberminen, die nur der systematischen Ausbeute nordischer Bergleute harren, damit sich deren Bearbeitung als vortheilhaft erweise.

erreichten, mit deren Auftreten die Fruchtbarkeit und Ueppigkeit der Vegetation merklich abnahm. Nahe bei San Ramon nahmen die ersten größeren Bergbauten ihren Anfang. Das Meiste, was in den Goldminen von San Ramon im Laufe eines Jahres gewonnen wurde, betrug 33 Pfund gegossenen Goldes, was einem Baarwerth von 5000 Dollars gleichkommt. Um diesen Ertrag zu erzielen, mußten ungefähr 12,000 Zentner Quarzsteine aus dem Berginnern geschafft und gemahlen werden. Ein Arbeiter erhält täglich durchschnittlich zwei bis drei Realen nebst Kost. Die Arbeitszeuge sind wohl die primitivsten, die gegenwärtig in irgend einem Theile der Welt zum Bergbau verwendet werden; nämlich das Brecheisen (la vara) und ein eiserner Hammer. Auch die Mahl-Maschinen und sonstigen Apparate sind höchst einfach, zum größten Theil aus Holz construirt und sämmtlich im Lande angefertigt, sowie sich überhaupt der ganze Gewinnungsprozeß die modernen Erfahrungen der technischen Chemie bisher noch wenig zu Nutzen zu machen verstand. — Eine Unze gegossenen Goldes werthet dermalen funfzehn Dollars. Fast der ganze Ertrag der Bergwerke wird auf Maulthieren nach Granada geschafft und dort gegen Handelsartikel, Provisionen u. s. w. umgetauscht.

Die zweite Mine, die wir besuchten, war La Leonesa, das Eigenthum eines nordamerikanischen Arztes, des mehr bekannten als berühmten Doctor Sigo, welcher sich nach den seltsamsten Lebensschicksalen gegenwärtig in Granada niedergelassen hat. Man hat in dieser Mine bereits 270′ perpendikuläre Tiefe erreicht, und darin drei übereinanderstehende Gallerien (posos) von verschiedener Länge eröffnet, zwischen denen sich immer ein Raum von 15 bis 18′ festen Erdreichs befindet. Auch hier sind die Arbeiten wegen Mangel an Capital eingestellt. Jedoch hat der nordamerikanische Doctor einen Entschädigungsanspruch von 20,000 Dollars wegen angeblich ungerechtfertigter neunmonatlicher Haft bei der Regierung von Managua geltend gemacht, der, vom Minister der Vereinigten Staaten

in Central-Amerika, Major Boreland, kräftig unterstützt, wohl nicht lange mehr auf seine Realisirung warten lassen wird, und es dürfte sodann genug Capital vorhanden sein, um den Bergbau in der Leonesa energisch und mit allen modernen Vortheilen, welche Mechanik und Chemie an die Hand geben, fortzusetzen. Auch erfuhr ich bei meiner Anwesenheit in Granada, daß sich mehre nordamerikanische Capitalisten an der Ausbeute der Goldminen Matagalpas zu betheiligen beabsichtigten. —

Man steigt in allen diesen Minen nicht auf Leitern, sondern ähnlich wie in den Bleibergwerken von Galena in den Vereinigten Staaten auf dicken Baumstämmen hinab, in welchen Fußtritte eingehauen sind. Ich erinnere mich auf diese Weise in der Mine Ocote (Tanne), welche mein freundlicher Begleiter, Don Liberato gegenwärtig ausbeutet, mehre hundert Fuß tief in das Berginnere hinabgestiegen zu sein. Die Camas oder Gänge sind gewöhnlich 7½′ (2½ Varas) hoch und 1½ Varas (4½′) breit. Die Mineraladern laufen meistentheils von Nordost nach Südsüdost. Nach den von mir angestellten Barometer-Beobachtungen liegen die meisten Minen fast im gleichen Niveau mit Matagalpa. Die wenigen, in denen gegenwärtig gearbeitet wird, zeigen keinen besonders auffallenden Unterschied an Ergiebigkeit.

In einer Entfernung von ungefähr einer Legua von San Ramon befinden sich noch die Goldminen von La Lima mit vier Mahlapparaten (Ingenios), dann Monte Grande, Ucalca und San Pablo. Mir scheinen indeß alle diese Metalllager nicht ergiebig genug, um den Aufwand großer Capitalien für deren Ausbeute zu rechtfertigen. Die gleichen Fonds, auf die Cultur des Bodens verwendet, müßten ungleich reichere und edlere Früchte bringen.

Als beim Heimritt unser Auge über unermeßliche Strecken unbebauten, fruchtbaren Landes schweiften, kam das Gespräch unwillkürlich auf die namhaften Vortheile, welche Land und Volk

aus einer massenhaften fremden Einwanderung ziehen müßten. Es lachte Einem das Herz vor Freude, diese herrlichen Fluren im Geiste sich mit tüchtigen Landwirthen bevölkert zu denken, auf jedem Berg und in jedem Thal ein Schulhaus und eine Kirche emporragen zu sehen! — Auch Don Liberato war von dem großen materiellen und geistigen Einflusse einer nordischen Emigration auf die Zukunft des Landes durchdrungen; doch schien derselbe mehr aus angeborner Furcht vor den Yankees, als aus Vernunftgründen einer europäischen Einwanderung den Vorzug zu geben. „Ach!" rief dieser hochherzige Patriot einmal aus, „wenn mir die Ausbeute meiner Goldminen gelingt, so bin ich fest entschlossen, vier begabte Jünglinge des Landes nach Europa zu senden und sie dort mehre Jahre lang auf meine Kosten erziehen und in praktischen Wissenschaften wohl unterrichten zu lassen. Wie sehr müßte mein herrliches Vaterland durch tüchtige Landwirthe, Chemiker, Ingenieure u. s. w. gewinnen! Lassen Sie nur erst meine Minen ergiebig werden!" — Ich war von dieser Herzensäußerung ergriffen und beschämt zugleich, denn, aufrichtig gestanden, ich hätte dieselben nicht im Munde eines Neuspaniers und am allerwenigsten im Munde eines Nicaraguensers erwartet. Aber Don Liberato war geboren und erzogen in Leon, und was man auch sonst über das revolutionäre, zerstörungslüsterne Element in dieser alten Stadt denken mag, unstreitig besitzen deren Bewohner im ganzen Staate die meiste geistige Regsamkeit, den meisten humanen Fortschrittssinn.

Als wir spät Abends zurück in Matagalpa ankamen, hatte ich noch eine seltsame Consultation. Mehrere Gefangene, welche, des Raubmordes angeklagt, im Cabildo von Matagalpa ihres Urtheilsspruches harrten, meine Nachbarn, waren seit längerer Zeit krank, und wollten, wie sich der Gefangenwärter zu uns äußerte, die zufällige Anwesenheit eines „intelligente" benützen, um sich für ihre Leiden Rath und Linderung zu verschaffen. Ich ließ mir bereitwilligst das Gefängniß aufschließen, welches nur durch einen

breiten Gang von meiner improvisirten Wohnung, dem sogenannten Municipalitätssaal, getrennt war; bei meiner dermaligen Wanderung durch öde, einsame Urwälder konnte man wahrlich nicht wissen, wie einem gerade ein mordlustiger Geselle einen gar schätzenswerthen Gegendienst erweisen möge. Ich fand hier in einem völlig finsteren, dumpfen Raume, der aller Ventilation entbehrte, ungefähr fünfzehn Männer theils in große Leinentücher (sabanos) gehüllt auf den nackten Steinen liegen, theils, Eisen an Händen und Füßen, schwerfällig auf und ab trippeln. Es waren meist derbe, kräftige Gestalten, denen ihr blutiges Handwerk mit rohen Zügen im Gesichte geschrieben stand und welchen die düstere Absperrung, die völlige Entziehung der gewohnten frischen Waldluft und tüchtiger Bewegung in leicht erklärlicher Weise nicht wohl bekommen konnte. Mehrere litten an Augenentzündungen, andere am Magen und Unterleib. In einer Ecke sah ich auf einer breiten Holzbank eine schmutzige Wolldecke über einen Körper geworfen und glaubte, es wäre der Leichnam eines eben erst gestorbenen Gefangenen. Der Wärter aber belehrte mich, daß es gleichfalls ein Kranker sei, ein zu lebenslänglicher Haft verurtheilter Mörder, welcher seit langer Zeit an heftigen Fieberanfällen litt. Ich warf die Decke zurück und sah einen alten Indianer mit völlig weißem Haar im Fieberschmerz sich winselnd krümmen. Derselbe hatte obendrein das Unglück, ausnahmsweise nur wenig des Spanischen kundig zu sein und sich daher nur schwer verständlich machen zu können. Fieber, hohes Alter und Seelenleiden schienen indeß schon den besten Theil seiner Kräfte aufgezehrt zu haben; Kerkeraufenthalt, Noth und sorglose Behandlung dürften bald das Uebrige vollenden. Und wahrlich, was immer auch die Strafe sein mag, die in jenen blauen Gnadenregionen den mordenden Sünder erwartet, sie wird sicher erträglicher sein als die schaurige, schweigsame Schmerzenshaft zwischen finstern, feuchten Kerkermauern im Cabildo von Matagalpa! — Als ich das Gefängniß verließ und den verschiedenen Kranken Heilmittel zu senden versprach, glaubte

ich einen Moment lang ein Unrecht zu begehen, schweren Verbrechern ihr menschenfeindliches Leben, das eine momentane Krankheit vielleicht plötzlich abgeschnitten hätte, durch die Darreichung heilkräftiger Arzneien möglicher Weise noch auf viele Jahre hinaus zu verlängern und dadurch vielleicht sogar die indirecte Ursache neuer Unthaten sein zu können. Allein gegen den Pfahl gibt es selbst in der bestassortirtesten Apotheke kein Kraut und der wahre Schurke entgeht ihm früher oder später doch nicht. — Ich gab dem Gefangenwärter noch Abends eine Anzahl von Pillen und Pulvern mit der nöthigen Weisung und bedauerte nur, nicht einige der im Volksmunde als medicinal geltenden Pflanzen des Landes bei der Hand gehabt zu haben, um an diesen derben, ohnedies dem Tode verfallenen Mordnaturen ohne viel Gewissensscrupel ein der Wissenschaft nützliches Experiment zu versuchen.

Im Laufe des nächsten Tages kam der Gefangenwärter zu mir und meldete, daß die Arzneien die beste Wirkung gethan hätten und alle Patienten sehr munter (muy allegre) seien. Er frug mich zugleich im Namen der Gefangenen um den Preis der gelieferten Heilmittel, worauf ich ihm erwiderte, daß dieselben nichts kosteten und daß ich mir als einzige Erkenntlichkeit dafür von Seiten der behandelten Verbrecher die Zusicherung ausbitte, im Falle, (denn seit der Gefangene von Ham Kaiser geworden, scheint mir in dieser Welt nichts mehr unmöglich) wir uns wieder einmal im Leben auf irgend einer mordgünstigen Urwaldstelle begegnen sollten, sie mich zum Gegendienste unerdolcht und unberaubt ruhig meines Weges ziehen lassen möchten . . . .

Die Kunde meiner glücklichen Heilresultate unter den Gefangenen im Cabildo schien sich rasch über die ganze Stadt zu verbreiten und da in Matagalpa selbst kein Arzt wohnte, bestürmte man mich bald von allen Seiten mit Consultationen. Obschon mir diese Krankenbesuche einerseits höchst lästig und zeitraubend waren, so dienten sie doch andererseits dazu, mich über die verschiedenen

speciellen Krankheiten des Landes zu unterrichten. Unter diesen ist die interessanteste, aber zugleich auch ekelhafteste Erscheinung die Lepra oder Lazaruskrankheit, die namentlich unter den Indianern ziemlich häufig vorkommt, woran wohl hauptsächlich Unreinlichkeit, schlechte Nahrung und Unsittlichkeit Ursache sein mögen. Während meines Aufenthals in Matagalpa kamen mir mehrere Fälle vor, wo die Lepra bereits die verheerendsten Fortschritte gemacht hatte und sogar gegründetes Bedenken für die Ansteckung der Umgebung vorhanden schien.

Der abgemagerte Körper war mit Aussatz und Geschwüren wie besät und die geringste Wendung oder Bewegung desselben von den peinlichsten Schmerzen begleitet. So lagen die armen Lazarus-Kranken seit vielen Monaten auf harten Brettern ohne ärztlichen Rath, ja selbst ohne Anwendung irgend welcher Heilmittel. Ich versuchte in den ärgsten Fällen mit der bedungenen Vorsicht die Anwendung der Arseniksolution, die Waschung mit verdüntem Kreosot, die Einreibung mit Mercurpräparaten u. s. w. und bestürmte gleichzeitig den Präfecten, aus Menschlichkeits- und Sanitätspflicht für eine bessere Pflege dieser Kranken Sorge tragen und auf Gemeindekosten die Anschaffung von Badewannen und die tägliche Bereitung von lauwarmen Bädern veranlassen zu wollen. Schon am nächsten Morgen hatte ich das Vergnügen, meinen Antrag durch einige humane Bürger ausgeführt zu sehen. Und was auch unter so prekären Heilverhältnissen der endliche Erfolg sein mag, immerhin kann die tägliche Anwendung von lauwarmen Bädern auf einen durch Unreinlichkeit und wüstes Leben zerstörten Organismus nur von einer wohlthätigen, schmerzlindernden Wirkung begleitet sein . . .

Eine andere Krankheit, welche unter den Indianern alljährlich fürchterliche Verheerungen anrichtet, sind die Blattern (la viruela) und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil nur wenige der Urbewohner geimpft sind und auch dann nur gezwungen von dem

Jenner'schen Präservativ-Mittel Gebrauch machen. Ich sah zwei Indianer, die aus einem benachbarten Weiler nach Matagalpa gekommen waren und bösartige Pocken mitgebracht hatten. Kaum befanden sie sich ein paar Tage in der Stadt, als diese häßliche Krankheit in ihrer grauenerregendsten Form zur Entwicklung kam. Den einen dieser Indianer, der im Hause eines Kleinhändlers als Lastträger diente, traf ich in einer Art Vorrathskammer ohne alle behaglichere Unterlage auf einer harten Holzbank hingestreckt, seinen wunden, blutenden, halbnackten Körper mit einem Stück Leinwand überdeckt. Es war ein jammervoller, grauenhafter Anblick. Die kleinen nackten Kinder des Hauswirthes und ihre Gespielen liefen in der Stube, wo der Kranke lag, unaufhörlich aus und ein; Feuchtigkeit und Zugluft schienen sich daselbst ein Stelldichein gegeben zu haben. Man kann sich leicht vorstellen, wie unter solchen Verhältnissen das Auftreten von auch nur einzelnen Fällen leicht für die ganze Ortschaft gefährlich werden kann. Unwillkürlich mußte man sich hier an den Segen der Civilisation erinnern, der im Falle der Krankheit wie der Noth dem Unglücklichen die Pforten des Hospizes und des Armenasyles öffnet, ihn in reinen, wohnlichen, luftigen Räumen aufnimmt und eine vortreffliche ärztliche Pflege und Wartung zu Theil werden läßt. O ihr frommen Klosternonnen mit euren weltentsagenden Entschlüssen, warum richtet ihr eure Schritte nicht lieber nach diesen friedlich-stillen Gottesbergen, wo ihr dem Himmel näher seid, und werdet der Trost und die Hülfe armer, kranker Indianer, anstatt mitten im Getümmel der Welt zwischen kaltem Gemäuer euch abzuschließen und in trauriger Langeweile nutzlos für die Menschheit hinzusterben!

Während das Vorkommen der bösartigen Lepra bis jetzt ausschließlich auf die braune Race beschränkt blieb, sind alle Arten Hautkrankheiten (granos) auch unter den Ladinos (Mestizen) ziemlich häufig. Auch hier muß der Grund davon in Unreinlichkeit, Unsittlichkeit und Mangel an Pflege gesucht werden. Ich traf

Kranke, die sieben Jahre lang an bösartigen Hautausschlägen dahin siechten und sich gleichwohl niemals einem systematischen Heilverfahren unterzogen hatten. Unter den Kindern fand ich den Keuchhusten (chifladora) seuchenartig über die ganze Provinz verbreitet und man versicherte mich, daß in den letzten Monaten eine bedenklich große Zahl des zimmtbraunen Nachwuchses aus Mangel an Kenntniß*) und Pflege von dieser Epidemie hingerafft worden sei.

Angesichts solcher betrübender Gesundheitsverhältnisse in einem im Allgemeinen salubren Klima drängt sich dem menschenfreundlichen Beobachter unwillkürlich die Frage auf, wie diesem Uebelstande wohl am besten in einem Lande begegnet und abgeholfen werden könnte, wo der größte Theil der Bevölkerung sich noch ohne die Wohlthat eines tüchtigen rathgebenden Arztes und einer heilungreichenden Apotheke befindet und wo die leidende Menschheit sich meist nur mit Altenweiberdecocten oder den nicht minder dubiösen Mixturen ambulanter Quacksalber weiterhilft. Zum Beweise, welche eigenthümliche Curversuche die Ansiedler in diesen Bergen oft wagen, mag eine selbst erlebte Anekdote hier eine Stelle finden. Ein deutscher Einwanderer, der sich in einem Dorfe Nicaraguas niedergelassen hatte, brachte mir eines Morgens eine Pflanze, von den Eingeborenen Contrayerva genannt (nach späteren Erfahrungen war es eine Aristolochia), und pries mir dieselbe als besonders heilkräftig an. „Sehen Sie", sagte er, „ich ging einmal in den Wald hinaus, sah dieses Kraut, dachte mir, das könnte vielleicht für den Magen gut sein, pflückte es und aß die Wurzel davon. Zwei Tage später wurde ich schwer krank

*) Die Art und Weise, wie man hier zu Lande bei Geburten verfährt, ist gleichfalls ebenso barbarisch als unverständig und kostet vielen kleinen Geschöpfen das Leben. Wir gedenken auf diesen Gegenstand, der uns für den größeren Leserkreis weniger geeignet erscheint, an einem andern Orte, bei Gelegenheit der Besprechung der hygeischen Verhältnisse Central-Amerikas zurückzukommen.

erbrach mich stundenlang und purgirte heftig; aber als dies vorbei war, fühlte ich mich desto gesünder." Auch die Eingeborenen von Costa Rica und Honduras gebrauchen die Wurzel der Contrayerva als Purgativ; dieselbe wirkt angeblich erst zwei Tage nach deren Genuß, nur wenn man Branntwein dazu trinkt, soll der Effect ein schnellerer sein.

Um nun diese Heilungsversuche auf eigene Faust sowohl wie das Quacken herumziehender Curanderos möglichst zu beschränken, erscheint uns an allen Orten, wo keine ärztliche Hülfe vorhanden, die Einführung kleiner Handapotheken auf Staatskosten das gerathenste Auskunftsmittel. Diese Apotheken, die aus Gründen der Billigkeit wie der leichteren Handhabung nur ein geringes Assortement der nöthigsten Arzneien enthalten dürften, müßten den Händen des Pfarrers oder Schullehrers zur unentgeltlichen Vertheilung an arme Kranke anvertraut und erstere zugleich behufs ihrer Gebrauchsanweisung mit einem jener zahlreich publicirten, populären medicinischen Vademecums versehen werden. Bei der weit geringeren Complicirtheit der Krankheitserscheinungen in den Tropengegenden, die sich leicht auf drei oder vier Hauptformen zurückführen lassen, fällt es selbst dem Laien bei einiger Vorliebe für medicinische Studien nicht schwer, sich rasch die Behandlungsweise der wesentlichsten Krankheiten eigen zu machen. Dies ist auch Ursache, warum Individuen, welche in Europa kaum für einem Spitalwärter Tüchtigkeit genug besäßen, hier es oft zu einem gewissen Renomée und sogar zu einer einträglichen Praxis bringen.*)

*) Im Staate Costa Rica lernte ich einen Amerikaner kennen, welcher mit der diesem Volke eigenthümlichen Kühnheit und Vielseitigkeit bei sehr oberflächlichen medicinischen Kenntnissen neun Monate lang als Arzt mit glänzendem Erfolg practicirt und dann mit ein paar Tausend Piastern nach Philadelphia zurückkehrte, „um sich," wie er selbst sagte, „etwas besser und gründlicher in den medicinischen Hörsälen und auf der Klinik umzusehen." Und doch sah ich, wie man diesem Manne für einen Besuch, den er bei einer, eine Tagreise von seinem Aufenthaltsorte entfernten Fieberkranken, der Tochter eines reichen Grundbesitzers, machte, 300 Piaster bezahlte! Das ist freilich ein Ausnahmsfall; allein auch im gewöhnlichen Wege werden

Durch eine solche Maßregel würde gleichzeitig das Ansehen und der Einfluß des Pfarrers in höchst ehrender Weise vermehrt werden; er wäre dann nicht mehr bloß der geistige, sondern auch der leibliche Beistand der unter seiner Aegide lebenden leidenden Menschheit. Seine Studien und seine Kenntnisse würden ihm bei diesem neuen Beruf bedeutende Vortheile gewähren und trifft es sich in einem oder dem andern Bezirk, daß der Pfarrer zugleich ein strebsamer, forschender Mann ist, so dürfte derselbe durch nähere Untersuchung und Anwendung zahlreicher, der Medicin noch unbekannten Heilpflanzen auch der Wissenschaft erhebliche Dienste zu leisten im Stande sein.

---

Aerzte und namentlich Chirurgen in Central-Amerika besser bezahlt wie in irgend einer kleinen Stadt Deutschlands.

## Eilftes Kapitel.

# Nach Totocalpa.

Nordische Vegetation. — Jinodega. — Heiterer Eindruck. — Eine Raststunde in Jinodega. — Abermals ein Quacksalber. — Der Pfarrer des Ortes consultirt uns in der Wirthsstube über seine leiblichen Gebrechen. — Geistlicher Segen statt Honorar. — Lieblichkeit der Umgebung von Jinodega. — Eine seltsame Art zu jagen. — Begegnung mit einer musikalischen Diebsbande. — Ankunft in San Rafael. — Ein Mord und seine Folgen. — Der alte Don Miguel Lansas. — Geschichtliches über San Rafael. — Wie in Central-Amerika ein Dorf entsteht. — Verzögerung der Abreise durch den Verlust eines Maulthieres. — Anstrengungen, dasselbe wiederzufinden. — Politische Gespräche mit Don Miguel. — Seine Ansichten über Louis Napoleon. — Mein Führer versucht ein katholisches Mittel, das Maulthier ohne Suchen wiederzufinden. — Ein guter Katholik, aber ein schlechter Diener. — Das Maulthier erscheint wirklich. — Gefährliche Consequenzen. — Abschied von Don Miguel. — Ein Abenteuer unterwegs. — Das Thal von Jales. — Die Hacienda des Bromadero. — Eine Vegetationsscala. — Palacaquina. — Eine zudringliche Familie. — Totocalpa. — Central-amerikanische Indianer und deutsche Bauern.

Ein Ritt von zwei Stunden meist bergauf brachte uns bereits in die Nadelholz-Region, die in Nicaragua auf einer Höhe von 2500′ ihre untere Grenze zu finden scheint. Das Thermometer zeigte (am 10. März, 8 Uhr Morgens) 62° Fahrh. Prächtige Fichten von 50 bis 70′ Höhe streckten jetzt ihre grünen Schattenarme nach uns aus, abwechselnd mit Eichen, die ihrerseits mit einer Tillandsienart gar wundersam behangen waren, an Wuchs und Gedeihen aber sichtbar durch diese Wucherpflanze litten. Der höchste Punkt, den wir im Laufe des Tages passirten, war 4000′ bei einem Thermometerstand von 75° Fahrh. (1 Uhr Mittags).

Gegen 3 Uhr erreichten wir Jinodega, eines der freundlichsten, niedlichsten Dörfer, die ich noch in Nicaragua gesehen hatte. Alle Häuser, mit Ziegeln gedeckt, zeigten ein weißes, reinliches Aussehen und deuteten auf eine gewisse Wohlhabenheit der Bewohner. Diese betragen ungefähr 3000 Seelen und treiben zum größten Theil Ackerbau. Das Thal, in dem Jinodega gelegen, bietet mit seiner lachenden, üppigen Vegetation dem Auge die seltsamsten Contraste. Auf den Hügeln der Umgebung sieht man Tannen, Fichten, Eichen, alle Kinder einer nordischen Zone, in glücklicher Geselligkeit gedeihen, während unten in den Hausgärten des Dorfes mit goldenen Früchten reich behängte Orangenbäume, Pisangs und hochwuchsiges Zuckerrohr im herrlichsten Blätterschmuck prangen. Ich stieg, um einen Augenblick auszuruhen, in der Dorfschenke ab, wo in einer der Stuben ein Billard aufgestellt war. Der Pfarrer des Ortes, eine derbe Gestalt in Hemdärmeln und eine dicke Cigarre im Munde, spielte eben mit einem schon bejahrten Pfarrkinde eine Partie Kegel, während eine Anzahl Nachbarn rings herum auf schmalen Holzbänken saßen und neugierig dem Verlauf des Spieles zusahen. Mein Eintreten schien anfangs in der Gesellschaft einige Verwirrung hervorzubringen, doch hatte ich kaum neben dem Alkaden, dem ich ein Regierungsschreiben überbrachte, Platz genommen, als die Unterhaltung wieder ihren ungestörten Fortgang nahm. Bald darauf setzte sich ein ziemlich ältlicher Mann, in einer blendend weißen Jacke und nicht minder weißen Beinkleidern, einen schwarzlackirten Hut nach Matrosenart auf den Kopf gedrückt, neben mir auf die Bank und frug in ziemlich gebrochenem Spanisch, ob ich ein „Estrangero“ sei? Ich bejahte es und erfuhr nun von ihm, daß auch er ein Fremder und zwar in Neu-Braunschweig von englischen Eltern geboren sei, früher Seemann war und jetzt seit mehren Jahren seine wenigen medizinischen Kenntnisse hier als „Curandero“ vortheilhaft auszubeuten versuche. So nennt man nämlich zum Unterschied von den promovirten

Aerzten jene Unzahl von Quacksalbern, die über das ganze Land verbreitet mehr nach einem gewissen Instinct als nach einer wissenschaftlichen Methode curiren und gleichwohl von der Masse weit mehr Vertrauen und Zulauf genießen als die studirten Jünger Aesculaps. Don Jorge (so wurde nämlich meine neuerworbene Bekanntschaft von den Eingebornen genannt) hatte eben ein paar sehr bedenkliche Kranke in der Cur und bat mich dringend, dieselben mit ihm zu besuchen. Es schien ihm weniger darum zu thun, von mir ein Urtheil über die von ihm angewandten Mittel, (die er vermuthlich für unverbesserlich hielt) einzuholen, als sein Heilverfahren angesichts seiner Patienten, zur Stärkung seines Rufes, von einem angesehenen Reisenden approbirt zu hören. Obschon es Don Jorge noch nicht so weit gebracht hatte, wie jener französische Charlatan, der immer einen Büschel geschriebener Recepte bei sich trug und seine Patienten, gleichviel was ihr Leiden sein mochte, ein beliebiges Recept daraus ziehen ließ, so war doch auch seine Anwendung von Arzneien für die verschiedensten Krankheitsfälle äußerst beschränkt. Aloe und Calomel, Opium und Chinapulver waren zum Unglück für die Patienten seine Lieblingsmittel, und wer auf diese nicht starb und auch nicht besser wurde, mußte sich der Gefahr aussetzen, eine Einreibung mit Cayenne-Pfeffer über sich ergehen zu lassen und das bittere Decoct von einigen Wiesenkräutern zu verschlucken, denen Don Jorge eine ganz besondere Heilkraft zuschrieb*).

Ich war eben von einem Gang durch das Dorf mit Don Jorge in die Schenke zurückgekehrt, als der Pfarrer, noch immer in

*) Die Gunst, welcher sich derlei „Curanderos" unter halbcivilisirten Völkern erfreuen, darf so um weniger überraschen, wenn man sieht, wie es selbst unter den gebildeten Klassen Europas Personen giebt, welche solchen „Wunderdoctoren" eine ganz besondere Heilgabe zuschreiben. In der Nähe von Wien lebt seit vielen Jahren ein alter, verkrüppelter, unwissender Bauer, zu dem dupirte Ehegatten und eifersüchtige Frauen aus allen Ständen der Gesellschaft wie zu einem Orakel pilgern und so weit gehen, zu glauben, der Wundermann könnte aus einer gewissen gelben Flüssigkeit sogar die Treue oder Untreue ihres „zweiten Ich's" erkennen.

Hemdärmeln und den Billardstock in der Hand, auf mich zukam, und einige Worte mit mir allein zu sprechen wünschte. Wir traten in ein halbdunkles Gemach neben der Schenke und der Pfarrer fing nun an, mir alle seine Leiden und Körpergebrechen mit Beichtstuhlgewissenhaftigkeit haarklein aufzuzählen und zu beschreiben. „Ach", sagte der geistliche Kranke, indem er sich auf den Billardstock lehnte, „wir haben hier leider keinen tüchtigen, studirten Arzt (intelligente,) und dann vertraut man sich auch nicht gerne der Discretion des nächstbesten Dorfbarbiers an. Die Schwatzhaftigkeit ist heutzutage so groß und die Welt ist so verderbt!" — — „Ja, padre Cura", antwortete ich, „die Welt ist verderbter als man glaubt, und Sie dürften es am Besten wissen, wie wenig selbst die geistliche Arznei zu ihrer Besserung wirkt." Hierauf holte ich aus meiner kleinen Reiseapotheke ein Schächtelchen Blutreinigungspillen und erwarb mir dafür den pfarrherrlichen Dank und Segen. Und wahrlich ich bedurfte des letzteren. Denn der Abend war bereits hereingebrochen und ich wollte noch sechs Leguas weiter reiten über einsame, unbevölkerte Strecken, durch unheimliche Waldwüsten, die arg im Rufe der Unsicherheit standen!

Bald nachdem man Jinodega verlassen hat, öffnet sich das erst noch enge Thal in weite, fast unübersehbare Wiesenflächen vom üppigsten Grün, und unbeschreiblich ist die Lieblichkeit, die jetzt die Natur annimmt. Ich ritt in einer der wohligsten Stimmungen meines Lebens über diese weiche, sanfte Teppichdecke, wie Josua wünschend, daß die Sonne stille stehen und noch länger diese lachende Vegetationsfläche bescheinen möge! Aber die Sonne stand leider nicht still, sondern ließ mich bald mit meinen Gedanken und meinen Wünschen in einer completten Finsterniß. Die einfallende Nacht war desto peinlicher und frappanter, als wir jetzt lange Strecken düsterer Eichenwälder zu passiren hatten und kaum die schmale, braune Pfadspur weiter zu finden vermochten. Zugleich vermehrte der Mangel an Helle die Unsicherheit der Reise; nicht im Stande

auch nur zehn Schritte weit vor sich hin sehen zu können, mußte man jeden Augenblick unvermerkt eines Ueberfalls gewärtig sein.

Allmählich brach der Mond durch dichtes, düsteres Gewölk und warf seine sanften Lichtstrahlen gleich Gönnerblicken auf die nächtlich düstere Landschaft. Wir waren bis jetzt den ganzen Weg entlang — trotz den vielen Räubergerüchten, die wir allenthalben anhören mußten, Niemanden begegnet als einem nackten, braunen Indianer, einem Wildschützen, der an einem langen Seil einen breitlendigen schwarzen Stier vor sich hintrieb, um, vom Schatten des Stieres bedeckt, das Wild desto unvermerkter beschleichen zu können. Es ist dies eine eigenthümliche Art von Jagd, wie ich sie nirgends früher gesehen hatte.

Schon waren wir der Nachtstation, dem kleinen Mestizendorfe San Rafael ziemlich nahe, und ritten gerade über eine breite, vom Monde matt beschienene Wiesenfläche, als wir auf einmal mit sieben oder acht Wanderern zusammenstießen, die, als sie uns ansichtig wurden, vor einem Gebüsch am Wege Halt machten und schweigend uns vorüberziehen ließen. Nur ein kleiner Junge war beritten, die andern gingen alle zu Fuß und hatten, der Eine eine Baßgeige, der Andere eine Flöte, der Dritte eine Violine über dem Rücken hängen, so daß sie Musikanten gleichsahen, die von einem Aufspiel im Dorfe heimkehrten. Aber wo mochten sie in so später Nachtstunde hinziehen, wo viele Meilen weit nicht einmal ein einsames Gehöft zu finden war? —

Gegen zehn Uhr Nachts klopfte endlich mein Diener in San Rafael an die Hausthür des alten Miguel Lansas, des einzigen weißen Ansiedlers im Dorfe. Obwohl man unseren Führer, der ein Gerichtsbote aus Matagalpa war, persönlich kannte, so öffnete man doch nur mit großer Vorsicht und erst, nachdem wir mehrere dringende Empfehlungsbriefe durch die halboffene Thüre hineingeschoben hatten. So groß war der Schreck der Ansiedler dieser Gegend vor Dieben und Räubergesindel, und wahrlich wer das Schicksal, das

kürzlich noch die Bewohner von San Rafael betroffen hatte, kannte, mußte ihre Angst und ihre Besorgtheit nur gerecht finden.

Wenige Wochen waren erst verflossen, seitdem eine Anzahl im Dorfe wohnender Taugenichtse in das Haus eines der ältesten, wohlhabendsten Ansiedler eindrangen, denselben, welcher krank im Bette lag, ermordeten und mit dem geraubten Gut sich in die Nacht der Wälder der Umgebung flüchteten. Der Eindruck, den diese Schauerthat im Dorfe hervorrief, war so gewaltig, daß eine große Anzahl von Bewohnern, aus Kränkung über die dem Dorfe zugefügte Schande, ihre Hütten verließen und mit Hab und Familie weiter zogen. Die Mörder fielen indeß bald darauf in die Hand der Justiz. Es waren dieselben wüsten, athletischen Gesellen, die ich im Cabildo zu Matagalpa traf, wo ihnen die dumpfe, enge Kerkerluft Congestionen gegen das Gehirn zugezogen hatte. Ich genoß jetzt die Gastfreundschaft eines Verwandten desselben Unglücklichen, dessen grausamen Mördern ich noch kurz vorher schmerzlindernde Medicamente gereicht hatte . . . .

Trotz der späten Nachtstunde, welche die kleine Familie bereits in wohlthätigen Schlummer gehüllt hatte, wurde jetzt noch gekocht und gebraten, als wäre es Mittagszeit, und in weniger als einer halben Stunde befand ich mich vor einer großen Anzahl rauchender, duftender Gerichte. Selbst der achtzigjährige Don Miguel, der noch unter spanischer Königsherrschaft geboren war, hatte sich von seinem Lager wieder aufgerafft und neben mir Platz genommen. Er war dermaßen erfreut, nach vielen Jahren einmal wieder einen Fremden bei sich zu sehen, mit dem er seinen alten Erinnerungsschatz wieder heben und sich über Vergangenes und Gegenwärtiges so recht nach Herzenslust aussprechen konnte, daß er völlig die späte Nachtstunde und meine Müdigkeit vergaß und mit der dem Alter eigenthümlichen Schlaflosigkeit und plaudernden Neugierde wohl bis zum nächsten Morgen unbekümmert fortgeschwatzt hätte, würden ihn nicht das häufige Zufallen meiner Augenlider und die

confusen Antworten, die ich zuweilen halb im Schlafzustande, seinen Fragen gab, an die nöthige Aufhebung unserer Sitzung gemahnt haben.

Kaum erwachte der nächste Tag, so war der alte Don Miguel schon wieder auf den Beinen, obgleich wir uns erst spät nach Mitternacht zur Ruhe gelegt hatten und die Morgen in dieser Berggegend empfindlich kühl sind. San Rafael (5000′ über der Meeresfläche gelegen) zählt 300 Familien und wurde vor ungefähr 32 Jahren, gleich den meisten Dörfern Nicaraguas, von einem Padre gegründet, der sich hier in der Absicht, eine Gemeinde zu bilden, niederließ. Denn mit dem geistlichen Amte der Padres in Central-Amerika geht fast immer auch eine weltliche Speculation Hand in Hand; und während es von der einen Seite eine gar löbliche Absicht scheint, die in den Bergen zerstreut lebenden Ansiedler in einer Dorfgemeinde zu vereinigen, und ihr geistlicher und sittlicher Beistand zu werden, so läuft doch immer auch ein Privatinteresse daneben her, nämlich: durch eine solche Massenniederlassung eine Anzahl angeerbter oder um einen Spottpreis angekaufter, oder von einer dankbaren Seele durch Sündennachlaß erworbene Grundstücke vortheilhaft zu verwerthen und so die Pfarrrente um's Zehnfache zu steigern. Was indeß auch der geheime Zweck des Pfarrers von San Rafael gewesen sein mag, derselbe hatte immerhin einen gar prächtigen Platz für die Niederlassung seiner Anhänger gewählt, der alle Mittel zu einem glücklichen Gedeihen in sich vereinigt. Ein gesundes, kräftigendes Klima, fruchtbare Grundstücke, mit einem Wasserreichthum, der selbst in der trockenen Jahreszeit den Boden feucht und grün erhält und mit geringen Kosten die Ausführung einer vortrefflichen Bewässerung gestatten würde. Fichten-, Tannen- und Eichenwälder liefern herrliches Bau- und Brennholz und sogar den nächtlichen Leuchtstoff für die arme Indianerhütte.

Ich hatte mich bereits angeschickt, von meinem guten alten Hauswirth wieder Abschied zu nehmen und die Weiterreise anzutre-

ten, als mein Diener plötzlich mit großer Verlegenheit ins Zimmer trat und anzeigte, daß sich eines unserer besten Thiere, der große graue „matcho“ verlaufen habe und nirgends in der Umgebung aufzufinden sei. Dem allgemeinen faulen Gebrauche folgend, hatte Pantaleon die Thiere die vergangene Nacht frei auf den Wiesen herumgrasen lassen und nicht einmal die übliche Vorsicht gebraucht, die Vorderfüße mit Stricken zusammenzukoppeln, wodurch die Thiere gehindert werden, sich in allzu große Entfernungen zu verlieren. Ich ließ nun sofort durch einige Indianerjungen, denen ich guten Finderlohn versprach, in allen Richtungen nach dem verlaufenen Thiere suchen, und schickte sogar, in der Vermuthung, es möge den Rückweg nach Jinodega eingeschlagen haben, einen Extra-Boten nach diesem Dorfe ab, rechnete indeß bei der Lage des Ortes, dem Waldreichthum seiner Umgebung und der Leichtigkeit eines Diebstahls nur wenig auf einen günstigen Erfolg dieser Maßregeln. Inzwischen aber packte ich wieder ganz ruhig meine Reiseutensilien aus und setzte mich neben den ehrwürdigen Greis auf die Bank vor dem Wohnhaus, der fast vergnügt darüber zu sein schien, die Abwechslung, welche meine Anwesenheit in die Einsamkeit seines Lebens gebracht hatte, auf unbestimmte Zeit verlängert zu sehen. Der edle Greis plauderte von den verschiedensten Ereignissen, von den ältesten gerade am liebsten, und so brachte die Erinnerung, jenes geistige Telescop, die entferntesten, längsterlebtesten Momente seines Lebens wieder völlig nahe und klar vor seine Augen. Er wußte mir viel von der Lage des Landes und des Volkes unter der früheren spanischen Regierung zu erzählen, von den schreienden Ungerechtigkeiten, die man sich damals gegen Colonisten und Indianer zu Schulden kommen ließ, von dem schweren Tribut, den diese braunen Urbewohner bis in ein spätes Alter an die Krone von Spanien bezahlen mußten*), und meinte, wenn gleich durch die

*) Diese Art Kopfsteuer betrug 2 Dollars für jeden Indianer von fünfzehn bis sechzig Jahren.

veränderten politischen Verhältnisse Wohlstand und Handel eingebüßt hätten, so habe doch die Masse des Volkes im Allgemeinen unbestreitbar gewonnen. Auch das materielle Wohlbefinden der Indianer habe sich gebessert. Nicht mehr gedrückt und verfolgt, haben sie sich der Civilisation genähert und im Contact mit derselben sogar ihre Muttersprache vergessen; ihr sittlicher und geistiger Zustand hingegen ist ziemlich der alte geblieben. Im Ganzen will der alte Miguel eine merkliche Abnahme der Indianer während der letzten fünfzig Jahre durch die „pestas“ bemerkt haben, jener Collectivname der Eingeborenen für Blattern, Cholera, Keuchhusten und sonstige seuchenartig auftretende Krankheiten.

Auch die englische Poesie, die deutsche Prosa und die französische Politik waren dem alten Siedler in San Rafael nicht völlig unbekannt geblieben; er hatte die Gedichte Lord Byron's gelesen, kannte die Schicksale Sylvio Pelico's und den Spielberg und wußte auch, daß die französische Unbeständigkeit eben erst wieder mit einem Kaiser in die Wochen gekommen war. Er frug mich, ob denn dies derselbe Louis Napoleon sei, welcher noch nicht lange her als Staatsgefangener in Ham eingeschlossen war und der auch schon, ehe er sich im imperialistischen Fache versuchte, als provisorischer Leiter einer Compagnie zur Verbindung des Nicaraguasees mit dem stillen Ocean auftrat. „Ach!“ rief der alte Don Miguel, „dieser Mann mit seiner großen Energie, seinem Rufe, seinen weitreichenden Plänen hätte gewiß leichter als jeder Andere das weltbeglückende Unternehmen, das seit drei Jahrhunderten seiner Lösung harrt, ausführen können! Wie schade, daß damals sein Project nicht wärmer unterstützt worden ist, daß er selbst nicht dasselbe Vertrauen, dieselbe Thatkraft in dessen Ausführung setzte, die er später zeigte, als er den Coup d'état ausführte. Und wer weiß,“ fügte der patriotische Greis hinzu, der den Ruhm und das Gedeihen seines geliebten Vaterlandes selbst höher als eine französische Kaiserkrone zu schätzen schien, „wer weiß, ob er nicht durch die Her-

stellung einer Verbindung beider Oceane der Freiheit, der Menschheit und seinem Nachruhme ersprießlichere Dienste geleistet hätte als durch seine gegenwärtige Autokratenstelle im Kaiserpallaste der Tuillerien!"

Ich sah mich bei dieser Aeußerung unwillkürlich um, ob nicht bereits einige Mouchards hinter uns stünden und vergaß ganz, daß dieses Gespräch jenseits des Weltmeers, auf einem einsamen, stillen Pachthof mitten im Hochwalde Nicaraguas geführt wurde. Aber das Gehör der französischen Polizei reicht so weit! — Ich weiß nicht, war es Vorliebe oder Gedächtnißschwäche, die den Alten immer wieder darauf zurückkommen ließ, aber stets fing er neuerdings von Sylvio Pelico und seinen Schicksalen, vom Spielberggefängniß und italienischer Freiheit zu reden an. Auch von „La Hungría“ und ihren jüngsten Befreiungs-Kämpfen hatte er munkeln hören und schien warme Sympathie für dieses Heldenvölkchen zu fühlen. Kurz der alte Miguel war durch Gemüth und Denkweise eine gar seltsame, wohlthuende Erscheinung in diesen rauhen Urforsten; noch in der morschen, achtzigjährigen Menschenruine sah man Spuren einer jugendlichen Ritterlichkeit und einer poetischen Schwärmerei.

Als bereits der Abend hereinbrach, ohne daß man irgendwie eine Kunde vom verlaufenen Thiere erhalten hatte, meinte mein Diener Pantaleon, er wolle jetzt das letzte Mittel versuchen und zwei Kerzen zu Ehren des San Antonio anzünden, damit dieser Heilige den verlaufenen Maulesel ihm oder einer andern Person erscheinen lassen möge. Der heilige Antonius gilt nämlich unter dem Volke als eine Art Specialität der Wunderthätigkeit, um Verlorengegangenes wieder zu finden.

Pantaleon erbat sich jetzt von meinem Hauswirthe ein paar Talglichter und sagte dreimal nach einander „parece!“ (erscheine!) während er die beiden Kerzen in knieender Stellung vor einer kleinen hölzernen Marien-Statue anzündete. Hierauf betete er noch einige

Paternoster, wozu ihm die ältliche Tochter des Hauswirthes mit ihrer heiseren Stimme accompagnirte, und ging dann wieder ruhig ins Freie. Hier lehnte er sich an einen fruchtbehangenen Orangenbaum, der vor dem Hause stand und blies, der Finderkraft des heiligen Antonius mehr wie seiner eigenen vertrauend, den Rauch seiner Cigarre sorglos-zuversichtlich in die grüne Welt hinaus. — Pantaleon, den man mir seiner Rechtlichkeit wegen in Managua so sehr empfohlen hatte, mochte ein guter, strenggläubiger Katholik sein, aber er war ein äußerst schlechter Diener. Dem Comfort und der Beschleunigung meiner Reise würde es weit mehr zu statten gekommen sein, wenn Pantaleon ein Freigeist aber weniger faul gewesen wäre, wenn er in die Wunderkraft einer zu Ehren des heiligen Antonius angezündeten Unschlittkerze weniger Glauben gesetzt und dafür die Thiere des Nachts sicherer versorgt und besser zusammengekoppelt hätte.

Abends kam ein Comisario, wie man hier die Sicherheitsbehörde in den kleinen Weilern nennt, in Hemdärmeln, barfuß und ohne Hut aus einer benachbarten Ansiedlung zu uns ins Haus und vernahm im Laufe des Gesprächs den Verlust meines Thiers. Er erzählte hierauf, wie er unterwegs einem Maulthier in der Richtung nach Jales begegnet sei, und beschrieb dasselbe so genau in Größe und Farbe, daß kein Zweifel mehr übrig blieb, es war unser verlorengegangener Matscho. — Auf ein Honorar-Anbot von einem Dollar erklärte sich der Herr Comisario sogar bereit, mit einem langen Strick nochmal den Weg zurückzugehen, und das Thier zu fangen und wiederzubringen. Ich erfuhr später, daß das Maulthier auf einer Hacienda in der Nähe von Jales geboren und in einer Anwandlung von einer Art Heimathsgefühl seinem Geburtsort (su crianza) zugegangen war. Pantaleon aber ließ sich's nicht ausreden, die Wunderkraft des San Antionio habe den Matscho wieder erscheinen lassen und war jetzt nur um so unachtsamer und fahrlässiger. Kannte er doch ein so wenig mühevolles, eben erst wieder

so wohlbewährtes Mittel, um Verlorenes und Verlaufenes wieder zu finden! Man sah hier wieder recht deutlich die ernste Schattenseite einer Doctrin, welche dem Volk für jeden Fehler und jede Sorglosigkeit, für jede Sünde und sogar für ein Verbrechen so leichte und zahlreiche, durch die Kirche selbst sanctionirte Sühnungsmittel an die Hand giebt!!

Als ich am nächsten Morgen von San Rafael fortritt, waren die Augen des alten Don Miguel feucht. Es war der erste Nicaraguenser, den ich gerührt sah. Er meinte, er würde die Tage des 12. und 13. März, die wir zusammen verlebt, nicht sobald vergessen. Waren es doch so viele Jahre her, seit ein Sohn europäischer Civilisation in diesem Thale einkehrte und vielleicht war ich gar der letzte, den er auf seiner Lebensneige noch zu sehen bekam! Er blieb lange an der Hausthür stehen und sah unserer kleinen Karavane nach, wie sie allmälich einen Hügel im Osten erklomm. Ich winkte ihm mit einem weißen Tuch noch von der Anhöhe Grüße zu, eh' wir ins Thal hinabstiegen und die biedere Greisengestalt für immer meinen Blicken entschwand. Braver, ehrwürdiger Don Miguel, auch ich werde die Tage des 12. und 13. März nicht sobald vergessen. Nicht blos der herzlichen Aufnahme wegen, die ich unter Don Miguel's gastlichem Dache gefunden; es sind gleichzeitig gar bedeutungsvolle Erinnerungstage in der Entwicklungsgeschichte des österreichischen Volkes!

Der Weg nach dem Thale von Jales führte über schroffe, meist mit Eichen und Tannen bewachsene Gebirgskämme. Auf den Abhängen sah man die Laubholzarten vielfach mit den grauen Bärten der Tillandsia usneoides behangen, was ihnen ein ebenso wunderliches als trauriges Aussehen gab. Es ist auffallend, daß man diese Schmarotzerpflanze, die hier in großer Menge vorkommt und im getrockneten Zustande viel Aehnlichkeit mit Pferdehaar hat, nicht längst zu einem Ausfuhrartikel gemacht, oder wenigstens im Lande selbst zur Bereitung eines weicheren, behaglicheren Lagers be-

nützt hat. Allein gleich vielen andern Naturschätzen, welche der Industrie oder Heilwissenschaft gar manche ersprießliche Dienste zu leisten im Stande wären, verfault auch die Tillandsia nutzlos auf den dürren Eichenstämmen in den einsamen Wäldern Segovias. Der Weg zeigte mehrere äußerst schlechte, gefährliche Stellen und erinnerte nicht selten an die wilden Schluchten am Sarapiqui im Staate Costa Rica. Allmälich öffnete sich der dicke Wald, durch den wir seit mehren Stunden ritten, und eine liebliche Thallandschaft vom üppigsten, frischesten Grün mit einigen zerstreut umherliegenden Rohrhütten ward sichtbar. Wir waren im Thale von Jales angelangt. Auf dem ganzen Wege begegneten wir blos zweien Indianern, die mit uns gleiche Richtung einschlugen. Obwohl sie weit schneller zu Fuße gingen als wir zu reiten vermochten und außerdem durch den kürzeren Fußpfad einen großen Vorsprung voraus hatten, blieben sie gleichwohl, so oft wir an gewissen Stellen, wo Reit- und Gehpfade zusammentrafen, uns begegneten, stehen, und ließen uns vorbeipassiren. Es ist eine allgemeine Sitte der Indianer, die wohl weniger aus Respekt als einer Art von Verdacht herrührt, daß sie bei einer Begegnung mit Weißen zurückbleiben, und den Fremden vorausziehen lassen, um ihn gewissermaßen stets vor sich im Auge zu behalten.

Ein Eingeborner, der uns zu Pferde den Pfad bis zur nächsten Ansiedlung wies, bat mich, einen Augenblick bei seiner Waldhütte dicht am Wege abzusteigen, um seinem kranken, alten Vater ein Heilmittel zu reichen. Ich willigte gerne in sein Ansuchen und trat nun in einen engen, dumpfen Raum, aus dem ein alter, hagerer Mann mit Hilfe eines dicken Stockes mir entgegentrippelte. Auch ein bejahrtes Mütterchen und mehrere zimmtbraune Töchter, die ihrerseits auch schon wieder Mütter waren und kleine Kinder an der Brust und in den Armen ruhen hatten, kamen zum Vorschein, und stellten sich mit großer Neugier um mein Arzneikästchen, aus dessen mannigfachem Inhalte ich dem alten Vater ein Medicament

zu reichen beschäftigt war. Sie schienen sich an dem Anblicke der bunten Schächtelchen und Fläschchen gar wohl zu gefallen und dachten vermuthlich, der Besitz einer solchen Pillendosis oder eines Pulverchens könnte jedenfalls nicht schaden. Und als ich wieder zur Weiterreise aufpacken lassen wollte, kam ein Familienglied um das andere dahergeschlichen, klagte über Kopfweh oder Magenleiden, über Hautausschlag oder Keuchhusten und bat mich „por un remedio!“ In einer dürftigen Ansiedlung des Tropenwaldes, wo zuweilen eine ziemlich zahlreiche Familie in einer einzigen engen, schmutzigen Stube zusammenwohnt und des Nachts auf Thierhäuten am dumpfen feuchten Erdboden schläft, wo oft wochenlang Suppe und frisches Fleisch fehlen, und man sich größtentheils nur von rohen oder gekochten Früchten und Wurzeln, von Bohnen und Mais nährt; wo man nicht einmal noch weiß, daß es Gesetze der Gesundheit giebt, geschweige sie beobachtet, ist häufiges Unwohlsein eine gar natürliche Erscheinung. Da die Krankheiten der Eingeborenen hauptsächlich nur Folgen von Diätfehlern oder Erkältungen sind, und die Anwendung von Medizinen nur äußerst selten geschieht, so verfehlen solche in der Regel nicht, eine rasche, wohlthätige Wirkung hervorzubringen. Und welch ein erhebendes Gefühl ist es dann für den mit Heilmitteln versehenen Reisenden, der Noth im einsamen Urwalde Linderung und Hilfe zu bringen, und nicht angewiesen zu sein, dafür einen andern Dank als den eines getrösteten Gemüthes zu empfangen. Wie ein höheres Wesen sieht er sich aufgenommen, mit den gefühltesten Segnungen dankbarer Menschen zieht er wieder von dannen. . . .

Obgleich die trockene Jahreszeit schon seit mehr als vier Monaten eingetreten war, so glänzte doch noch im Thale von Jales das herrlichste Grün. Die häufigen Strichregen (Guaruas), die sich in diesem von mächtigen Bergen umgebenen Hochthale fortwährend ereignen, mögen nebst der imposanten Höhe der Lage (3 bis 4000′ über dem Meere) wohl am meisten zu diesem immerwährenden Vegetations-

schmuck beitragen. Man kann unmöglich diese üppige Wildniß, so wie die überfruchtbaren Flächen Segovias mit ihrem dreifachen Erntesegen sehen, ohne nicht mit Trauer an die vielen Tausend brotloser, kummerverzehrter Fabrikstaglöhner in Deutschland zu denken, die ihre dürren, arbeitsbereiten Hände vergebens nach Erwerb ausstrecken! Welch' eine beneidenswerthe Existenz müsste sich einer massenhaften Einwanderung kräftiger, fleißiger Arbeiter in dieser fruchtbaren Landschaft bieten, die alle Vorzüge der Tropen-Natur ohne ihre Nachtheile vereint! Wie glücklich-wohlthuend müßte der Contrast sein zwischen dem beengenden, ungesunden Werkstattdunst daheim und der lieblichen, freien Atmosphäre im Hochlande von Segovia! — Aber nur eine große massenhafte Ansiedlerschaft, die ihre Sprache, ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche beibehalten, ihre Kinder in der Lehre ihrer Väter erziehen, ihre Kranken selbst warten und pflegen, ihr Gemeindevermögen selbst verwalten könnte, würde in diesen Regionen dauerndes Gedeihen finden; der einzelne Einwanderer geht hier unter; er unterliegt im Kampfe mit der Natur und den Verhältnissen, die nur vereinte Kräfte und vereintes Streben siegreich zu bewältigen vermögen.

Nachdem wir zwei armselige Weiler passirt hatten und eine Zeitlang dicht am Flusse Jales, der das Thal durchschneidet, geritten waren, gelangten wir endlich nach der Hacienda des Bromadero, wie der Besitzer dieses Pachthofes genannt wird. Wir hatten die Hoffnung gehegt, noch vor Einbruch der Nacht bis nach Deraillie zu kommen, aber der müde Schritt unserer Thiere und die felsige Beschaffenheit des Weges hinderten uns daran. Die Bewohner des kleinen Bauerngehöftes, wo wir jetzt einkehrten, schienen bereits zu ruhen. Nirgends sah man Licht oder vernahm die Stimmen von Menschen. Als unser Diener an die festverrammelte Hausthür klopfte und um Nachtquartier bat, kam endlich ein halbnackter Mulatte mit einem Stück brennenden Tannenholz in der Hand aus der Hütte und wies uns eine Art Rumpelkammer zur Nachtherberge an. Voll Schmutz und Ungeziefer, wie sie war, erschien mir dieselbe wenig

einladend für ein Lager und ich zog daher, trotz drohenden Gewitterwolken und der Kühle der Nacht vor, meine Hängematte im offenen Raum zwischen den Balken eines halbverfallenen Corridors aufzuspannen. — Ein paar junge, durch die Nachlässigkeit und den Schmutz ihrer Kleidung ekelerregende Negerinnen waren gleichfalls zum Vorschein gekommen und gingen, noch halb im Schlafe, mit der einen Hand einen Wasserkrug tragend, und mit den Fingern der andern ihr wolliges Haar durchwühlend, nach einer kleinen Nebenhütte, in welcher sich die Küche befand. Sie machten auf das Bereitwilligste Feuer und halfen meinem Diener das Abendbrot bereiten, aber ich hätte ihnen bei der Unappetitlichkeit ihrer Erscheinungen für weniger Dienstwilligkeit noch größeren Dank gewußt.

Am nächsten Morgen begleitete mich der Pachthofbesitzer bis nach Deraillie, der nächsten, ungefähr drei Leguas entfernten Ansiedlung, wohin ihn Geschäfte riefen, und ersparte mir dadurch einen besonderen Wegweiser aber keineswegs dessen Lohn, nach dem er gar zuversichtlich die Hand ausstreckte, als wir uns später beim Eintritt in das Dorf wieder trennten. Selbst bemitteltere Eingeborene sind in der Regel äußerst gewinnsüchtig und lassen sich gerne von Fremden auch die geringste Gastfreundschaft bezahlen, während sie umgekehrt sogar wesentliche Dienste ohne Bedenken als reine Gefälligkeitssache annehmen.

Der Wèg nach Deraillie bietet ungemein viel Abwechslung und die rasche Aufeinanderfolge von kühleren, gewaltigen Berghöhen und lauluftigen Thalgründen bringt den wunderlichsten Contrast in der Vegetation hervor. Bald reitet man ausschließend durch Eichen- und Tannenwälder ohne fast irgend welchen Unterwuchs, und dann steigt man plötzlich wieder hinab in die Palmen- und Zuckerrohr-Region, zu den empfindsamen Mimosen und den baumartigen Cactusarten, zu den Aloen und den wilden Ananasgewächsen. Am überraschendsten aber ist dieser Wechsel an einzelnen Puncten, wo sich die nordische Flora mit der tropischen begegnet, und der breitblättrige, saft-

strotzende Bananenbaum wie befremdet der schlanken, feingefiederten Tanne in die grünen Züge schaut. Wie wunderlich mag es der Cuyolpalme, dem Caffeebaum und dem Zuckerrohr vorkommen, mit Tannen, Eichen und anderen Kindern einer rauheren Hemisphäre zusammenzutreffen und, vom selben Liebesduft der Sonne behaucht, in geselliger Freudigkeit zu gedeihen. Wohl nur an wenigen Puncten der Erde beglückt die Natur das Auge des Wanderers mit diesem wundervollen, unvergleichbaren Vegetations-Schauspiel! Die häufigen Strichregen (guaruas), welche den Hochthälern Segovias selbst während der trockenen Jahreszeit einen so herrlichen Schmuck verleihen, scheinen jedoch nur bis zu einer Höhe von circa 2000′ zu reichen; sobald man tiefer hinabsteigt, bekommen die Savannen ein sonnenverbranntes, trauriges, abgehärmtes Aussehen, Bäume und Gesträuche erscheinen trocken, kahl und haben meist ihre schönste Zierde, die Blätter verloren. Der leiseste Lufthauch treibt mächtige Staubwolken in die Höhe und Alles verkündet, daß diese Flächen schon seit Monaten kein Regen mehr gelabt hat. Ringsum waltet Trauer und Ernst, vergebens lechzt die Natur nach belebendem Aethertrank; versengt und verdorrt vermag sie nicht länger dem Wanderer zu erzählen von den grünen Herrlichkeiten ihrer Wälder, von der üppigen Lieblichkeit ihrer Fluren, von dem duftenden Odem ihrer Blumen; sie seufzt, vertrocknet und verstummt! —

In Palacaquina (4000′), einer ziemlich großen Negeransiedlung, hielt ich Siesta. Ich stieg im Hause des Alkalden ab und schickte meinen Diener als Kundschafter nach einem Mittagsessen aus. Allein obschon das Dorf über 7200 Einwohner zählt, war ich doch nicht im Stande weder Fleisch noch Maiskuchen kaufen zu können und ein paar Löffel gekochter schwarzer Bohnen, die uns eine halbnackte Negerin in einer Kürbisschale vorsetzte, waren Alles, was wir für Geld und gute Worte aufzutreiben vermochten. Auch die Nachhausekunft des Alkalden und das officielle Schreiben, von

dem ich ihm das plumpe Staatssiegel vorzeigte (denn lesen konnte er nicht), änderte nichts in der Unbehaglichkeit meiner Lage. Vielmehr wurde ich jetzt aus der gehäbigen Ruhe in meiner Hängematte, die ich im Vorhause aufgespannt hatte, gestört, indem der Alkalde meines blechernen Medicinkästchens ansichtig wurde und mich nun um Heilpflaster für mehrere Körpergeschwüre anbettelte. Kaum hatte ich seinen Wünschen willfahren, so kamen auch noch seine Frau und seine Tochter und ein Hausarbeiter und die Nachbarinnen und fingen an, mich mit den tollsten Fragen, was wohl für dieses oder jenes Leiden gut sei, zu quälen und zu behelligen. Es waren meistentheils häßliche Unreinlichkeit und grobe Diätsünden, welche die ekelerregensten Krankheitserscheinungen verursacht hatten. Unwillkürlich mußte Einem bei der einzelnen Examination dieser verschiedenen Patienten der Gedanke auftauchen, ob es nicht für Land und Bewohner das Ersprießlichste wäre, wenn der erste Artikel der Constitution anstatt politische Rechte zu decretiren, jedem Eingeborenen Nicaraguas eine Purganz, ein Brechmittel und ein Reinigungsbad zu nehmen befehlen möchte. Obschon ich an die verschiedenen Familienglieder des Hauses eine ziemliche Portion Pillen, Pulver, Salben und Pflaster herschenkte, so forderte man gleichwohl, als ich wieder das Maulthier bestieg, für eine Kürbisschale voll schwarzer Bohnen einen halben Real! Dieser Zug, der sich oft während meiner Reisen in Central-Amerika wiederholte, scheint mir am bezeichnendsten für die Charakterenge des Neuspaniers.

Am Wege nach Totogalpa stiegen wir wieder in die Nadelholzregion hinauf und mit den Tannen und Fichten wurde auch die Vegetation wieder frischer und saftiger, die Luft kühler und feuchter. Es ist ungemein überraschend, wie scharf sich die Grenze der Sommer-Strichregen dem Auge darstellt. Während bis zu einer Höhe von 1500′ der Winter oder die nasse Jahreszeit sehr kurz und der größte Theil des Jahres äußerst trocken ist, regnet es in einer Höhe von 4000′ mit geringer Abwechslung fast das ganze

Jahr hindurch und die Verschiedenheit dieser Feuchteverhältnisse sind es namentlich, welche der Natur der höheren Regionen einen mit den Tiefebenen so schroff contrastirenden, lachend grünen Charakter aufdrückt.

Zwischen Palacaquina und Totogalpa beginnt die Mineral-Region. Der Boden wird felsiger und allenthalben entlang des Weges tritt Porphyr, Granit und Quarz zu Tage. In Totogalpa, einem Dorfe von ungefähr 800 Einwohnern, meist Vollblut-Indianern, die aber auffallenderweise ihre Muttersprache bereits völlig vergessen haben und blos spanisch sprechen, brachten wir die Nacht zu. Die kleinen Hütten sind aus Rohr construirt und mit Palmenblättern überdeckt. Die Kirche ist das einzige ansehnliche Gebäude aus Luftziegeln (adobes), hat aber keinen Glockenthurm. Dagegen ragt zu beiden Seiten des einfachen Kirchenportales eine schlanke Cuyol-Palme empor, um deren himmelanstrebende Herrlichkeit wohl manche riesige Kathedrale Europas diese kleine Dorfkirche beneiden und sie gerne vertauschen würde gegen ihre aus Menschenhand hervorgegangenen Thurmzierden.

Der Alkalde, nachdem er sich das Regierungsschreiben hatte vorlesen lassen, war freundlich genug, uns unter dem corridorartigen Vorsprung vor seiner Lehmhütte das Aufspannen unseres Hammaks zu gestatten und gegen die Bereitung von Kaffee an seinem Kochfeuer keinen Einspruch zu thun. Von allen Gerichtspersonen, denen ich bis jetzt das Empfehlungsschreiben des Präsidenten vorzuzeigen Veranlassung fand, konnte fast kein Einziger lesen noch weniger schreiben und die Art und Weise, wie die Meisten von ihnen mich aufnahmen, war wohl der richtigste Gradmesser für ihre Achtung vor den Befehlen der obersten Staatsbehörde. Ja, der Präfect von Matagalpa hatte so unrecht nicht, als er mir auf die Anfrage, ob nicht ein Schreiben der höchsten Autorität des Staates die beste Recommandation durchs ganze Land und jeder andere Empfehlungsbrief unnöthig sei, zur Antwort gab: „Ach, der Präsident ist

gar weit weg, und die nächste Behörde ist immer die einflußreichste!"

Wie in den am verflossenen Tage passirten Dörfern herrschte auch hier der größte Mangel selbst an den gewöhnlichsten Lebensmitteln, und hatten wir auch längst auf Eier, Milch, Butter, Rindfleisch, Brot u. s. w. verzichtet, so mußte es uns doch befremden, nicht einmal Käse, Salz oder Tortillas zu kaufen zu bekommen. Durch die Heuschreckenplage der letzten Jahre war der Mais äußerst spärlich geworden und Jeder behielt daher das Wenige, was er noch besaß, für sich und wollte selbst zu theurem Preis davon nichts abgeben. Ich mußte mich also auch diesen Abend wie seit vielen Tagen, seitdem unser Vorrath von Gail Borden's vortrefflichem Fleischzwieback aufgezehrt war*), mit Kaffee und Bohnen begnügen, aber nicht ohne den Vorsatz, mich bei späteren Reisen, selbst wenn sie nicht blos durch menschenleere Waldregionen, sondern durch bevölkerte Districte gehen würden, dennoch mit ausreichenderem Proviant versehen zu wollen.

Während ich mich im Corridor in meiner Hängematte wiegte und in eine möglichst behagliche Position zu versetzen bemühte, führte der Alcalde im Innern der Hütte bei offener Thür und im Finstern mit einigen Dorfbewohnern, die um ihn herum auf der Erde kauerten, eine Unterhaltung ganz eigenthümlicher Art. Der

*) Wir können diese herrliche Erfindung des Herrn Gail Borden jun., welche uns während unserer Wanderungen durch die Waldwüsten der Cordilleren so vorzügliche Dienste geleistet hat, allen Reisenden, die sich längere Zeit vom Heerd der Civilisation entfernen, nicht genug empfehlen. Das Meat-bisquit ist eine, der größeren Bequemlichkeit halber pulverisirte Substanz, eine Art Fleisch-Extract, von dem Ein Pfund den Nahrungsstoff von 5 Pfunden frischen Fleisches enthält und in Form von Suppe, Kuchen, Klößen u. s. w. genossen werden kann. Eine Unze oder Eßlöffel voll Bisquit ist hinreichend um eine halbe Maß nahrhafter, kräftiger Suppe zu bereiten. Die Hauptfabrication dieses vortrefflichen, für Reisende in den Tropen unschätzbaren Nahrungsmittels geschieht in der Stadt Galveston in Texas; Verkaufsdepôts desselben befinden sich jedoch in den meisten größern Städten der Union, namentlich in der Stadt New-York, wo auch der Erfinder lebt. (84. Williams Street, corner of Maiden lane.

Gegenstand des Gespräches war die Heuschreckenplage und die nächste Maisernte, aber dem Munde der Meisten entschlüpfte während der ganzen Dauer des Gespräches kaum mehr als ein zeitweiliges, indifferentes: „Si Señor“, oder „Como no!“ was unser deutsches „ganz natürlich!“ vielleicht am bezeichnendsten wiedergeben dürfte. Wir wissen nur zu gut, unsere deutschen Bauern, wenn sie in der Dorfschenke mit aufgestützten Ellbogen beim Bierglas sitzen oder am Feierabend daheim vor der Hausbank mit den Nachbarn plaudern, führen gerade auch nicht sehr tiefsinnige oder belehrende Gespräche, aber sie besitzen doch einen viel weiteren Ideenkreis und verstehen weit besser das Gedachte auszudrücken und wiederzugeben, als die Volksclassen Central-Amerikas. Man hört mit Lust einem unserer norddeutschen Bauern zu, selbst wenn er über Dinge raisonnirt, die er nicht immer genau versteht. Auch aus der Lückenhaftigkeit seines Wissens, die eine gediegenere Schulbildung nicht auszufüllen beflissen war, blickt ein gesunder Kern durch. Hier hingegen ist die Sphäre der Ideen und Begriffe des Volkes äußerst beschränkt; der Neuspanier kennt fast nicht den zwanzigsten Theil des Wortschatzes seiner Sprache, und selbst von den ihm bekannten Worten macht er kaum vom zehnten Theil wirklichen Gebrauch. Manche sind geneigt, die Denkfaulheit der Volksmenge in Nicaragua sowohl wie in Central-Amerika überhaupt dem entnervenden Einflusse des weichen Tropen-Klimas zuzuschreiben; uns scheint sie jedoch bei weitem mehr in der Verkommenheit der Race selbst zu liegen.

## Zwölftes Kapitel.

# Nach Dipilto.

Das Indianerdorf Ocotal. — Padre Bonilla. — Eine Begegnung mit dem Heiligen von Mosonte. — Der Heilige politisirt und erklärt sich entschieden für die Russen. — Wie Einem die europäische Politik bis in die Urwälder Central-Amerikas verfolgt. — Was dem Heiligen von Mosonte fehlt, um wirklich ein „Heiliger" zu sein. — Weiterreise. — Die Silberminen von Macoeliso. — Misericordia. — Santa Rosa. — Las Animas. — Dolores. — San José. — Guadeloupe. — Einiges Statistische über die Ausbeute dieser Minen. — Abnahme ihres Mineralreichthums. — Dipilto. — Honorina Leclerc, eine französische Ansiedlerin. — Erzählungen aus ihrem Leben. — Humanes Wirken einer Pariserin in den Waldwüsten von Dipilto.

Von Totogalpa nach dem Dorfe Ocotal führt ein in ziemlich ebener Richtung hinlaufender Weg. Die Natur sah dürr und versengt aus; Aloen sowie säulenähnliche und baumförmige Cactusarten waren die zahlreichsten Repräsentanten. Ich fand die weichen Stämme der letzteren bis zu einer Dicke von $1\frac{1}{2}'$ im Durchmesser und von 30 bis 40′ hoch. Häufig sieht man diese stämmigen Fettpflanzen wieder mit verschiedenen Schmarotzerpflanzen umrankt.

Wenn ich mich in Ocotal mehre Stunden aufhielt, so darf dies weder seiner heiteren Lage, noch seinen reinlichweißen, ziegelbedeckten Häusern, noch einer speciellen Industrie seiner Bewohnerschaft zugeschrieben werden, welche sich seit 1841 hier niedergelassen und jetzt ungefähr 600 Seelen beträgt. Es war ein weit erhabenerer Gegenstand, der mich hier anzog und festhielt. Der durch sein Alter wie durch seine Handlungen ehrwürdige Padre Bonilla genießt im gan-

zen Lande den Ruf eines „Heiligen.“ Von einer Grenze der Republik bis zur andern hört man seinen Namen von allen Gesellschaftsclassen und Parteien mit Liebe und Verehrung nennen. Diesen Mann sollte ich nun kennen lernen und ihm persönlich meine Achtung bezeigen. Das schien mir des Aufenthalts von ein paar Stunden und wohl von ein paar Tagen werth. Padre Bonilla ist Vicar einer kleinen armseligen Ansiedlung in der Bergeinsamkeit von Mosonte, wo er in echter Heiligen-Dürftigkeit eine Art „Vogelhäuschen“ (Ranchito de pajeros) bewohnt, wie sich ein Eingeborener ausdrückte, der mir bildlich dessen Armuth und Bedürfnißlosigkeit schildern wollte. Von Zeit zu Zeit kommt der fromme Padre aus den grünen Wildnissen nach den Dörfern seiner Diöcese, um zu predigen und den gläubigen Seelen in der Uebung der verschiedenen, durch die katholische Kirche gebotenen religiösen Gebräuche beizustehen. Es war eine ähnliche Veranlassung, welche Padre Bonilla nach Ocotal führte, als ich an einem heißen Märzmorgen durch dieses Dorf ritt und mich im Cabildo angelegentlich um den Weg nach Mosonte erkundigte. Die Befragten konnten sich nicht genug über meine Absicht wundern, diese weltentlegene, armselige Indianeransiedlung besuchen zu wollen und meinten, wenn mich nicht ein unabweisbares Geschäft dahin zöge, daß es im Interesse der Beine meines Maulthieres wie meiner eigenen weit gerathener wäre, den Ausflug über einen schmalen, holprigen, felsigen Pfad nach einer völlig uninteressanten Colonie von ungefähr 300 armen Indianern aufzugeben und die Reise lieber auf bequemen Wege direct nach Dipilto, dem letzten Bergdorf im Staate Nicaragua fortzusetzen. Und als ich denselben hierauf erwiederte, wie mich allein der Wunsch, den „Santo de Mosonte“ (den Heiligen von Mosonte) zu besuchen, zu diesem Umwege veranlaßte, erfuhr ich zu meiner großen Freude, daß derselbe auf einer geistlichen Rundreise begriffen, soeben im Dorfe anwesend sei und ganz in der Nähe wohne. Ich ritt nach dessen Wohnhaus, übergab meinem

Diener die Sorge um meine Effecten und ließ mich sofort beim Padre, an den ich eine besondere Empfehlung hatte, melden. Derselbe befand sich eben in einem kleinen, fast meubellosen Zimmer mit einigen Bürgern von ziemlich dunkelbrauner Nationalfarbe im Gespräch und hatte kaum meine Ankunft und den Zweck meiner Reise erfahren, als er mir entgegenkam, mich warmherzig bewillkommnete und auf einer kleinen Holzbank neben sich Platz nehmen hieß.

Padre Bonilla war eine kleine, magere Gestalt mit schmächtig bleichen Zügen, in denen sich mehr christliches Wohlwollen als ein tiefer Geist spiegelte; sein silberweißes Kopfhaar machte die bleiche Farbe seines Gesichtes noch fahler. Er trug einen schwarzen Priesterhabit und sein persönliches Aussehen wie seine Toilette ließen deutlich seine Geringachtung für die Eitelkeiten der Welt wahrnehmen.

Ich hoffte vom Vicar von Mosonte durch seine Stellung und seine Beziehungen zum Volke gar manchen interessanten Aufschluß über die religiösen Verhältnisse des Landes und über den Zustand der Indianer zu erfahren, und schickte mich daher an, die Conversation auf diesen Gegenstand hinzulenken. Allein der gute Padre, dem es gar selten im Leben zu passiren schien, mit einem fremden Reisenden zusammenzukommen, war seinerseits eben so begierig von mir Erkundigungen über die Lage der Dinge in Europa einzuziehen, und brachte daher bei der ersten gelegenen Pause das Gespräch auf die Türken und die heiligen Gräber. Er hielt es offenbar mit den Russen und meinte, es wäre einmal an der Zeit, die heil. Reliquien nicht länger mehr im Besitz und unter der Aufsicht von Heiden zu belassen, sondern der Obhut eines würdigeren, christlichen Schutzherrn anzuvertrauen. Unmöglich war es ihm, sich zu erklären, daß der Krieg des russischen Kaisers gegen die Türken ein ungerechtfertigter und der religiöse Grund nur ein schlauer, wohlberechneter Vorwand sei, um unter der Masse des gläubigen Volkes aller Nationen Sympathien für seine Sache zu gewinnen. Es ist

so schwer, sich in der grünen Natureinfalt von Segovia eine Vorstellung davon zu machen, daß der Ehrgeiz und die Habsucht eines russischen Intriguanten so barbarisch weit gehen könne, um friedliebende Nationen eines ganzen Welttheils in blutige Kämpfe zu verwickeln. Und zur selben Zeit, wo die Geistlichkeit zu London und Paris Kirchengebete für den Sieg der Waffen der vereinten Armeen gegen den gemeinsamen Feind anordnete, stieg aus der Brust eines andern christlichen Seelenhirten, des Vicars von Mosonte, jeden Morgen, wenn er in der kleinen Dorfkapelle die Messe las, ein Sehnsuchtsseufzer nach Oben, daß der Himmel dem Russenschwert seinen Segen und der heil. Grabstätte einen würdigeren Hüter geben möchte. . . .

Wie Einen doch europäische Politik bis in die Urwälder von Central-Amerika verfolgt! Ich trat in die stillfriedliche Behausung des Padre Bonilla in der Absicht, mit diesem erfahrungsreichen Manne eine lange, belehrende Conversation über Land und Leute von Nicaragua zu führen, und sprach nun schon während mehr als zwei Stunden von nichts anderm als von Rußland und den Türken. Es ist überhaupt eine häufige Wahrnehmung, daß der gebildete Reisende durch seinen Verkehr mit den Eingeborenen weit mehr anregend und unterrichtend auf diese wirkt und den edlen Samen der Civilisation weiter ausstreut, als daß er selbst daraus Belehrung und Nutzen zieht. Was der Reisende lernt und erfährt, ist viel mehr das Resultat persönlicher Anschauung und eigener Wahrnehmung und Untersuchung als das fremden Umgangs oder fremder Mittheilung.

So schied ich denn auch jetzt vom Vicar von Mosonte, ohne aus dessen Verkehr viel Lehrreiches über einheimische Zustände erfahren zu haben. Auch über die Indianer, unter denen der schlichte Padre doch seit mehr als zwanzig Jahren lebte, über ihre Sitten, Gebräuche und Traditionen vermochte mir derselbe keinen andern Aufschluß zu geben, als daß die braunen Söhne dieser Berge in fried-

lichem Verkehr mit der neuspanischen Race ihre Muttersprache vergessen, ohne das Spanische dafür erlernt zu haben. Der biedere Priestergreis schien sich damit zu begnügen, ein geistlicher und weltlicher Rathgeber seiner Gemeinde, ein Tröster und Helfer in ihren Seelennöthen zu sein; er gehörte nicht zu jenen Forschern, welche den geistigen und sittlichen Zustand der ihrer Sorge anvertrauten Gemeinde zum Gegenstande tieferen Studiums machen; welche das Glück wie den Nothstand der Gegenwart auf eine erste Ursache zurückzuführen sich bemühen, um desto sicherer und bewußter den Pfad der Wohlfahrt einschlagen zu können. Die Verhältnisse der Indianer betrübten ihn; er widmete seine edelste Herzenskraft ihrem Seelentroste, seinen letzten Sparpfennig der Linderung ihrer physischen Leiden; aber er versuchte nicht weiter sich Rechenschaft zu geben über den ersten Grund ihres geistigen und materiellen Siechthums, er belehrte sich nicht über ihre Geschichte und ihre Vergangenheit, er hatte vielleicht niemals über ihre Zukunft nachgedacht. Dem gläubigen Auge des Volkes von Nicaragua mag ein Mann von so musterhaftem Wandel, von so unbegrenzter Wohlthätigkeit und christlicher Hingebung wie der Vicar von Mosonte leicht als ein „Heiliger" erscheinen; einem strengeren Beurtheiler hingegen stellt sich derselbe als eine Menschennatur dar, deren Edelsinn und Tugend man eben so hoch rühmen wie ihr geringes Wissen tief beklagen muß; denn solche Erhabenheit der Seele gleichzeitig gepaart mit der des Geistes müßte in diesen Bergen wahrlich an Wunder streifende Thaten vollbringen!

Sieben Leguas nordwestlich von Ocotal befinden sich die Silberminen von Macoeliso. Sie hatten in früheren Jahren reiche Ausbeute geliefert und zahlreichen Arbeiterhänden Beschäftigung verschafft. So erzählen jetzt noch die dortigen Bergwerkbesitzer mit besonderer Vorliebe und wässerndem Munde von einer der Minen Namens Misericordia, aus welcher ihr Eigenthümer in drei Jahren ein Vermögen von einer Million Dollars ausgrub und einmal so-

gar binnen drei Monaten 150,000 Dollars. Die Minen, welche seit dem Jahre 1813, dem Momente ihrer ersten Bebauung, die reichste Ausbeute lieferten, waren nebst der obengenannten: Santa Rosa, Las Animas, Dolores, San José und Guadeloupe. In den letzten Jahren hatte ihr Ertrag und auch ihre Bearbeitung bedeutend nachgelassen, namentlich, seitdem eine amerikanische Bergbau-Compagnie, nachdem sie mehr als 7000 Dollars auf Maschinen und systematische Bebauung verwendet hatte, aus Mangel an Fonds und eines günstigen Resultats das ganze Unternehmen wieder auflassen mußte.

Eine größere bergmännische Thätigkeit herrscht in Dipilto, dem letzten Städtchen Nicaraguas gegen Honduras, das man von Ocotal aus nach einem reizenden Ritte durch Tannen- und Eichenwälder in ungefähr drei Stunden erreicht.

Ich hatte hier in der bescheidenen Behausung einer Französin, der Madame Honorina Leclerc die gastlichste Aufnahme gefunden. In Folge von verheerenden Revolutionen um ein schönes Besitzthum im Staate Honduras gebracht, hatte sich diese vielgeprüfte Frau mit den Resten ihrer Habe nach diesem stillen Grenzstädtchen von Nicaragua geflüchtet, um von hier aus durch den kaiserlichen Vertreter ihrer Nation ihre Rechtsansprüche in sicherer Zurückgezogenheit geltend machen und betreiben zu können. Inzwischen hält Niña Honorina (wie sie die Eingeborenen nennen), die früher in ziemlicher Wohlhabenheit in Yuscaran gelebt, zur Erhaltung ihrer Familie in einem kleinen Krämerladen die verschiedenartigsten Artikel feil und rechnet gelassen nach Quartillos*) sie, die früher nur nach Unzen Silbers zu zählen gewohnt war. Aber Niña Honorina weiß sich mit echt französischem Gleichmuth ganz vortrefflich in diese ernsten Wechselfälle des Geschickes zu fügen und versteht selbst noch in ihrem Unglück durch Verstand und Humanität ihrer

*) Die kleinste Silbermünze des Landes, ungefähr 4 Kreuzer rhein.

Umgebung zu nützen und zu imponiren. Madame Leclerc ist eine Fünfzigerin von stattlichem, einnehmendem Aeußern mit feinen, zarten, durch Zeit und Schicksale gebleichten Gesichtszügen und schönen, blauen, klugen Pariser Augen, deren jugendlichen Lebendigkeit selbst Zeit und Geschick nichts anzuhaben vermochten. In allen Angelegenheiten der kleinen Gemeinde ist sie ein gerngehörter Rathgeber und selbst der erste Alcalde verschmäht es nicht, oft die Meinung der welterfahrnen Pariserin zu vernehmen. Ihrem Eifer verdankt man hauptsächlich die Gründung einer Kirche und in ihrem eigenen kleinen Häuschen giebt sie persönlich einer Anzahl von Mestizen-Mädchen Unterricht im Lesen, Schreiben und in Handarbeiten. Auch wenn Krankheit und Kümmerniß die Bewohner heimsuchen, erscheint Frau Leclerc, die Selbstbekümmerte, als eine stets hilfebereite Freundin und Trösterin, wie sie denn überhaupt, gleichsam aus Gefühlsharmonie weit lieber mit den Unglücklichen als den Sorglosen verkehrt. Im Falle der Wendung ihrer Prozeßangelegenheit zu ihren Gunsten, will Madame Leclerc aus den rauhen, entbehrungsvollen Bergen Segovias mit ihrer Familie wieder nach Frankreich zurückkehren, und erst in jenem Moment, den wir indeß der vielgeprüften Pariserin von ganzem Herzen wünschen, werden die Bewohner Dipiltos das edle, wohlthätig-stille Wirken dieser biedern Frau seinem vollen Werthe nach erkennen.

## Dreizehntes Kapitel.

# Dipilto und seine Silberbergwerke.

Historisches über das Bergstädtchen. — Don Francisco Paguaga. — Ausflug nach den Minen. — Naturskizze. — Die San Rafael-Mine und ihre Ausbeute. — Muthmaßlicher Ertrag der sämmtlichen Minen Dipiltos. — Ein improvisirtes Ständchen. — Abreise von Dipilto. — Nachtlager im Tannenwald. — Bedenkliche Situation. — Zweibeinige und vierbeinige Mörder. — Wie die Neuspanier der Gefahr in die Augen schauen. — Cerro Colorado, die Grenze von Nicaragua. — Die Hochthäler Segovias als Ansiedlungspunkt für deutsche Emigranten. — Berichtigung einer Angabe des Herrn Squier. — Hilfsquellen Segovias. — In was sich eine neue deutsche Niederlassung im Hochlande Nicaraguas von frühern Ansiedlungsversuchen unterscheiden müßte. — Eine gewichtige Ansicht eines Ansiedlers aus Leobschütz über den Arbeitslohn daheim und in der Fremde. — Die Zukunft. —

Dipilto wurde im Jahre 1839 von flüchtigen Hondurenen gegründet, die sich aus den Parteikämpfen, welche zu jener Zeit ihr Vaterland verheerten, nach diesem friedlichen Bergasyl retteten.*) Die Vorliebe des Volkes von Honduras für den Bergbau fand hier neue Nahrung; man entdeckte Silberminen und fand deren Bearbeitung bald durch reichlichen Ertrag gerechtfertigt; die Flüchtigen, die, von blindem Parteihaß gejagt, zwischen diesen unfruchtbaren Bergen nur ein provisorisches Versteck suchen wollten, sahen sich daselbst rasch durch die Bande des Interesses angenehm gefes-

*) Die Namen der ersten Gründer Dipiltos, welche zugleich die meisten Verdienste um dessen Gedeihen haben, sind Felix Sierra, Franzisco Paguaga und Franzisco Gamero.

selt; andere freiwillige Emigranten, durch den Ruf angezogen, den der Mineralreichthum Dipiltos binnen Kurzem erlangte, vermehrten die Ansiedlung und dermalen findet sich bereits eine so beträchtliche Häuserzahl zwischen zwei Bergrücken eingedrängt, daß eine Ausdehnung des Städtchens nur mehr mit Beseitigung bedeutender physischer Hindernisse möglich sein würde. Dipilto zählt gegenwärtig ungefähr achtzig mit Ziegeln gedeckte Häuschen und über 300 Einwohner, die größtentheils vom Bergbau leben oder doch wenigstens von demselben abhängig sind. Die Ansiedlung ist ungemein reizend, mitten zwischen Tannenwäldern ungefähr 3000′ über dem Meere gelegen und wird im Thale von einem Flusse durchbraust, welcher auch während der trockenen Jahreszeit industriellen Unternehmungen hinlängliche Wasserkraft bietet.

Ein gewaltiger über eine Stunde andauernder Wolkenbruch, der im Juli 1844 eine der bedeutendsten und ergiebigsten Minen Dipiltos zerstörte, ist für das rasch aufblühende Bergwerkstädtchen von den ernstesten Folgen gewesen und bis jetzt, zehn Jahre nachher, hat sich dasselbe noch nicht von dieser Einen Wuthstunde des Elements erholt. Es fehlen die Energie und die Mittel, um neue Werke anzufangen oder die verheerten wieder aufzunehmen und so ist dermalen auch in Dipilto wie in Macoeliso der Bergbau nur auf wenige Minen beschränkt.

Don Franzisco Paguaga, einer der Gründer und zugleich der angesehenste Minenbesitzer in Dipilto, der als armer Flüchtling aus Honduras nach diesen Bergen kam und es seither durch seine Ausdauer und Unermüdlichkeit zu einem bedeutenden Vermögen brachte, begleitete mich eines Morgens nach den sehenswerthesten Minen. Diese liegen, ungefähr eine halbe Legua südwestlich vom Städtchen entfernt, zwischen steilen, schmalen Gebirgskämmen. Sobald man das jenseitige Flußufer erreicht hat, steigt man fortwährend bergauf über mächtige Gebirgsrücken hinüber. Die Häuser des Städtchens und seine Pfarrkirche erscheinen bald nur mehr winzig zu dem

Füßen, gleich einer Heerde Schäflein, die sich um den Hirten lagerte. Vom höchsten Punkte, den wir mit unseren Thieren überstiegen, zeigte sich ein prachtvolles Panorama der bizarrsten Berggestalten. Eine der hervorragendsten Bergkuppen von konischer Form, die weit über ihre Nachbarn hinausragte, nannte mir mein Begleiter als den Vulcan von Dipilto. Dicht bis am Gipfel mit Nadelholz bewachsen und nirgends Spuren einer ehemaligen Eruption zeigend, scheint derselbe jedoch weniger ein wirklicher Feuerberg als einer jener Trachytkegel zu sein, wie sie in Central-Amerika so häufig vorkommen und unter den Eingebornen gleichfalls als Vulcane gelten.

Auf einer Höhe von circa 4000′ trafen wir endlich die Bergbauten der San Rafaels-Mine. Obwohl dieselbe erst vor drei Jahren in Angriff genommen worden, hatte man doch bereits eine senkrechte Tiefe von mehr als 150′ erreicht und zehn horizontal laufende Gallerien in einer unterirdischen Ausdehnung von mehr als zwei Leguas eröffnet. Auf schrägliegenden Baumstämmen mit eingeschnittenen Fußtritten fuhren wir in den Schacht ein und besuchten der Reihe nach die verschiedenen Gallerien. Der wenig körnige Sandstein, dem das Brecheisen *) des Bergmanns begegnet, trägt allerdings wesentlich zur leichteren Bearbeitung dieser Minen bei; dafür aber ist der Unterbau desto schwieriger und zeitraubender als bei Minen von felsigem Gestein. Auch geht Don Francisco ganz systematisch zu Werke, nach allen Regeln und Gesetzen der modernen Montanistik; leider fehlen ihm noch dermalen die Mittel zur Anwendung kostspieligerer Maschinen. Die meisten und ergiebigsten Metalladern laufen von Osten nach Westen. Das gewonnene Gestein wird in einer sackartig zusammengenähten Haut auf dem Rücken nackter Indianer nach der Oberfläche gebracht, welche ge-

*) Die beim hiesigen Bergbau in Gebrauch befindlichen Arbeitszeuge sind die Vara, der Bohrer (Barreño) und der Hammer (Martillo).

wöhnlich bis zu 150 Pfund Gewicht auf Einmal aus dem Schacht heraufttragen. Der Taglohn ist im Verhältniß zur Beschwerde der Arbeit gering, er beträgt durchschnittlich nicht mehr als 2 Realen. Der Majordomo, der hier ungefähr dieselbe Stelle wie der „Captain“ in den Bergwerken Nordamerikas einnimmt, erhält 6 bis 8 Realen täglich.

Der Silbergewinn ist außerordentlich verschieden. Man rechnet durchschnittlich, daß mittelst des in Anwendung befindlichen Prozesses aus einer Arroba (25 Pfund) Gestein 3 bis 6 Unzen Silber gewonnen werden. Man soll jedoch zuweilen aus derselben Quantität Gestein bis zu 3 Marken (24 Unzen) Silber erhalten haben. Das Silber kommt meist in Verbindung mit Blei, Kupfer und Gold vor; allein blos das erstere Erz ist in hinreichender Quantität vorhanden, um die Trennung rentabel zu machen. An Gold z. B. hatte man aus 1000 Arrobas Gestein nicht mehr als 20 Unzen gewonnen. Der Werth des Rohsilbers ist 9 Dollars für die Mark (8 Unzen); jener des Bleies 8—10 Dollars per Centner. Das erstere wird nach dem Seehafen von Honduras an der Ostküste ausgeführt und dafür englische Baumwollwaaren, spanische und französische Weine und andere europäische Erzeugnisse eingetauscht. Eine genaue Ziffer des gegenwärtigen Ertrages der sämmtlichen Silberbergwerke von Dipilto konnte von mir nicht ermittelt werden; in den vier Jahren 1851—1854 sollen zusammen aus sämmtlichen Minen 26,000 Mark Silber gewonnen worden sein, was allerdings auf keine große Ergiebigkeit schließen läßt.

In der Nacht bevor ich von Dipilto schied, wurde ich noch auf eine ganz ungewöhnliche Weise überrascht. Ich hatte mich nämlich, müde von den Vorbereitungen für den nächsten Reisemorgen, ziemlich frühzeitig zu Bette gelegt und war kaum eingeschlummert, als ich von lustiger Musik dicht an meiner Thür wieder geweckt wurde. Ich steckte in völligem Nachtnegligee den Kopf neugierig durch die halbgeöffnete Stubenthür hinaus und erblickte zu meiner

großen Ueberraschung Don Francisco, einen der notabelsten Bürger des Städtchens, der mit vieler Bravour den Geigenbogen schwang und im Verein mit zwei Freunden, die ihrerseits Viola und Guitarre spielten, einen österreichischen Ländler herabmusicirte! Die braven Leute wollten mir offenbar eine Aufmerksamkeit erweisen und ein musikalisches Ständchen bringen. Ich warf mich rasch wieder in die Kleider und trat unter die Musicirenden, für die geschenkte Attention dankend, die Präcision belobend und bewundernd, mit der man selbst schwierige Concertstücke exekutirte. Es war ein ganz eigenthümlicher Anblick. Auf der schmalen stillen Straße standen drei Musikanten im Kreise und spielten mit großem Eifer eine Donizetti'sche Arie und dazu schien der Mond, die Sterne funkelten, die Tannen lauschten.... In der Besorgniß, durch allzulanges Verweilen eine Indiscretion gegen ihre herzliche Aufmerksamkeit zu begehen und dadurch das improvisirte Nachtconcert über die Gebühr zu verlängern, zog ich mich nach Anhörung von ein halb Dutzend gar niedlichen Pieçen wieder in meine Schlafkammer zurück: allein die Unermüdlichkeit und Freundlichkeit des Diletanten-Terzettes schien keine Grenze zu finden und noch in meine Träume hinein klangen die süßen Töne heimathlicher Sangweisen.

Am nächsten Morgen, es war der 17. März, ritten wir von einem Führer zu Fuß geleitet, nach den Bergen von Honduras weiter. Je höher man hinaufsteigt, desto anheimelnder und zutraulicher wird die Natur; sie hat ihren üppig-ernsten Tropencharakter ganz verloren und mahnt in ihren Vegetationsformen den Wanderer gar oft an die Tannenforste der Heimath. Die Wälder sind jetzt nicht mehr dicht verwachsen und wie mit grünen Gewölben überdeckt, sondern erscheinen licht, frei, offen; das Unterholz ist fast gänzlich verschwunden und schlanke Tannen und Fichten mit einzelnen zerstreuten Eichen sind die herrschenden Baumarten. Dipilto ist das letzte Dorf Nicaraguas, das der Reisende auf dem Wege nach Honduras antrifft; ungeheure Strecken sind noch völlig un-

cultivirt und unbewohnt, und man reitet tagelang zwischen Bergrücken auf einem schmalen, unsicheren Maulthierpfade und erblickt, so weit das Auge reicht, nichts als grüne Berge und duftende Tannenwälder.

Von der Nacht überholt, vermochten wir nicht mehr die einsamen Ansiedlerhütten am Cerro colorado, welcher die Grenzscheide zwischen Nicaragua und Honduras bildet, zu erreichen und mußten uns bequemen, wie so oft vorher, die Nacht im Walde zuzubringen. Um jedoch nicht auch des wesentlichsten Bedürfnisses, des Wassers, zu entbehren, setzten wir unsere Reise trotz der hereingebrochenen Nacht noch eine Weile lang fort, bis wir an einen Fluß, den Rio de las vueltas, kamen, der sich, wie schon sein Name andeutet, in unzähligen Windungen zwischen hohen Bergen hinschlängelt. Es war jetzt bereits so finster geworden, daß man auch nicht Einen Schritt weit vor sich deutlich sehen konnte; ich mußte absteigen und mich wie ein Blinder der Führung eines Eingebornen überlassen. Nach einem halbstündigen Gestolper erreichten wir endlich den Gebirgsfluß. Nun wurden die Thiere nach einem nahen futterreichen Wiesenplatz gebracht und dort vorsichtig an den Vorderfüßen zusammengekoppelt; dürres Holz wurde im Walde aufgelesen, und daraus ein Kochfeuer bereitet, über dessen Gluth bald das Wasser im Kochtopfe lustig aufzischte. Meine Diener hatten sich auf einem Bergabhange dicht vor dem Kochfeuer gelagert, während ich in geringer Entfernung zwischen zwei schlanken Tannenbäumen in meiner Hängematte mich wiegte. Gegen 10 Uhr stieg der Mond herauf, und das erst noch so düstre, nächtige, nur von dem Schimmer unseres Feuers beleuchtete Bild gewann nun mit einem Male an Licht und Ausdehnung, wenngleich nicht an Heiterkeit. Man vermochte jetzt die mächtige Bergschlucht, in der wir uns befanden, mit ihren bizarren Vegetationsformen ziemlich deutlich zu übersehen. Oben am Berge streckten gewaltige, fast 200′ hohe Tannen gleich verzauberten Liebenden ihre grünen Arme nach einander aus; näher

am Flusse, wo immer die Vegetation üppiger ist, kam das mannigfaltigste Buschwerk in buntem Parasitenwuchse zum Vorschein und das bleiche Licht der Himmelslampe vermehrte noch den Duft von Romantik, der über der ganzen grünen Umgebung lag. Es war eine der poesievollsten Nächte, die ich in den Urwäldern Central-Amerikas verlebte. Aufgeregt durch den Nachtzauber dieser Waldeinsamkeit lag ich stundenlang in glücklicher Betrachtung der Natur in meiner Hängematte, ohne auch nur die leiseste Schlafanwandlung zu verspüren. Auch meine Begleitung plauderte noch eine Weile über die verschiedensten Dinge und namentlich über die Gefahren, denen wir in unserem einsamen Waldlager ausgesetzt waren.

„Von Ladrones," meinte Bernardo, der Wegweiser, „haben wir nichts zu fürchten, denn die Spitzbuben stecke man jetzt alle in Tegucigalpa unters Militär; aber die Tiger, das ist das Schlimmste, diese kann man leider nicht leicht in die Montur stecken, und die kommen dann zuweilen des Nachts, und suchen den Reisenden in seinem nächtlichen Waldversteck auf und wühlen mit ihren zerfleischenden Mordinstrumenten im Mark des schlummernden Wanderers."

„Da müssen wir achtsam sein!" antwortete mein Diener, der indolente Pantaleon, und zog seine dicke, braune Wolldecke noch höher hinauf über seinen dicken Kopf. Auch seine beiden anderen Schlafcameraden wurden nach und nach stumm; ein reichlicher Genuß schwarzen Kaffee's, den ich absichtlich ungewöhnlich kräftig bereitete, um bei einer allenfalls drohenden Gefahr meine Begleitung nicht gar zu unaufweckbar zu finden, schien auf die starken central-amerikanischen Nerven nur wenig Wirkung zu üben und in ihrem lauten Schlafe glichen sie selbst weit eher schnarchenden Bären als sorgsamen Dienern.

Glücklicherweise verging die Nacht ohne irgend einen Unfall, wie ich denn überhaupt, im Gegensatz zu anderen Reisenden, die Gefahr in der Nähe immer weit kleiner gefunden, als mir dieselbe in der Entfernung geschildert wurde oder selbst erschienen war.

Ja, es fing mich schon völlig zu ärgern an, nach einem langen rauhen Wandern in den Tropenwäldern, mitten unter halbwilden Indianerstämmen noch immer auch nicht ein einziges jener zahlreichen Abenteuer mit Tigern, Riesenschlangen, anthropophagen Urbewohnern und nicht minder menschenfeindlichen Räuberhorden erlebt zu haben, von denen in den Büchern gewisser Reisender so viel Pikantes gedruckt steht, und ich wußte nun nicht, sollte ich mehr an meinem Glücke zu Abenteuern oder an der Wahrheitsliebe jener Touristen zweifeln. —

Um 5 Uhr früh brachen wir von unserem nächtlichen Waldgelage auf. Der Mond stand noch hoch am Himmel und spiegelte seine fahle Scheibe im klaren Flußwasser, während die Gipfel der Berge und die grünen Spitzen der Tannen bereits vom Morgenkusse der Frühsonne erglühten. Zwei Stunden später überschritten wir den Cerro colorado, die natürliche, nordwestliche Grenze zwischen den Staaten Nicaragua und Honduras. Indeß verkündet nicht das einfachste Zeichen von Menschenhand, daß hier ein fremdes Staatsgebiet seinen Anfang nimmt, und hätte uns nicht die Mittheilsamkeit unseres Führers von dieser Thatsache in Kenntniß gesetzt, wir wären wohl noch lange in der gleichförmigen Tannenwildniß fortgeritten, ohne gemerkt und geahnt zu haben, daß wir uns bereits in einer andern Republik, der dritten unseres Besuches, und trotz ihrem dermalen noch so wildverlassenen Aussehen vielleicht der zukunftreichsten Central-Amerikas befanden.

Bei dem rauhen Urzustande, welcher gegenwärtig noch in dem größten Theile von Central-Amerika herrscht, bekümmert man sich nur wenig um eine genaue Bestimmung der Grenzen jedes einzelnen Staates und selbst Eingeborene von Nicaragua gaben mir die Silberminen Dipiltos als bereits zum Staatsgebiete von Honduras gehörend an, während sie in Wirklichkeit noch eine lange Tagereise von der Grenze entfernt liegen und einen der lieblichsten Puncte des Hochlandes von Segovia bilden.

Bevor wir von Nicaragua und den herrlichen Hochthälern Segovias scheiden, wollen wir noch einige Worte über die Aussichten beifügen, welche dieser Staat fremdländischer Einwanderung bietet. Obschon die am günstigsten gelegene und productenreichste Section Central-Amerikas, scheint gleichwohl Nicaragua nur auf seinen Terrassen der Colonisation ein vortheilhaftes Terrain zu gewähren, während gerade der größte und üppigste Theil seiner Ebenen wegen der Ungesundheit des Klimas dem Anbau durch nordländische Hände verschlossen bleibt. Wenn also von einer gedeihlichen Colonisation Nicaraguas durch europäische oder nordamerikanische Einwanderer die Rede ist, so kann damit ausschließend nur die Besiedlung des Hochlandes von Segovia, im nordwestlichen Theile Nicaraguas gemeint sein, *) wo sich allerdings herrliche, fruchtbare Bergthäler ausdehnen und ohne große Schwierigkeiten auch eine Verbindung mit der Ostküste hergestellt werden könnte. In diesem Hochlande von 4—5000′ über dem Ocean in einem äußerst lieblichen, dem europäischen Arbeiter vollkommen zusagenden Klima gedeihen bereits die meisten Cerealien des Nordens, während gleichzeitig in niederer gelegenen Theilen Zuckerrohr, Kaffee und Bananen noch reichen Ertrag liefern. Das Thal von Jalapa, ungefähr fünf Tagereisen von der Ostküste entfernt und noch hoch genug gelegen, um dessen Anbau durch fremde Arbeitskräfte ohne Nachtheil

*) Herr Squier erklärt zwar in seinem Werke über Nicaragua (p. 415. I.) die Gegend um Managua („the district around Managua") als den günstigsten Punct zum Beginn eines Colonisationssystems mit Einwanderern aus den Vereinigten Staaten und Europa, allein es dürfte bei der enormen Hitze, welche in den Niederungen von Managua das ganze Jahr hindurch herrscht, den auf die Arbeit im Freien angewiesenen Colonisten wohl schwer werden, ihr Brot zu gewinnen, ohne dabei ihre Gesundheit oder wohl gar ihr Leben zu verlieren. Während meiner Anwesenheit in Managua und Umgebung im Februar und März 1854 fiel das Thermometer niemals unter 74° Fahrh. und erreichte häufig eine Höhe von 95° Fahrh. In der weit höher gelegenen Provinz Segovia hingegen ist die Mitteltemperatur des Jahres 68—70° Fahrh. und das Quecksilber steigt selten höher als 80° Fahrh.

für ihre Gesundheit zu gestatten, ist vielleicht eine der fruchtbarsten und in Bezug auf die Mannigfaltigkeit seiner Producte einer der wunderbarsten Puncte Central-Amerikas. Dennoch ist derselbe dermalen noch zum größten Theil unbewohnt und unbebaut. Man begegnet zwar, hier und da zerstreut, einzelnen Indianer-Hütten; aber deren indolente Bewohner leben meist nur vom Fischfang und der Jagd, oder was ihnen die gnadenvolle Natur ohne ihr eigenes Dazuthun großmüthig von selbst beschert. Mittelst des Escondido- oder Segoviaflusses, der von Cucurica aus (sechs Tagreisen südöstlich von Matagalpa) bis zu seinem Ausfluß ins karaibische Meer das ganze Jahr hindurch selbst für größere Canoes schiffbar ist, ließe sich ein vortheilhafter Verkehr mit Bluefield, und durch den Wanks-Fluß *), der in den Bergen in der Nähe der Stadt Segovia entspringt und sich im nordöstlichen Lauf beim Cap Gracias a Dios ins Meer ergießt, eine zweite, mehr nördliche Verbindung mit der atlantischen Küste herstellen. Dieselbe würde noch überdies den Vortheil eines bereits bestehenden kleinen Ports Namens Coco am schiffbaren Ende des Flusses bieten, von wo aus schon gegenwärtig die Indianer einen kleinen Tauschhandel mit der Küste unterhalten, die sie mit ihren mit Früchten aller Art oft schwer beladenen Fahrzeugen von Coco aus in dem Zeitraume von fünf Tagen erreichen. **)

Wir wollen hier nicht weiter in eine detaillirte Aufzählung der reichen Naturproducte dieses Hochlandes, noch in eine specielle Erwähnung derjenigen eingehen, deren Cultur sich für eine fremdländische Ansiedlerschaft am ersprießlichsten und vortheilhaftesten heraus-

---

*) Es ist eine eigenthümliche Sitte des Landes, daß die Flüsse gewöhnlich den Namen der Ortschaft annehmen, in deren Nähe sie vorüber fließen. So wechseln die Flüsse von ihrer Quelle bis zum Ausfluß oft fünf bis sechs Mal ihren Namen, was zu mannigfachen Irrungen Anlaß gibt.

**) Die drei Stromschnellen, welche dermalen die Schifffahrt zuweilen schwierig machen, könnten mit geringen Kosten beseitigt und der Fluß sogar für größere Fahrzeuge schiffbar gemacht werden.

stellen dürfte, und verweisen in dieser Beziehung auf das die landwirthschaftlichen Verhältnisse Nicaraguas besprechende Capitel dieses Werkes. Hier begnügen wir uns, die Gesundheit des Klimas, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Möglichkeit von Verkehrswegen und Abzugsquellen für die gewonnenen Produkte festzustellen und auf die Wichtigkeit einer mit kundiger Hand geleiteten Massen-Einwanderung hinzuweisen, welche allein Großartiges zu leisten im Stande sein würde. Während der einzelne Einwanderer in Central-Amerika bei der völligen Verschiedenheit der Sitten, der Sprache und des Klimas gewöhnlich übel daran ist und mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, würden eine größere Zahl tüchtiger nordischer Landwirthe den Eingebornen gegenüber eine imponirende Macht darstellen und sich gegenseitig Hülfe und Aufmunterung gewähren. Wenn die Colonisationsversuche in Central-Amerika bisher mißglückten und auch das mit so bedeutenden Fonds und so großem Aufwand gegründete San Thomas anstatt gedeihende Ansiedlungen nur einen Leichenhof aufzuweisen vermag, so muß die Ursache davon mehr in einer unglücklichen Wahl des ersten Niederlassungspunctes als in einem wirklichen Mangel an gesunden, ansiedlungstauglichen, fruchtbaren Länderstrecken gesucht werden und vielleicht zugleich auch in dem Umstande, daß man eine allzugroße Anzahl von Colonisten, ohne alle Wahl und Prüfung, nach der neuen Colonie schickte, ehe noch ausreichende Vorkehrungen für deren Empfang und Unterkunft getroffen worden waren. —

Im Hochlande von Segovia gibt es zahlreiche, unermeßliche Strecken des fruchtbarsten Savannenbodens, der nicht erst der so gesundheitschädlichen Entwaldung bedarf und wo der Fleiß der Einwanderer schon im ersten Jahre seine Früchte ernten mag. Dabei könnte eine größere Einwandererschaft sich völlig unabhängig behaupten und im Verkehr mit der Ostküste seine Sitten, seine Gebräuche und seine Sprache ungefährdet bewahren.

Eine mit Verstand und den nöthigen Mitteln auf gesunder

politischer Basis gegründete fremdländische Colonie, die sich in dem Hochlande von Segovia niederlassen möchte und nicht, wie dies in San Thomas der Fall war, ohne alle Rücksicht aus einem Gemisch von ehrlichen Leuten und abenteuerlichen Gesellen, von siechen Proletariern und gesunden Faullenzern, sondern aus kräftigen, arbeitstüchtigen Naturen bestände und seine Hauptenergie und Thätigkeit der Landwirthschaft zuwenden würde, müßte nach allen Gesetzen der Erfahrung und National-Oekonomie bei der Gesundheit des Klimas und der großen Fruchtbarkeit des Bodens unzweifelhaft rasch aufblühen und glückliche Fortschritte machen. Denn hier im Hochlande gibt der Boden fast an den meisten Orten bei geringer Bearbeitung ohne allen Dünger zwei und selbst drei Ernten, während man demselben im Norden trotz allen künstlichen Mitteln, welche Erfahrung und Wissenschaft an die Hand geben, häufig sogar die Eine Jahresernte abzwingen muß. Außerdem ist die Arbeit hier geringer und zugleich weit reicher belohnt wie in vielen Puncten Nord-Amerikas, welche die europäische Auswanderung zur Gründung einer neuen Heimath und einer so schön geträumten glücklichen Selbstständigkeit wählt. Gar lebendig hat sich mir das Bild eines schlichten, derbkräftigen Oberschlesiers eingeprägt, der in einer Sägemühle als Arbeiter angestellt und nebstbei seinen kleinen Gemüsegarten bebauend, eines Morgens, wo er eben seinen Monatslohn ausbezahlt erhalten hatte, mit einer Handvoll Gold- und Silberstücke auf mich zukam und wohlbehaglich ausrief: „So viel Geld als ich jetzt in meiner Hand habe (es mochten ungefähr 40 Gulden rhein. sein), bekommt bei mir zu Hause ein Knecht kaum für ein Jahr schwerer Arbeit, und muß sich noch obendrein Kleider schaffen!"*)

* * *

*) Der biedere Leobschützer wollte damit auf die Lieblichkeit und Gleichmäßigkeit des Klimas anspielen, welche dem Ansiedler gestatten, das ganze Jahr hindurch einen wenig kostspieligen, luftigen Anzug zu tragen.

Zwei Jahre sind verflossen, seidem ich Nicaragua durchwandert habe, und dieses interessante Land ist seither der Schauplatz ernster, wichtiger Ereignisse geworden. Ein kühner, waghalsiger Nordamerikaner hat sich an die Spitze der dortigen Regierung gestellt, deren Zügel nur dem Schein nach in den Händen eines Eingeborenen, des schwachen, willenlosen Patricio Rivas ruhen. Die dermaligen Verhältnisse von Nicaragua sind für Emigranten, welche Neigung zur Arbeit und Unabhängigkeit und nicht wilde Sucht nach Abenteuern in jene herrlichen Länder treibt, allerdings nicht sehr günstig. Allein die jetzigen Unruhen und Kämpfe werden bald geordneteren Zuständen Platz machen und dem Einwanderer durch den Schutz amerikanischer Gesetze und den Einfluß amerikanischen Unternehmungsgeistes die Ansiedlung wesentlich erleichtern. Der Morgenstern nordischer Cultur steigt im freudigen Glanze am Tropenhimmel Central-Amerikas herauf. Möge er der deutschen Emigration zum glücklichen Führer werden! —

Vierzehntes Kapitel.

## Die verschiedenen Projecte zur

# Verbindung des atlantischen Oceans mit dem stillen Weltmeere.

Der Isthmus von Tehuantepec. — Der Nicaraguasee. — Der Isthmus von Panama. — Der Isthmus von Darien. — Boca del Toro. — Die Eisenbahn von Puerto de Caballos nach der Fonseca-Bai am stillen Ocean im Staate Honduras.

Martin Behaim, der schlichte Nürnberger Erdbeschreiber, scheint der Erste gewesen zu sein, welcher eine natürliche Verbindung beider Oceane auf einer seiner Weltkarten verzeichnete. So geht wenigstens aus dem Berichte hervor, in welchem der Portugiese Magellan zu Ende des Jahres 1517 dem Hofe von Valladolid seine Kunde von einer Verbindung der ostländischen Staaten mit der Westregion anzeigte und zu ihrer Auffuchung demselben seine Dienste anbot. Drei Jahre später entdeckte der unermüdliche Weltfahrer auch wirklich, den Andeutungen Behaims folgend, die Wasserstraße, die seinen Namen verewigt, legte im Zeitraume eines Monats die Reise von einem Meer zum andern zurück und erreichte am 28. Novbr. 1520 glücklich den großen Ocean. Allein diese Passage wurde bald als viel zu entfernt und gefährlich erkannt, um mit Vortheil zum leichteren Verkehr mit Asien benützt werden zu können, und so erging denn im Jahre 1523 in jener berühmten Epistel Kaisers Carl V.

aus Valladolid an Ferdinand Cortez wiederholt die dringende Empfehlung „zur Auffindung eines näheren und billigeren Weges nach dem indischen Lande der Spezereien, und einer directeren Verbindung der östlichen und westlichen Ufer Neuspaniens.“

Im Jahre 1551 bezeichnete Francisco Lopez de Gomara, einer der ältesten Historiographen Amerikas, in seinem Geschichtswerke über die beiden Indien bereits drei Puncte, an welchen er die Vereinigung des atlantischen mit dem stillen Meere für eine unschwierige Aufgabe betrachtete und noch nach drei Jahrhunderten gelten dieselben als die geeignetsten Stellen.

Es war der Isthmus von Tehuantepec, dem Cortez**), der Nicaraguasee, dem Davila, und die Landenge von Panama, welcher Francisco Pizarro seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Leider verzögerte Ignoranz und dunkler Priesterglaube die Ausführung dieses Riesenwerkes zu einer Zeit, wo Spanien noch Macht, Mittel und Energie zu dessen glücklichen Vollendung besaß, und ein Autor jener Epoche, der Padre Joseph de Acosta von der Gesellschaft Jesu scheute sich sogar nicht, in seiner Historia natural de Indias (1588) von solch frevelhaftem Beginnen ernstlich abzurathen, „indem sicher die Strafe des Himmels diejenigen ereilen müßte, die sich vermäßen, die weisen Schöpfungen der Vorsehung auf der Erde durch Menschenhand verbessern zu wollen“***). Mit Philipp des Zweiten Regierungsantritte erlosch in Spanien auch der letzte Funke jenes Feuereifers, der einst so große Thaten vollbrachte; die Vereini-

**) Vergleiche den vierten Brief des Ferd. Cortez an Carl V. aus Temistitan, dd. 15. October 1524. §. XIX. Edition Barcia, Madrid 1749.

***) Libro III. Cap. X. „Sería à mi parecer muy justa temer el castigo del cielo querer enmendar las Obras que el hazedor con su acuerdo y providenzia ordenò en la fábrica de este universo.“ Auch Hieronimo de Huerta, welcher 1622 eine Uebersetzung von Plinius Naturgeschichte herausgab, bricht (pag. 237) in große Indignation darüber aus, daß Menschenhände die Werke Gottes verbessern wollten, „pero Dios que puso los terminos à los mares ordinó el conveniente mejor que la imaginaron los hombres“.

gung beider Oceane blieb bis zur Stunde noch ein frommer Wunsch und dessen Ausführung einem tüchtigeren, freieren Volke überlassen.

Seit jenen längstvergangenen Zeiten beschäftigten sich die bedeutendsten Männer eines jeden Jahrhunderts mit der Lösung einer Aufgabe, an deren glücklichem Erfolge eine ganze Welt Antheil nimmt. Gelehrte, National-Oekonomen, Reiseschriftsteller, Ingenieure, ja sogar Fürsten*) haben es nicht verschmäht, über ein so lange seiner Lösung harrendes Problem zu sinnen und das Resultat ihrer Forschung in dickbändigen Werken wie in schmächtigen Pamphleten zu veröffentlichen. Allein so sehr auch das geistreiche Resumée des in jeder Wissenssphäre gründlichen Alex. v. Humboldt, so wie die in ihrer Weise nicht minder verdienstvollen Elaborate eines Baily, Michel Chevalier, Cochrane, Falmare, Fitzroy, Garella, Gallisteo, Hughes, Lloyd, Morel, Oerstedt, Stephens, Squier u. a. m. beigetragen haben mögen, dem größeren Publicum eine klarere Einsicht in die physischen Schwierigkeiten zu gestatten, welche sich an den verschiedenen zum Durchstiche vorgeschlagenen Puncten dem menschlichen Streben entgegensetzen, so haben uns dieselben bis jetzt doch fast insgesammt weit mehr die zu beseitigenden Hindernisse aufgedeckt als die Mittel gelehrt, dieselben aus dem Wege zu schaffen.

Wir beabsichtigen bei Aufzählung der verschiedenen Puncte,

---

*) Der verstorbene König der Niederlande sandte zu Anfang des Jahres 1829 in der Person des Generals Verveer einen Special-Bevollmächtigten nach Guatemala, um wegen der Ausführung eines Canals zu unterhandeln. Die Revolution des Jahres 1830 unterbrach leider für immer die bereits im besten Gange befindlichen Unterhandlungen. Im Jahre 1844 wurden von der Regierung von Nicaragua neue Versuche beim König der Belgier gemacht, mißglückten aber an politischen Dazukommnissen. Im April 1846 wurde zwischen Senor Marcoleta, damaligem Chargé d'Affaires von Nicaragua am Hofe von Belgien und Prinz Louis Napoleon Bonaparte, damaligem Gefangenen in Ham, ein Vertrag zur Erbauung eines Verbindungs-Canals abgeschlossen, welcher den Namen „Canal Napoléon de Nicaragua" führen sollte. Aber außer der Veröffentlichung eines Pamphlets über diesen Gegenstand, das die Initialen des Gefangenen von Ham trug, blieb auch dieser Versuch erfolglos. (Vergl. Squier Nicaragua vol. II. pag. 261.)

welche nach genaueren Untersuchungen und Messungen einer Verbindung beider Oceane die geringste Schwierigkeit entgegenstellen, von dem von früheren Schriftstellern über den gleichen Gegenstand beobachteten Systeme abzusehen und gedenken nur die wichtigsten Transitpuncte einer näheren Erörterung zu unterziehen. Zugleich wollen wir dieselben in zwei verschiedene Kategorien theilen, nämlich in solche, die eine directe Verbindung beider Meere durch Herstellung eines Canales zulassen würden, und in solche, die sich bloß zu einer indirecten Verbindung mittelst eines Schienenweges eignen. So große Vortheile auch die Ausführung einer Eisenbahn über den central-amerikanischen Isthmus bietet, so wird doch der Hauptgewinn für den Handel allein durch die Eröffnung eines Canales erzielt werden: wenn nämlich ein Schiff direct von Bremen oder Liverpool nach Canton segeln kann, ohne erst bemüßigt zu sein, an der Ostküste Central-Amerikas seine Waaren in Lastwagen umzuladen, ohne daß an der Westküste ein zweites Schiff bereit stehen muß, um die Weiterbeförderung derselben Waaren am pacifischen Ocean zu besorgen. Wir wollen somit die Canalisirung als von größerer Bedeutung zuerst einer Besprechung unterziehen und sodann erst auf die zur Herstellung einer Eisenbahnverbindung in Anregung gebrachten Puncte übergehen.

## 1. Canalisirungs-Projecte.

Ueberblicken wir den verhältnißmäßig schmalen Strich Landes, der sich in einer Länge von 575 Leguas zwischen Tehuantepec und Darien hinzieht und das nördliche Amerika mit dem südlichen verbindet, so fällt uns vor Allem hoch im Norden, südöstlich von Vera Cruz die Landenge von Tehuantepec durch ihre außerordentliche Schmächtigkeit als zur Verbindung beider Oceane besonders geeignet in die Augen; es ist derselbe Punct, den bereits Ferdinand Cortez zu Anfang des 16. Jahrhunderts in seinen Briefen an Kaiser Carl V. als das „Secreto del Estrecho“ bezeichnete.

Schon der Umstand, daß hier die von Norden kommenden Schiffe nicht erst, wie es bei mehr südlich gelegenen Passagen der Fall sein würde, an der atlantischen Seite mehrerer Breitegrade südlich fahren und sodann an der pacifischen Küste dieselbe Fahrt wieder aufwärts nach Norden machen müßten, empfiehlt die projectirte Verbindung des Flusses Guazocoalco, welcher sich in den atlantischen Ocean ergießt, mit dem Flusse Chimalapa oder Chicapa, dessen Wasser nach dem stillen Ocean fließen. Die Länge des Canals soll nach der von Capitän Wylde im Jahre 1850 vorgenommenen Messung 198 geographische Meilen betragen. Der Regierung der Vereinigten Staaten gebührt das Verdienst, zuerst umfassende technische Untersuchungen an diesem Puncte angeordnet und höchst interessante Resultate darüber veröffentlicht zu haben. Auch hatte sich vor einigen Jahren eine amerikanische Actiengesellschaft zu der Realisirung dieses Projectes gebildet; allein außer dem Prospectus ist nichts weiter über deren Gebarung bekannt geworden, obwohl die Möglichkeit einer Canalisirung an diesem Puncte durch keine spätere Untersuchung in Frage gestellt oder gegründete Zweifel darüber erhoben wurden.*)

Der zweite für eine Canalisirung bestgeeignete Punct im Isthmus von Central-Amerika ist der Nicaraguasee mit Benützung des San Juan-Flusses im Osten und einer der verschiedenen, im stillen Ocean mündenden Flüsse oder Esteros im Westen. Die Untersuchungen, welche an diesem Puncte angestellt wurden, sind die gründlichsten und zahlreichsten. Die Möglichkeit und Leichtigkeit der Ausführung erscheint hier am wahrscheinlichsten und am wenigsten kostspielig. Die gediegenen Arbeiten, welche der englische Marine-Officier John Baily über den Nicaraguasee und dessen physische Beschaffenheit veröffentlicht, entheben uns der Aufgabe

*) Die Herstellungskosten eines Canales auf dieser Linie (378,000 Metres) wurden vom Capitän Moro auf 30,000,000 Dollars oder 151 1/2 Millionen Francs veranschlagt.

einer ausführlicheren Besprechung. Es ist zu vermuthen, daß, wer sich in irgend einem Theile der Welt für dieses große Unternehmen interessirt, das von Baily nach vorhergegangenen jahrelangen hypsometrischen Messungen publicirte Werk und dessen zahlreiche mathematischen Angaben kennt; wir theilen daher nur die wichtigsten Daten daraus mit.

Der Nicaraguasee erhebt sich 121′ 6″ über das karaibische Meer und 128′ 3″ über den stillen Ocean, von welchem derselbe $15^2/_3$ englische Meilen entfernt ist. Der See ist von Süden nach Norden 95 Meilen lang, von Osten nach Westen 30 Meilen breit und zählt an den Ufern 12, in der Mitte 270, und durchschnittlich 30 bis 60′ Fuß Tiefe. Der Lauf des San Juan-Flusses mit allen seinen Krümmungen beträgt in südöstlicher Richtung von seinem Ausflusse aus dem See bis zu seiner Ergießung in das karaibische Meer 79 englische Meilen. Die Wasserscheide, welche die Gewässer des stillen Oceans von jenen des atlantischen trennt, erhebt sich bis zu einer Höhe von 615′ über die Meeresfläche. Die geologische Beschaffenheit des untersuchten Terrains ist Kalkstein, Schiefer und Thon.

Obschon alle die verschiedenen Projecte einer Canalisirung des Isthmus von Nicaragua (295,000 Metres) den San Juan-Fluß zu ihrem gemeinsamen Ausgangspuncte am atlantischen Ocean haben, so differiren dieselben doch wesentlich in ihren Auslaufspuncten am stillen Meere. Es sind hierzu drei verschiedene Linien in Vorschlag gebracht, von denen uns jedoch die in jüngster Zeit auch von Herrn Squier in seinem prachtvoll ausgestatteten Reisewerk über Nicaragua adoptirte, die meisten Vortheile zu bieten scheint. Diese Linie würde den Nicaraguasee durch den Tipitapafluß mit dem Managuasee und dem Estero Real im Golf Fonseca verbinden, und eine Totallänge von 254 englischen Meilen haben.*) Allein die mehrfachen Actiengesellschaften, die

*) Wovon jedoch nur 194 Meilen wirkliche Canalisation wären.

sich behufs der Ausführung dieses Unternehmens unter den vortheilhaftesten pecuniären Auspicien zu verschiedenen Zeiten mit rascher Begeisterung gründeten, haben sich eben so schnell wieder aufgelöst und vorläufig besteht selbst an dieser Stelle, welche doch so viele Aussichten auf einen glücklichen Erfolg verspricht, nur eine höchst mangelhafte Wasser- und Landverbindung zwischen den beiden Oceanen, hervorgerufen und zur steigenden Nothwendigkeit geworden durch die sich täglich mehrende Wanderung der Nordamerikaner nach dem Goldlande von Californien.

Welcher Gewinn aber den Passagieren, dem Handel und dem Lande durch eine directe Canalverbindung erwachsen würde, mag man leicht aus den namhaften Vortheilen wahrnehmen, die schon jetzt bei den so mangelhaften Verkehrswegen sich herausstellen, wo man auf schlechten kleinen Dampfern, die noch überdies der Stromschnellen im San Juan-Flusse wegen mehrfach gewechselt werden müssen, nach einem erbärmlichen Landungsplatz am See transportirt und von dort zu Lande auf den dürren Rücken abgematteter Maulthiere nach dem pacifischen Ufer weiter geschafft wird, um mit einem halb unbrauchbar gewordenen Dampfschiff die Reise nach San Francisco fortzusetzen. Eine derartige Beförderung kostet viel Zeit, viel Geld und viel Unbehagen; und gleichwohl verkehren ungefähr 3000 Reisende allmonatlich auf dieser Route.

Die Transitgesellschaft, die sich im Jahre 1848 als American Atlantic and Pacific-Ship-Canal-Company zum Baue eines Schiffscanals zwischen dem San Juan-Flusse und irgend einem im Territorium von Nicaragua gelegenen Puncte am stillen Ocean constituirte, in ihrem Contract mit der Regierung von Nicaragua die Zeit der Erbauung des Schiffscanals auf zwölf Jahre, jene der Nutznießung desselben aber auf fünf und achtzig Jahre festsetzte und außerdem namhafte Zugeständnisse an fruchtbaren Ländereien noch andere Privilegien erhielt, hat sich allmählig in eine „Transit-Company" verwandelt, welche zweimal des Monats reise-

lustige Yankees nach und von Californien befördert*) und dabei so glänzende Geschäfte macht, daß sie darüber ihren Hauptzweck und den Kernpunct ihrer eingegangenen Obliegenheiten völlig vergessen zu haben scheint.

Die Vermessungen für den Canal, welche nach Artikel 10 des Gesellschaftscontracts innerhalb eines Jahres nach der Ratification desselben beginnen sollten, sind trotz achtjährigem Bestand der Compagnie noch bis heute nicht geschehen und es herrscht selbst unter den Eingeborenen wenig Vertrauen in eine Ausführung des Verbindungscanals durch diese Gesellschaft. Trotzdem, daß sie glänzende Einnahmen macht, hat sie nicht einmal die jährlich an den Staat von Nicaragua laut Contractsstipulation zu bezahlenden 10,000 Dollars regelmäßig geleistet und als wir uns im Februar 1854 einige Wochen in Managua, dem Sitz der Regierung von Nicaragua aufhielten, sprach Don Fruto Chamorro, der damalige Präsident, gegen uns den bestimmten Entschluß aus, den Vertrag mit der American-Transit-Company wegen mehrerer nicht erfüllter Verpflichtungen lösen und die Navigation des Sees sowohl wie den Verkehr zwischen beiden Oceanen der freien Concurrenz überlassen zu wollen. Die Regierung von Nicaragua will sich blos das Recht vorbehalten, von jedem den Isthmus von Nicaragua passirenden Reisenden 2 Dollars für den Staatsschatz zu erheben.

Was aber die Vollendung eines Canales auf dieser Isthmusstelle trotz der Vortheile der physischen Verhältnisse noch auf lange hinaus verzögern dürfte, das ist die Unsicherheit der politischen Zustände. Ein Werk, welches selbst mit dem energischsten Yankee-Eifer mindestens ein Jahrzehend für seine Ausführung erheischt, kann nur unter den Segnungen eines vollkommenen Friedens fortschreiten und

*) Die Großartigkeit des Verkehrs am Isthmus von Nicaragua und den Einfluß, den diese Yankee-Wanderung auf das Land übt, haben wir bereits bei unserem Besuche in La Virgen des Ausführlichern besprochen.

dem Alonzo Martin de San Benito, einem Waffengefährten Balvollendet werden. Diese wesentliche Bedingung fehlt aber dermalen in Nicaragua noch gänzlich.

Auch der Durchstechung des Isthmus zwischen Chagres und Panama (nach Garella's Messungen 76,540 Metres), an welcher Stelle eine Zeitlang das Problem der Canalisirung beider Oceane gelöst zu sein schien, und deren Kosten der vom französischen Gouvernement im Jahre 1843 abgesandte Ingenieur Garella auf 143¼ Millionen Francs (28¾ Millionen Dollars) veranschlagte, haben sich bei späteren Untersuchungen so große Schwierigkeiten entgegengestellt, daß man das Canalisationsproject wieder völlig fallen ließ, und dafür das Project einer Eisenbahn aufnahm.*) Wir kommen bei der Erörterung der Schienenwege nochmals auf diese Transitlinie zu sprechen.

Ein anderer Punct, welcher durch den Umstand, daß hier die Andeskette wie vielleicht nirgends in ganz Amerika völlig unterbrochen ist**) und der Isthmus eine Strecke lang gänzlich verschwindet, zu einer Canalisirung ganz besonders günstig scheint, ist die Strecke zwischen Port Cupica am stillen Ocean und der Mündung des Atrato-Flusses in den atlantischen Ocean, in Neu-Granada. Schon im Jahre 1504 deuteten die Eingeborenen der Provinz Choco

---

*) Der verdienstvolle Ingenieur-Geograph Oberst Augustin Codazzi in Bogotá in Neu-Granada, welcher durch seine Studien und Leistungen als eine Autorität für die Beurtheilung der örtlichen Ausführbarkeit der verschiedenen projectirten Linien zur Herstellung eines interoceanischen Schifffahrtscanals betrachtet werden muß, hält die Verbindung von Colon oder Chagres mit Panama als die einzige mögliche Canallinie und glaubt derselben auch über die Linie von San Juan de Nicaragua den Vortheil einräumen zu müssen. Der Isthmus ist an jener Stelle am schmalsten und seine höchste Erhebung übersteigt nicht 150'. Allein weder am stillen Meer noch am atlantischen Ocean befinden sich gute, sichere Häfen, und nur die Herstellung eines sehr kostspieligen, künstlichen Hafens könnte die Ansiedlung an der Ostseite vor häufig wiederkehrenden Ueberschwemmungen behüten.

**) Humboldt, Essai politique sur la nouvelle Espagne, vol. I, pag. 233.

boa's diese Route als die kürzeste an, um nach den Ufern des Südmeeres zu gelangen, welches auch wirklich bald darauf von Benito in einem Kahn, den er im Golfe von San Miguel fand, zuerst beschifft wurde. *)

Im Jahre 1788 soll nach einer von Humboldt gemachten Mittheilung (der jedoch nicht selbst an Ort und Stelle war), der thätige Pfarrer des Indianerdorfes Novita in der Provinz Choco durch seine Pfarrkinder eine Art Canal haben höhlen lassen, der während der Regenzeit für kleine Kähne schiffbar ist und sodann eine derartige Verbindung zwischen dem Rio Atrato und dem Rio Noanama herstellt, daß in jener Zeit die Indianer mit ihren mit Cacao beladenen Kähnen von einem Meere zum andern (eine Distanz von 95 Leguas), fahren. Aus den genaueren Untersuchungen des Capitän Cochrane im Jahre 1824 scheint gleichwohl hervorzugehen, daß die Ausführung eines Canals für Schiffe aller Größen durch das Thal von Naipipi, einer transversalen Ebene, fast unübersteiglichen Hindernissen begegnet und die Reise von einem Ocean zum andern einen sehr bedeutenden Zeitaufwand kosten würde.**) Dennoch läßt eine englische Compagnie, die Promoters of the Atlantic and Pacific Union ihre Untersuchungen an dieser Isthmus-Stelle namentlich zwischen dem Rio Atrato und dem Port Cubica fortsetzen.

---

*) Mich. Chevalier, l'Isthme de Panamá, pag. 139. — Ch. Stuart Cochrane, journal of a residence and Travels in Columbia, 1823 — 24, vol. II, 449.

**) Dem mehrseitig erhobenen Einwande gegenüber, als sei die ungleiche Höhe der beiden Meere ein unbesiegbares Hinderniß für eine Canal-Verbindung, weist Mr. Chevalier in seiner mehrfach erwähnten Schrift der großen Analogie wegen auf den Isthmus von Suez hin, wo gleichwohl ein Unterschied von 0,90 Cm. um welche nach Lessep's Messungen das rothe Meer bei Suez höher ist als das mittelländische bei Thynek (plage the Faramak) sich keineswegs dem glücklichen Resultate eines Durchstriches hinderlich zeigt. Nach Chevalier und Lloyd ist der stille Ocean bei Panama bei Hochwasser um 1 M. 7 Cm., nach James Wylde um 9′ 4″ höher als der atlantische Ocean.

Ebenso wenig scheint sich eine andere in mehr nordwestlicher Richtung am Isthmus von Darien versuchte Passage, nämlich zwischen dem Golfe von San Miguel und dem Cap Corrientes mit Benutzung des Rio Savana nach den uns seither bekannt gewordenen neuesten Nachrichten (März 1854) der Ausführung eines Schiffscanals günstig zu erweisen. Mindestens lauten die Berichte des Capitän Prevost, Commandanten des englischen Kriegsdampfers Virago äußerst unbefriedigend. Derselbe hatte am 16. December 1853 von Panama aus den benachbarten Golf San Miguel besucht und war von dort so weit als möglich den Rio Savana hinaufgefahren. Am 7. Jänner 1854 erreichte dieser Officier nach großen Mühen und mit dem Verluste von vier Matrosen, welche durch feindliche Indianer getödtet worden waren, den nördlichen Cordillerenzug in der Nähe des Port Ecossais und überzeugte sich gleichzeitig von der Unausführbarkeit des beabsichtigten Unternehmens in dieser Richtung. Zu Anfang des Jahres 1854 unternahm eine Anzahl waghälsiger Amerikaner, unterstützt von ihrer Regierung, gleichfalls eine Entdeckungsreise nach dem Isthmus von Darien, in der Absicht den tauglichsten Punct zur Herstellung eines Schifffahrtscanals zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Weltmeer zu ermitteln. Ohne zuverlässige Karten studirt zu haben, ohne die geringste Kenntniß der Hülfsquellen des wilden Landes, welches sie zu durchforschen beabsichtigten, drangen die kühnen Wanderer in die Wildnisse Dariens, verfolgten den Lauf verschiedener Flüsse und glaubten endlich schon nach wochenlanger, mühevollster Reise dem Golf St. Miguel am stillen Ocean nahe zu sein, als sie zur furchtbaren Ueberzeugung gelangten, daß sie sich, ohne Führer, ohne Lebensmittel, ohne Hülfe in den einsamen Urforsten der Cordilleren auf völlig irriger Fährte befanden. Nur Wenigen von ihnen, darunter der Lieutenant Strains, der Commandant der Expedition, gelang es, dem Hungertode zu entrinnen und nach unsäglichen Mühsalen das Dorf Yavisa an der

Ostküste wieder zu erreichen. Die meisten starben unterwegs und ihre trockenen Leichname dienten den verzweifelnden Gefährten zur Fristung ihres bereits halberloschenen Lebens. Auch diese schaudervolle Expedition liefert nur einen Beweis mehr von der Unmöglichkeit der Ausführung eines Schiffscanals im Isthmus von Darien.*)

Von allen verschiedenen bisher bekannten und untersuchten Puncten von Tehuantepec bis Darien dürfte unbestritten ein Durchstich am Isthmus von Nicaragua mit seinen zahlreichen Seen und Flüssen noch die meisten Vortheile und die größte Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges vereinen und es wäre wünschenswerth, daß sich alle geistigen Kräfte, welche die Ausführung dieses Unternehmens zu ihrem Studium machen, statt sich in neue Aufsuchungen zu verlieren, auf diesen einen Punct concentriren möchten! Das Interesse, welches der Welthandel an der Ausführung dieser Oceanverbindung nimmt, steigert sich täglich mehr mit dem Bedürfnisse nach neuen rascheren Abzugsquellen, und mit der stets zunehmenden Emigration nach dem Westen werden sich die Nothwendigkeit eines schnelleren Verkehrsweges und die pecuniären Vortheile desselben für die Unternehmer immer augenfälliger herausstellen. Am meisten aber scheinen die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika an dem Zustandekommen dieser Oceanverbindung interessirt. Denn würde auch durch einen solchen Canal den aus Europa kommenden Schiffen die unleidige Umschiffung des stürmischen Cap Horn erspart und der Verkehr mit Japan und dem indischen Archipelagus um mehrere tausend englische Meilen gekürzt, so sind doch die Vortheile für die Vereinigten Staaten ungleich größer. Eine Reise von New-York und Boston nach dem Oregon-Gebiete, die jetzt um das Cap Horn 7125 französische Lieues beträgt, viele Monate dauert, und die Colonisirung dieses prachtvollen Staatsgebietes so

*) Eine äußerst interessante Schilderung dieser „United States Darien exploring expedition" findet sich von der Feder des muthvollen Lieutenant Strains in Harper's Magazin, New-York, 1855 für März.

sehr erschwert, würde durch eine Canalisirung des Isthmus auf 3500 Lieues reducirt, die Colonisation wesentlich erleichtert werden und die Reise zugleich bedeutend an Gefahren verlieren. Nicht minder große Vortheile würden den Vereinigten Staaten durch diese Oceanverbindung für ihren so namhaften Verkehr mit China, den Philippinen und ihren politischen Einfluß auf den Südsee-Inseln erwachsen. Mehr als 8,000,000 Menschen, welche die Südküste bewohnen und jetzt vier bis fünf Monate vom Norden der Union getrennt sind, würden durch die besprochene Canalisirung bis auf dreißig oder vierzig Tage näher gerückt werden, und sich dadurch die Zahl der Abnehmer nordamerikanischer Erzeugnisse wesentlich vermehren.

Was die Herstellungskosten einer Vereinigung beider Meere durch einen Canal am Isthmus von Nicaragua betrifft, so beweist wohl die Divergenz in den Ziffern der verschiedenen, bisher von Fachmännern und practischen Reisenden gemachten Ueberschläge am besten, wie schwer es ist, von demselben eine auch nur annähernde Schätzung zu machen. Baily schlägt die Kosten auf 29,650,000 Dollars an, Stephens auf 20 bis 25,000,000 Dollars, Squier gar auf 100 Millionen Dollars. Michel Chevalier, der dieselben in einer äußerst gründlichen Abhandlung über den Isthmus von Panama*) auf 150 bis 200 Millionen Francs (20 bis 30,000,000 Dollars) schätzt, meint, diese Summe wäre für die drei Regierungen von Frankreich, England und Nord-Amerika wohl der Ausgabe werth, um die Segnungen des Friedens wie den Frieden selbst immer mehr zu sichern. Zur allmählichen Deckung der Kosten schlägt der geistreiche französische National-Oeconom für jedes den Canal passirende Schiff einen Zoll (péage) von 10 Francs (2 Dollars) per Tonne vor, so daß, wenn zwei Drittheile der Schiffe des stillen Oceans

---

*) Michel Chevalier, L'Isthme de Panama. Examen historique et géographique des différents directions suivant lesquelles on pourrait le percer et des moyens a y employer. Paris 1844.

den Canal durchfahren und deren Gehalt 1,200,000 Tonnen beträgt*) circa 8 Millionen Francs jährlich eingehen würden. Dieser Zoll scheint dem Proponenten nicht zu hoch, wo die Gefahr des stürmischen Cap Horn beseitigt, die Dauer der Reise so beträchtlich gekürzt und eine weit geringere Assecuranz-Prämie zu bezahlen wäre.

## II. Eisenbahn-Projecte.

Wir haben bereits in den früheren Blättern darzulegen versucht, wie nur durch eine directe Verbindung zwischen beiden Meeren für den Welthandel ein wesentlicher Gewinn erzielt werden würde: wenn nämlich ein Schiff, ohne des gegenwärtig so lästigen und kostspieligen Aufenthaltes zum Umpacken der Waaren an der Ostküste und ohne den Wechsel des Fahrzeuges am jenseitigen Ufer des Isthmus ungehindert von irgend einem europäischen Hafen nach den ostindischen Gewässern segeln könnte. Allein, so lange eine solche directe Route nicht besteht, erscheint die Herstellung eines Schienenweges zum bequemeren und beschleunigteren Verkehr über den Isthmus allerdings als ein schätzenswerthes Surrogat und als solches verdienen die an mehrfachen Punkten theils in Ausführung begriffenen, theils projectirten Schienenwege die vollste Anerkennung. Und darum wollen wir noch einige Bemerkungen über diejenigen Punkte auf der längsten aller bekannten Landengen, die sich von Tehuantepec bis zum Golf von Darien in einer Länge von 575 Leguas hinzieht, beifügen, welche bis heute von Fach-

---

*) Die Zahl der Kauffahrer, welche im Jahre 1847 (also noch bevor Californien dem europäischen Handel geöffnet wurde) aus englischen Häfen nach dem pacifischen und indischen Ocean segelten und davon einliefen, betrug 2322 Schiffe mit einem Gehalt von 976,451 Tonnen. Der deklarirte Werth der Ausfuhr aus Großbritannien nach diesen Oceanen betrug im gleichen Zeitraume 25,568,178 Pfd. Sterling. Der Tonnengehalt der Schiffe, welche zwischen amerikanischen Häfen und dem stillen Ocean verkehren, ist sicher nicht viel geringer.

männern in physischer Beziehung als für den Bau von Eisenbahnen am geeignetsten erkannt wurden.

Hier nimmt vor Allen die bereits vollendete Eisenbahn über den Isthmus von Panama zwischen Aspinwall und Vaca del monte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Unternehmen ist seit 1839 in den Händen einer nordamerikanischen Compagnie und obwohl auch hier das mörderische Klima und der Mangel an Fonds die Fortsetzung der Arbeiten zu verschiedenen Malen unterbrachen, so wird doch gegenwärtig diese Bahnstrecke in ihrer ganzen Länge von $48\frac{1}{2}$ englischen Meilen bereits befahren, und muß als die erste Verbindungslinie beider Oceane angesehen werden. — Die Herstellungskosten belaufen sich auf 4,500,000 Dollars oder ungefähr 91,000 Dollars per Meile. Indeß sowohl das äußerst ungesunde, ansiedlungsfeindliche Terrain als auch die unvortheilhafte geographische Lage für Reisende nach dem Norden, werden sich bei einer bestehenden Concurrenz dieser Route immer höchst nachtheilig erweisen. Man sieht dies schon jetzt, wo die Auswanderer-Massen nach Californien*) trotz aller Mangelhaftigkeit, Unbequemlichkeit und Unsicherheit des Transits zwischen Greytown und San Juan del Sur, dieser mehr nördlich gelegenen Route, welche zugleich durch größtentheils gesundes Land führt, den Vorzug einräumen.

Auch über den Isthmus von Tehuantepec war schon einmal die Herstellung einer Eisenbahn zur Verbindung beider Oceane beschlossen. Durch diesen Verbindungsweg würde die Fahrt von England nach San Francisco, welche dermalen um das Cap Horn 13,624 engl. Seemeilen beträgt, um 6953 Meilen abgekürzt werden. Reisende von New-York nach San Francisco würden 10,390, von New-

*) Man schätzt die jährlichen Wanderungen zwischen den atlantischen Staaten und Californien in beiden Richtungen auf circa 150,000 Menschen. Davon nehmen ungefähr ein Drittheil den Landweg über die Prärien des Westens, während zwei Drittheile die Reise zur See machen. Ueber Nicaragua ist der Verkehr fast um die Hälfte so groß wie über Panamá.

Orleans sogar 11,610 Meilen ersparen. Dem Amerikaner Jos. Garay wurde bereits im Jahre 1846 von der damaligen mexikanischen Regierung das Privilegium zur Herstellung eines Schienenweges über den Isthmus von Tehuantepec ertheilt. Garay verkaufte aber dasselbe, nachdem er selbst nicht im Stande war, eine Aktiengesellschaft zu bilden, an die Engländer Manning und Makintosh, die es ihrerseits später ebenfalls an den Nordamerikaner Hargous abtraten, welcher es abermals an eine in New-Orleans gebildete Compagnie cedirte. Im Mai 1851 wurde jedoch einen Moment lang durch einen Erlaß des mexikanischen Congresses das ganze Privilegium, das bereits in die vierte Hand übergegangen war, völlig wieder in Frage gestellt und fast zur selben Zeit einer zweiten, aus Mexikanern und Fremden gebildeten Gesellschaft unter der Leitung eines nordamerikanischen Bürgers Namens Sloo das Recht zur Herstellung jenes Weges ertheilt, welcher mit Anfang des Jahres 1854 begonnen und binnen vier Jahren vollendet werden sollte. Allein auch dieses Unternehmen stockt seitdem aus Mangel an Fonds und Vertrauen in die Stabilität der Zustände des Landes.

Ein drittes Project, welches den prachtvollen Golf von Boca del Toro an der atlantischen Küste mit dem Golfo Dulce an der Westküste durch einen Schienenweg zu verbinden beabsichtigt und für dessen Ausführung sich der französische Generalkonsul Lafond und später eine englische Actiengesellschaft eifrig bemühten, scheiterte weniger an Lokalverhältnissen als an der Unkenntniß des Landes und dem Mangel an kaufmännischem Geschick. Gleichwohl scheinen sich nur an wenigen Punkten des Isthmus so zahlreiche Vortheile wie hier für eine großartige europäische Colonie und für die Herstellung einer Verkehrsstraße zwischen beiden Oceanen zu vereinigen. Das Land ist gesund, hoch, ungemein fruchtbar und besitzt noch überdies großen Mineral-Reichthum. Die Flüsse, die dasselbe nach allen Richtungen durchkreuzen, sind größtentheils viele Leguas landeinwärts schiffbar und die edlen Holzgattungen seiner Urwäl-

der können mit großer Leichtigkeit nach Boca del Toro, einem der sichersten und prächtigsten Hafen Central-Amerikas geschafft, und dem europäischen Handel zugänglich gemacht werden.

Ein vierter Uebergangspunkt und welcher erst in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit nordamerikanischer und englischer Spekulanten behufs der Anlegung einer Eisenbahn in Anspruch nimmt, ist die im Staate Honduras gelegene Landstrecke zwischen Puerto de Caballos am atlantischen Meere und der Sacate- oder Grasinsel im Golfe Fonseca in der Südsee. Der Isthmus ist hier nach geometrischen Messungen 147½ engl. Meilen breit, die Länge der Eisenbahn von einem Meere zum andern dürfte jedoch ungefähr 165 engl. Meilen betragen. Personen, welche mit den Local-Verhältnissen nicht näher vertraut sind, setzen bei der im Allgemeinen gebirgigen Beschaffenheit des Landes vielfach Zweifel in die Möglichkeit der Ausführung dieses Bahnprojects. Zwei große Flußthäler bieten jedoch solche Vortheile dar, daß man eine Zeitlang sogar mit dem Gedanken umging, auf derselben Linie eine Canal-Verbindung zu bewerkstelligen.*)

Die Bahn wird sich, von Norden ausgehend, dem Thal des Uluaflusses entlang bis zu seiner Quelle ungefähr 100 engl. Meilen landeinwärts hinziehen, und sodann dem Laufe des Goascoranflusses, der sich in den stillen Ocean ergießt, in einer Strecke von 65 englischen Meilen folgen. Während der Regenzeit (von Anfang Mai bis Ende October) kann sowohl der Ulua als der Goascoran ungefähr 50 englische Meilen weit mit Dampfschiffen befahren werden und die Ausführung einer Plankroad für den Rest

*) Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts wurde Honduras vom Ingenieur Bautista Antonelli im Auftrage der spanischen Regierung besucht, weil man durch die Vereinigung des Uluaflusses mit dem Goascoran eine Wasserverbindung zwischen beiden Meeren herstellen zu können glaubte. (Porque muchos porfiaban que por el, desde el Puerto de Caballos en el mar del Norte hasta la Bahia de Fonseca en el del Sur seria mas façil la contratacion del mar del Norte al del Sur.)

der Strecke würde schon jetzt, noch vor Vollendung der Eisenbahn eine schleunige Verbindung zwischen beiden Meeren herstellen. Die Steigung der Bahn von Puerto Caballos bis zum Paß von Rancho Chiquito, beträgt 2400′ oder circa 24′ per Meile; ihr Gefälle gegen die Südsee zu ist 37′ per Meile. Das Thal des Uluaflusses ist 15 Meilen breit und engt sich nur an einer einzigen Stelle bis auf eine halbe Meile zusammen. Die Bahn wird die nördliche Cordillere entweder in der Nähe von Rancho Chiquito oder von Guajoca ungefähr fünf Leguas südwestlich von Comayagua durchschneiden; zwei Gebirgs-Pässe, welche, wie wir uns persönlich zu überzeugen Gelegenheit hatten, weit weniger Terrainsschwierigkeit bieten, als der größte Theil der Eisenbahnbauten Großbritanniens und Deutschlands.

Das Gebiet, welches die Bahn durchzieht ist gesund und hochgelegen, denn die Steigung der Bahn beginnt an beiden Meeresufern ziemlich plötzlich. Mehr als 100 Meilen landeinwärts ist die Ausdehnung der Nadelholz- und Eichenvegetation; gegen die Meeresküsten zu, wo die Flora einen mehr tropischen Charakter annimmt, sind Cedrelen, Mahagonybäume und mehrere Farbholz-Gattungen vorherrschend. Die Kosten der Bahn sind auf sechs Millionen Dollars veranschlagt und dieselbe soll auf Grund des mit der Regierung von Honduras geschlossenen Vertrages binnen acht Jahren vollendet sein.*) Für jedes Jahr verspäteter Vollen-

*) Herr Squier hat über dieses Eisenbahnproject einige höchst interessante Berichte veröffentlicht, von welchen sich der letzte in seinem neuesten Werke über Central-Amerika (p. 235) abgedruckt findet. Wir entlehnen demselben folgendes Résumé der Vortheile, welche die Herstellung der projectirten Bahn den Actionären wie dem öffentlichen Verkehr zu bieten verspricht. Herr Squier schätzt den jährlichen Ertrag der Bahn auf 1,750,000 bis 2 Millionen Dollars, was für die Actionäre eine Capitalsrente von achtzehn Procent ergeben würde. Durch die Benutzung dieser Bahnstrecke würde die Reise zwischen den atlantischen Staaten und Californien um sieben Tage gekürzt werden. Angenommen, daß 70,000 Reisende jährlich auf dieser Route verkehren, so würden dieselben zusammen 490,000 Reisetage ersparen, welche in anderer Weise verwendet und, den täglichen Arbeits-

dung muß die Gesellschaft, worunter mehrere angesehene New-Yorker- und Londoner-Handlungsfirmen figuriren, ein Pönale von 50,000 Dollars bezahlen. Für den Bau des Schienenweges sollen 2000 Arbeiter aus China, von wo dermalen bekanntlich große Massen auswandern und 2000 andere von den canarischen Inseln eingeführt und die Ersteren an der Westküste, die Letzteren an der Ostküste verwendet werden. Während unserer Anwesenheit in Comayagua, der Hauptstadt von Honduras im April 1854 waren bereits an mehreren Punkten der projectirten Bahnlinie Vermessungen geschehen und sogar ein Eisenbahnkontraktor, Namens Miller eingetroffen, welcher für Rechnung des durch seine großartigen Bahnbauten berühmt und reich gewordenen George Law in New-York den ganzen Bau der Honduras-Eisenbahn in Contrakt zu übernehmen beabsichtigte.

Die Zugeständnisse, welche von Seiten der Regierung von Honduras den nordamerikanischen Unternehmern gemacht wurden,*) sind überaus vortheilhaft. Dieselben erhalten 600′ (200 Varas) auf jeder Seite der ganzen Bahn entlang und außerdem 4000 Caballerias fruchtbares Waldland zum Geschenk und haben ferner das Recht, weitere 5000 Caballerias für den festen Preis von zwanzig Doll. per Caballeria anzukaufen, welcher Betrag noch obendrein nicht baar, sondern in Actien der Compagnie bezahlt werden kann. Außer zahlreichen andern Vergünstigungen soll auch jeder der ersten tausend von der Gesellschaft angestellten Arbeiter, der sich später als Colonist

---

lohn durchschnittlich zu zwei Dollars gerechnet, in runder Summe eine Million Dollars Gewinn bringen könnten. Zugleich würde außer der Zeitersparniß durch den kürzern Transport edler Metalle auch noch an Interessen, Assecuranzprämien u. s. w. gewonnen werden. Die Entfernung zwischen New-York und San Francisco, inclusive der verschiedenen Landreisen, beträgt über Panama 5254 Meilen; über Nicaragua 4884 Meilen; über Honduras 4360 Meilen.

*) Die Privilegiums-Urkunde (charter) der interoceanischen Eisenbahn-Gesellschaft wurde am 28. April 1854 durch die gesetzgebende Versammlung von Honduras ratificirt und am selben Tage durch den Präsident bekannt gemacht.

niederlassen will, siebenzig Acres fruchtbares Land von der Regierung zum Geschenk erhalten. Das Privilegium der Gesellschaft dauert siebenzig Jahre vom Tage der Vollendung der Bahn an gerechnet.

Die Regierung von Honduras genießt für alle diese Zugeständnisse keine anderen direkten Vortheile als die Erhebung einer Taxe von einem Dollar für jeden erwachsenen Reisenden, welcher an diesen Punkt den Isthmus von einem Meere zum andern passirt. Es ist vielleicht noch keine ähnliche Unternehmung unter so vortheilhaften Auspicien begonnen worden wie die Eisenbahn zwischen Puerto de Caballos und dem Golfe von Fonseca und ihr Schicksal dürfte einen nicht uninteressanten Abschnitt bilden in der Geschichte der Verbindungsversuche der beiden Weltmeere.

# Honduras.

Fünfzehntes Kapitel.

## Historisch-geographische Skizze
von
# Honduras.

Entdeckung und erste Besiedlung. — Lostrennung von Spanien. — Ausdehnung und Grenzen. — Die Inseln von Honduras im stillen und im atlantischen Ocean. — Naturcharakter des Landes. — Plateau. — Flüsse. — Schwierigkeiten ihrer Navigation im Vergleich zu den Wasserstraßen Nordamerikas. — Laguna de Yojoa. — Golf Fonseca. — Sacate oder Grasinsel. — Tigerinsel. — Seehäfen an der Ostküste. — Roatan.

Christof Columbus entdeckte Honduras im Jahre 1502 während seiner vierten Reise nach dem neuen Continent. Von der Insel Guanaja (isla de Pinos), dem ersten Puncte, wo Columbus an's Land stieg, kreuzte der rastlose Weltfahrer nach Truxillo, und, noch immer nicht aller Hoffnung entsagend, eine natürliche Passage nach dem Westen und dem „Lande der Specereien" zu finden, segelte er hierauf der Küste entlang bis nach dem Isthmus von Darien. Inzwischen landete sein Sohn Bartholomeo in Punto Casinas, dem jetzigen Cap Honduras und ergriff am 17. August 1502 im Namen des Königs von Castilien feierlich Besitz von dem entdeckten Lande. Zuerst Guaymura oder auch Neu-Estremadura und später wegen der zahlreichen Flaschenkürbisse, die man daselbst ähnlich wie auf der Insel St. Domingo fand, Hibueras genannt, behielt das Land schließlich den Namen Honduras bei, von den Untiefen herstammend, welche den ersten Küstenfahrern so große Schwierigkeiten in den Weg legten, daß sie bei ihrer endlichen Landung ausriefen: „Ge-

priesen sei Gott, daß er uns aus diesen Untiefen (Honduras) half. *) Zwanzig Jahre nach der ersten Entdeckung blieb Honduras noch völlig unbeachtet und unbevölkert. Um das Jahr 1522 landete Gil Gonzalez Davila in Puerto de Caballos (so genannt, weil Gonzalez, des stürmischen Wetters wegen, einige seiner Bagagepferde über Bord werfen lassen mußte) und besiedelte bald darauf in unmittelbarer Nähe San Gil de Buena Vista. Im Jahre 1524, am 3. Mai gründete ein anderer eifriger Entdecker, Cristoval de Olid, 42 engl. Meilen von Puerto de Caballos die Niederlassung Triunfo del Cruz, welche noch heute zu den bedeutenderen Ansiedlungen an der Ostküste von Honduras zählt. Ungefähr ein Jahr nachher, am 18. Mai 1525, wurde durch den Bischof Francisco de las Casas die Stadt Truxillo gegründet und einige Zeit darauf dieselbe durch Papst Paul III. zum Bischofssitz erhoben. Das Innere des Landes wurde indeß erst zehn Jahre später durch die kühnen Unternehmungen eines Pedro Alvarado, Juan Chaves und Cristoval de Olid den spanischen Ansiedlern erschlossen. Rasch nahm jetzt das Land einen Aufschwung und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts besaß es bereits große und aufblühende Städte und war der Sitz einer königlichen Audienz. Leider war diese glückliche Entfaltung eines jungfräulichen Landes durch den immer mehr zunehmenden Druck der spanischen Colonialherrschaft nur von geringer Dauer. Als Benzoni im Jahre 1540 zuerst in Honduras landete, wurde dessen Bevölkerung auf 400,000 India-

---

*) Aunque llegaron a zabordar en tierra, en mucho trecho no hallaban fondo, a lo menos estaban en grandissima hondura, cuando tocaron fondo, dijeron: „Bendito Dios, que hemos salido de estas honduras.“ Y de aqui tomó nombre de Cabo de Honduras y asi mismo toda la costa. A. de Herrera, Historia general de las Indias. Dec. IV. l. 8. c. 3. p. 154. Siehe auch: Domingo Juarros, Compendio de la historia de la Ciudad de Guatemala &. Guatemala, 1818. Tom. II, p. 173. Ferner Dict. geogr. hist. des Indes occidentales par le Col. D. Ant. de Alcedo. Tom. II. Art. Honduras.

ner geschätzt; als derselbe mehrere Jahre später aus Costa Rica wiederkehrte, hatten fortwährende Kämpfe, Krankheiten und Hungersnoth unter den Bewohnern von Honduras so furchtbare Verheerungen angerichtet, und die Zahl der vor den Grausamkeiten der Eroberer Flüchtenden war so groß, daß Benzoni die Einwohnerschaft nur mehr zu 80,000 Seelen angab. Von diesen schweren Heimsuchungen hat sich das Land selbst nach Jahrhunderten noch nicht erholt. Kaum Ein einziges bemerkenswerthes Ereigniß vermag der Geschichtsschreiber zu verzeichnen, von der Zeit der Entdeckung von Honduras durch Columbus bis zu seiner endlichen Losreißung von Spanien im Jahre 1821. Von da an bis zum Jahre 1839 blieb es ein Theil der central-amerikanischen Föderation. Als sich endlich nach wiederholten Versuchen und den aufopferndsten Anstrengungen einzelner Patrioten die Unmöglichkeit herausstellte, mit den gegebenen Elementen ein politisch-einheitliches Central-Amerika zu schaffen, constituirte sich Honduras als selbstständiger Staat innerhalb jener Grenzen, welche ihm als frühere Provinz der spanischen Krone gegeben worden waren. Honduras umfaßt einen Flächenraum von circa 39,000 engl. □Meilen und ist in Bezug auf Ausdehnung der drittgrößte Staat Central-Amerikas. Es liegt zwischen dem 13° 10′ und dem 16° nördlicher Breite und dem 83° 20′ und dem 89° 30′ westlicher Länge. — Seine Grenzen sind im Norden und Osten: die Bai von Honduras und das karaibische oder Antillenmeer mit einer Küstenentwicklung von ungefähr 400 engl. Meilen; im Süden die Republik Nicaragua; im Südwesten und Westen die Republik von San Salvador und Guatemala; es besitzt im stillen Ocean in der Fonseca-Bai eine Küstenlänge von 60 engl. Meilen nebst den Inseln Tigre, Sacate grande, Gueguensi und Exposicion.

Auch das große Eiland Roatan im karaibischen Meer, obschon gegenwärtig im Widerspruche mit dem Clayton-Bulwer-Vertrag von England militärisch besetzt, gehört mit seinen Nebeninseln

rechtlich zu Honduras; sowie die Ansprüche Englands auf einen Theil des östlichen Küstenstriches von Honduras zwischen Cap Camorin, wenige Meilen östlich von Truxillo bis Cap Gracias a Dios zu Gunsten des improvisirten Königs von Mosquitia durch keinerlei ältere Rechtstitel begründet erscheinen.

Honduras trägt durchgängig den Charakter eines mächtigen Gebirgslandes; die eigentliche Kordillere oder sogenannte Wasserscheide, welche die Flüsse des atlantischen Meeres von jenen des stillen Meeres trennt, durchschneidet den Staat in einer südöstlichen Richtung; von dieser Hauptkette laufen zahlreiche Zweige nach beiden Oceanen aus. Die Erhebung der Kordilleren von Honduras mag mit Ausnahme einzelner Spitzen durchschnittlich auf nicht mehr als 6000′ angenommen werden. Das Plateau von Tegucigalpa hat nach Mr. S. W. Woodhouse's barometrischen Messungen eine Mittel-Erhebung von 3400′, jenes von Intibucat 5300′ und jenes von St. Rosa oder vielmehr von der Provinz Gracias im Allgemeinen 3200′; die Ebene von Comayagua wird von demselben Reisenden zu 1900′ angegeben. Die bewohnten Theile des Staates erheben sich durchschnittlich 3200′ über den stillen Ocean; sie sind also ungefähr halb so hoch als das große Plateau von Mexico. Das Thal des Ulua, welches sich vom Hochlande bis zum karaibischen Meere ausdehnt und jenes des Goascoranflusses, das von der Hochebene von Comayagua bis zum stillen Ocean reicht, gestatten trotz der im Allgemeinen gebirgigen Beschaffenheit des Terrains ohne großen Kostenaufwand die Anlegung eines Schienenweges zur Verbindung der beiden Meere. Diese glückliche Eigenthümlichkeit in der physischen Gestalt von Honduras ist von unberechenbarer Bedeutung für die künftige agricole und commerzielle Entwicklung des Landes und der Verwerthung seiner reichen Naturschätze. Sie ist um so wichtiger, als sich der Navigation der meisten seiner Flüsse ziemlich erhebliche Hindernisse entgegenstellen. Ungleich den herrlichen Wasserstraßen des Nordens, welche mit den

entferntesten Theilen der Union einen so leichten und billigen Verkehr unterhalten und einen so wesentlichen Einfluß auf die riesenhafte Handels- und Cultur-Entfaltung der Vereinigten Staaten geübt haben, können die Flüsse von Honduras in der Regel nur bis zu einer sehr kurzen Strecke von ihrer Mündung befahren werden, obschon einzelne derselben das Land in einer Ausdehnung von hundert, und der Ulua sogar von dreihundert Meilen durchströmen. Meistentheils verhindern Wassermangel, Untiefen oder Stromschnellen ihre Beschiffung mit stattlicheren Fahrzeugen oder Dampfern. Von den größeren Flüssen ergießen sich der Chamelicon, Ulua, Aguan- oder Roman-, der Tinto-, Patuca- und Wanks- oder Segoviafluß in das karaibische Meer, während der Choluteca, Nacaome und Goascoran ihre Wasser nach dem stillen Ocean senden. Unter diesen dürften sich aber nur der Ulua, Roman, Wanks und Goascoran für den künftigen Handel von einiger Bedeutung erweisen. Der Ulua, welcher durch die Vereinigung mit dem Santiago, St. Barbara, Blanco, Humuya und Sulaco zum größten Flusse von Honduras anwächst und bei seiner Mündung in das karaibische Meer einen äußerst imposanten Strom bildet, durchfließt ein Drittheil des ganzen Gebietes. Während der Regenzeit ist derselbe für größere Fahrzeuge bis zu seiner Vereinigung mit dem Sulaco schiffbar; der Rio Aguan oder Romanfluß entspringt in den Bergen von Sulaco und ergießt sich östlich von Truxillo in das karaibische Meer. Seine Gesammtlänge beträgt ungefähr 120 engl. Meilen. Derselbe durchfließt eine der fruchtbarsten Provinzen von Honduras, das an Naturprodukten aller Art so überreiche Departement von Olancho. Würden umständlichere Untersuchungen die Möglichkeit der Beschiffung dieses Flusses mit größeren Fahrzeugen auf einer längeren Strecke herausstellen, so wäre ein solches Ergebniß von unberechenbaren Folgen für diese gesegnete Provinz, welche gegenwärtig nur darum so arm und hilflos ist, weil es aus Mangel an Absatzquellen und Verkehrswegen seinen natürlichen Reichthum nicht zu verwerthen vermag.

Der Wanks- oder Segoviafluß (je nach den Ansiedlungen, die er durchfließt, auch Herbias-, Yare-, Cape-, Coco- und Orofluß genannt), welcher zum größten Theil die natürliche Grenze zwischen Honduras und Nicaragua bildet und dessen große Wichtigkeit für Emigration und Handel ich bereits in einem früheren Kapitel darzulegen versuchte, ist der längste und größte Fluß Central-Amerikas. Derselbe entspringt in den Bergen von Neu-Segovia im äußersten Nordwesten des Staates Nicaragua, ungefähr fünfzig engl. Meilen von der Fonseca-Bai und fließt in einer nordöstlichen Richtung nach dem karaibischen Meer. Seine Gesammtlänge dürfte nicht viel weniger als 350 engl. Meilen betragen. Die felsige Beschaffenheit seines Flußbettes und seine zahlreichen Stromschnellen (raudales) gestatten gegenwärtig dessen Befahrung nur in kleinen Kähnen. So viel mir jedoch aus persönlicher Anschauung und durch die Mittheilungen kundiger Eingeborenen bekannt geworden, dürfte es nicht schwer fallen, den Segoviafluß auch für größere Fahrzeuge schiffbar zu machen.

Der Choluteca entspringt in den Lepaterique-Bergen, in der Hochebene von Comayagua und ergießt sich in einer Entfernung von 150 Meilen von seiner Quelle in die Fonseca-Bai. Die Ufer des Choluteca sind berühmt wegen der Pracht ihrer Scenerie und wegen ihrem Reichthum an den edelsten Holzgattungen. Für kleinere Fahrzeuge ist dieser Fluß bis zu einer beträchtlichen Entferung landeinwärts schiffbar. Der Rio Yuguare ist ein Tributär des Choluteca.

Der Goascoran entspringt in den Bergen von Comayagua und ergießt sich ungefähr 75 Meilen weit von seiner Quelle in die Fonseca-Bai. Mit künstlicher Beihilfe könnte derselbe ungefähr 25 Meilen, bis zu dem niedlichen Städtchen Goascoran schiffbar gemacht werden. Sein Flußbett ist jedoch weniger für die Navigation als für die Anlage eines Schienenweges von Bedeutung, welcher sich an dessen linkem Ufer von seiner Quelle in der Hochebene bis zu seiner Mündung am stillen Ocean hinziehen soll.

Honduras besitzt nur einen einzigen Süßwassersee, die Laguna

de Yojoa oder Taulebè, und selbst dieser ist, verglichen mit den Binnenseen Nicaraguas und Guatemalas von untergeordneter Bedeutung. Abseits von allem Verkehr gelegen und rings von steilen Bergen eingeschlossen, ist bisher selbst den Eingeborenen nur noch wenig Zuverläßliches über diesen See bekannt geworden. Man schätzt dessen Länge auf 25, und dessen Breite auf 3 bis 8 engl. Meilen. Genaue hypsometrische Messungen sind an Ort und Stelle noch niemals gemacht worden. Aus seinem nördlichen Ende strömt der schmale, aber Rio Blanco, welcher sich später fast gleichzeitig mit dem Rio Humuya in den Ulua ergießt.

Ganz besonders begünstigt ist Honduras durch seine Hafenstädte in der Conchagua- oder Fonseca-Bai*) am stillen Ocean. Bekanntlich ist dieser Golf der schönste Naturhafen der ganzen Westküste. Die Einfahrt in denselben ist ungefähr 18 engl. Meilen breit und wird auf jeder Seite von einem Vulcanriesen bewacht. Im Golfe selbst erheben sich in höchst malerischer, glücklich gruppirter Weise eine Anzahl von Inseln, von denen Sacate grande, Tigre, Gueguensi und Exposicion zu Honduras, Punta Sacate, Martin Perez, Conchaguita und Mianguera hingegen zur Republik San Salvador gehören.

Die größte von ihnen ist die Sacate- oder Grasinsel; sie ist ungefähr 7 Meilen lang und 4 Meilen breit. Der südliche Theil derselben besteht aus Hochland, das sich in einer Anzahl von Bergspitzen bis zu 2000′ erhebt. Diese Insel soll ungemein fruchtbar sein und namentlich vortreffliche Viehweiden enthalten. Im Jahre 1854 war es nahe daran, dieselbe nebst 8000 Stück Rindern, Pferde und Maulthieren an zwei Amerikaner für 28,000 Piaster (70,000 fl. rh.) zu verkaufen; ich habe jedoch seither nicht in Erfahrung gebracht,

---

*) Gil Gonzalez Davila entdeckte diesen Golf zu Anfang des Jahres 1522 und nannte denselben zu Ehren des damaligen Erzbischofs von Burgos, Don Juan Rodriguez de Fonseca, „Bahía de Fonseca,“ während der indianische Name „Chorotega“ völlig außer Gebrauch gekommen ist.

ob der beabsichtigte Verkauf von Seiten der Regierung von Honduras wirklich stattgefunden hat. Diese Insel ist beabsichtigt, den westlichen Auslaufspunct der projectirten Eisenbahn zu bilden und es sollen auf derselben die Stationsgebäude errichtet werden.

Das wichtigste Eiland des Golfes ist jedoch, schon seiner vortrefflichen Lage wegen, die Tigerinsel. Dieselbe hat ungefähr zwanzig Meilen im Umkreis und erhebt sich, ähnlich der Omotepec-Insel im Nicaraguasee in einer vollständigen Kegelform ungefähr 2500′ über den Ocean. An der östlichen Seite der Insel liegt Amapala, der bedeutendste Stapelplatz von Honduras an der Westküste. Amapala zählt gegenwärtig nicht mehr als 1000 Einwohner, verspricht aber in dem Maße als sich das Land entwickelt, durch die Vortheile seiner Lage der wichtigste Seehafen des stillen Oceans zwischen San Francisco und Valparaiso zu werden. Honduras unterhält durch Amapala Handelsbeziehungen mit Valparaiso, New-York, Liverpool, Bremen und Marseille. Seine Hauptausfuhrartikel bestehen in Farbe- und Schmuckhölzern, Tabak, Sarsaparilla, Thierhäuten und edlen Metallen (Bouillon), sowie Indigo aus dem Nachbarstaate San Salvador. Eine ausführlichere Beschreibung des Handelsverkehrs von Honduras mit den Vereinigten Staaten und Europa folgt in einem späteren Kapitel.

Die Seeports von Honduras an der Ostküste sind zwar zahlreicher, aber kein einziger besitzt jene Vorzüge der Lage wie der Freihafen Amapala an der Westküste. Die bedeutendsten sind Omoa und Truxillo, welche mit Belize, Havana, New-Orleans und New-York in commerciellen Beziehungen stehen. In den letzteren Jahren, wo durch Kriege und Landplagen der Handel des Landes außerordentlich gelitten, hat der directe Verkehr der beiden Häfen mit Europa fast gänzlich aufgehört. Man bezieht die europäischen Waaren größtentheils von Belize, wo englische Kaufleute sehr großartige Waarenlager unterhalten.

Nördlich vom Festlande von Honduras und ungefähr 30 — 50

Meilen davon entfernt befinden sich in fast paralleler Lage mit der Küste eine Anzahl von Inseln, welche durch die Vorzüglichkeit ihrer Häfen und die Fruchtbarkeit ihres Bodens für das Land, zu dem sie gehören, von großer Bedeutung sind. Sie heißen Roatan, Guanaja, Utilla, Barbaretta, Helena und Morat. — Roatan (auch Ruatan oder Rattan), die größte und bevölkertste der sechs Inseln, ist 30 Meilen lang und an der weitesten Stelle 9 Meilen breit. Sie besitzt einen ausgezeichneten Hafen und ihr Boden und Klima eignen sich vortrefflich zur Cultur der meisten Tropenpflanzen. Roatan zählt gegenwärtig circa 1700 Einwohner. Im Jahre 1843 waren es erst 80. Die meisten derselben, ungefähr 500 sind in Coxenhole oder Port Mac Donald angesiedelt; der Rest lebt auf dem Eiland zerstreut. Im cultivirten Zustande könnte die Insel leicht eine Bevölkerung von 15,000 Seelen ernähren. Die Masse der Ansiedler sind befreite Sclaven, schöne athletische Gestalten, welche von der Insel Grand Cayman sich hier niederließen; ein kleiner Theil der Bewohner sind Mulatten. Ihre Beschäftigung besteht größtentheils in der Cultur des Bodens, in Fisch- und Schildkrötenfang. Mit Bananen, Cocosnüssen und Ananassen unterhalten sie einen ziemlich lebhaften Verkehr mit New-Orleans, Belize und den verschiedenen Küstenplätzen von Spanisch-Honduras. Im Jahre 1854 sind ein und zwanzig Schiffe mit Früchten und Gemüse von Roatan nach New-Orleans ausgelaufen.*)

Die Insel Guanaja oder Bonacca ist 9 Meilen lang, 5 Meilen breit, und liegt 15 Meilen nordöstlich von Roatan. Barbaretta, Helena und Morat sind verhältnißmäßig kleine, unbedeutende Inseln, welche eigentlich nur als abgerissene Theile von Roatan betrachtet werden können, mit dem sie durch zahlreiche Felsenbänke zusammenhängen. Sie sind alle von gleicher Vegetationspracht und gleicher Fruchtbarkeit.

*) Vergl. Statistical Account and descreption of the island of Roatan, by Com. R. C. Mitchell, R. N. United Service Magazine, August 1850.

Sechzehntes Kapitel.

# Politische Organisation
und
# ökonomische Verhältnisse.

Eintheilung des Landes in Departements und Distrikte. — Die Departements von Santa Barbara, Olancho und Yoro. — Einfluß der Silber- und Goldminen auf die mangelhafte Entwicklung des Landes. — Die ersten Bergleute in Honduras. — Statistisches über den Bergbau. — Abnahme der Ergiebigkeit der verschiedenen Minen. — Indianische Goldwäscher. — Rio Guyapa. — Platina. — Eisen. — Kupfer. — Kohle. — Die Opalminen von Erandique. — Bodencultur. — Nahrungspflanzen der tropischen und nordischen Zone. — Viehzucht.

Seit der Lostrennung von Spanien ist Honduras in sieben Kreise (departementos) eingetheilt*). Sie heißen: Comayagua, Tegucigalpa, Choluteca, St. Barbara, Gracias, Yoro und Olancho. Ich lasse hier nach Squier die Namen der Hauptstädte, den Flächenraum und die Einwohnerzahl eines jeden einzelnen dieser Kreise folgen:

| Namen der Kreise | Hauptstädte | Flächenraum in Q.-Meilen | Einwohnerzahl | Einwohner auf die Q.-Meile | Produkte und Industrie |
|---|---|---|---|---|---|
| Comayagua | Comayagua | 4,800 | 70,000 | 14½ | Mais, Früchte aller Art, Viehzucht, Medicinal-Pflanzen. |
| Tegucigalpa | Tegucigalpa | 1,500 | 60,000 | 43 | Silber, Kupfer, Eisen, Steinkohlen. |
| Choluteca | Nacaome | 2,000 | 50,000 | 25 | Silberminen, Baumwolle, Zucker, Vanille, Mais. |
| St. Barbara | St. Barbara | 3,250 | 50,000 | 13½ | Viehzucht, Mais, Tabak. |
| Gracias | Gracias | 4,050 | 55,000 | 13½ | Vorzüglicher Tabak, Viehzucht, Opalgruben. |
| Yoro | Yoro | 15,100 | 20,000 | 1½ | Viehzucht, Mais, Medinal-Pflanzen. |
| Olancho | Olancho | 11,300 | 45,000 | 4 | Viehzucht, Mais, Zucker, Tabak, Goldsand. |
| Zusammen: | | 39,600 | 350,000 | 9 | |

*) Unter der spanischen Regierung war die Provinz von Honduras in zwei Bezirke getheilt (partidos), welche zusammen die „Intendencia de Comayagua“

Jeder dieser Kreise schickt einen Senator und zwei Deputirte in die Landesvertretung nach Comayagua und wird von einem, von der Regierung ernannten Beamten verwaltet, welcher den Titel eines „Jefe politico" führt. Zur größeren Bequemlichkeit der Bewohner und zur Erleichterung der Gerichtspflege ist jeder Kreis wieder in Bezirke (distritos) abgetheilt. So zerfällt

das Departement Comayagua

in die Districte: Comayagua, Lajamini, Yucusapa, Signatepeque, Miambar, Aguanqueterique, Goascoran.

mit den Ansiedlungen: Las Piedras, San Antonio, Opoteca, Espino, San Antonio del Norte, Goascoran, Caridad.

Das Departement Tegucigalpa

in die Ansiedlungen: Tegucigalpa, Yuscaran, Cedros, San Antonio-Mineral, Yuguare, Algalteca.

Das Departement Choluteca (an die Fonseca-Bai grenzend)

in die Districte: Nacaome, Amapala, Choluteca, Savana grande, Teriguat, Cucuren, Santa Ana.

mit den Ansiedlungen: Choluteca, Nacaome, Teriguat, Amapala, Langue, Pespiri, Savana grande.

Das Departement St. Barbara (nördlich von Gracias und Comayagua)

in die Districte: Omoa, St. Barbara, Yojoa, San Pedro.

mit den Ansiedlungen: St. Barbara, Yojoa, Omoa, San Pedro Sula, Quimistan.

Das Departement Gracias (im nordöstlichen Winkel des Staates, an Guatemala und San Salvador grenzend)

in die Districte: Ocotepeque, Guarita, Erandique, Gualalcha, Sensenti, Camarca, Intibucat, Gracias, St. Rosa, Trinidad.

---

bildeten. Nach Juarros, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts schrieb, gab es um das Jahr 1808 in der Provinz Honduras 137 größere Ansiedlungen (Städte, Dörfer, Ortschaften) und 231 Gehöfte mit zusammen 93,500 Einwohnern.

mit den Ansiedlungen: Gracias, St. Rosas, Intibucat, Sensenti, Corquin, San José, Ocotepeque, Cololaca.

Das Departement Yoro (der nördlichste Theil von Honduras) in die Ansiedlungen: Yoro, Olanchito, Truxillo, Negrito, Jocon und Sonaguera.

Das Departement Olancho (im Osten von Tegucigalpa) in die Ansiedlungen: Juticalpa, Catacamas, Campamiento, Silca, Monte Rosa, Yocon, Laguata, Danlí, Teupac.

Eine ausführlichere Beschreibung der verschiedenen Länderkreise und Ansiedlungen möge, um uns nicht Wiederholungen zu Schulden kommen zu lassen, für jene Kapitel vorbehalten bleiben, welche unsere Reisen in den einzelnen Departements und unseren Aufenthalt in den bedeutenderen Ansiedlungen derselben schildern. Hier wollen wir nur noch einige Worte über diejenigen Departements beifügen, welche wir auf unseren Wanderungen durch Honduras nicht berührt haben, nämlich die Departements von St. Barbara, Yoro und Olancho. Nach den Mittheilungen von vertrauenswerthen Eingeborenen sollen sich alle drei Departements durch eine außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens auszeichnen. Die Natur spendet so reichlich, daß sie die Bewohner fast ohne alle Arbeit nährt. Den ganzen Tag in einer weichen Hängematte sich wiegend, braucht der Eingeborene, so oft er Appetit verspürt, nur seine Hand nach dem nächsten Bananenbaum auszustrecken, welcher das ganze Jahr hindurch die köstlichsten Früchte liefert. Rinder und Kühe giebt es in solcher Menge und die Absatzquellen sind dermalen noch so gering, daß Fleisch und Milch hier selbst von den ärmsten Bewohnern täglich genossen werden. Zugleich liefert der Saft der Corozopalme und der Cocosnuß einen gar lieblichen Trank und wer die Kraft besitzt, sich aus dem gewohnten Müssiggang zu einiger Thätigkeit zu erheben, mag in den goldführenden Gewässern des Mangualil- und Guayapaflusses in wenigen Tagen eine hinreichende Quantität Goldkörner gewinnen, um damit seine Bedürfnisse

an fremden Waaren für die Dauer eines ganzen Jahres zu bestreiten. Die Departements von St. Barbara und Olancho, zusammen ungefähr doppelt so groß wie das Königreich Baiern, und gegenwärtig noch zum großen Theil malerische Einöden mit wenigen und schlechten Verkehrswegen, würden sich durch ihre große Fruchtbarkeit und ihre zahlreichen natürlichen Savannen ganz besonders zu landwirthschaftlichen Zwecken eignen, während das Departement Yoro (an Flächenraum den deutschen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates gleich) mit seinen üppigen Wäldern voll der edelsten Holzgattungen dem Speculanten und dem Kaufmanne eine nicht minder lohnende Ausbeute verheißt.

Wenn Honduras dermalen der ärmste und verkommenste der fünf Staaten Central-Amerikas ist, so muß dies seltsamerweise hauptsächlich den Silber- und Goldminen zugeschrieben werden, welche sich auf seinem Territorium befinden. Die große Vorliebe der Bewohner für edle Metalle und die übertriebenen Ansichten von dem Erzreichthum der verschiedenen Minen haben einen großen Theil der Bevölkerung verleitet, statt der Cultur des Bodens sich dem Bergbau zu widmen. Von den Feldern wurde nur so viel bestellt, als man zur Nahrung dringend bedurfte, alle übrige Zeit verwendete man zu einem höchst unrationellen Suchen nach Metallschätzen. In den letzten Jahren, wo das Land noch außerdem von Krieg und Landplage heimgesucht wurde, rächte sich diese Vernachlässigung der Boden-Cultur auf die furchtbarste Weise. Die Maisfelder waren durch die Heuschrecken zerstört worden und Vorräthe nicht vorhanden. Auch die Minen lieferten dem Bergmann keinen so reichen Ertrag, um seine Bedürfnisse leicht aus den benachbarten Provinzen decken zu können. Gerade in den Mineraldistricten herrschte daher die größte Noth. Die meisten Bergwerke wurden in den letzten Jahren aufgelassen, und ich glaube ,daß von den Hunderten, welche über den ganzen Staat zerstreut sind, gegenwärtig kaum mehr als zwanzig bearbeitet werden. Keine Gattung von In-

dustrie leidet durch Kriege und politischen Unruhen so sehr wie der Bergbau, und diese mögen allerdings eine Mitursache sein, warum letzterer gegenwärtig in Honduras nicht gedeihen kann; allein nach unserer persönlichen Ueberzeugung liegt ein wesentlicher Grund des Verfalls in der geringen Ergiebigkeit der Minen selbst. Ich will nicht in Abrede stellen, daß man durch ein rationelleres System einen besseren Ertrag wie jetzt erreichen könnte, aber eine Ausbeute, welche auf die Entwicklung und den Wohlstand des ganzen Landes ihren Einfluß geltend machen würde, dürfte sich hier selbst mit den besten Maschinen schwerlich erzielen lassen. Die meisten Metallgänge in Honduras sind bereits erschöpft, was man von ihrem Reichthum liest und erzählen hört, hat nicht viel mehr Werth als den einer interessanten Tradition. In früheren Jahrhunderten waren die Minen von Honduras allerdings reich an Erz und haben der spanischen Krone selbst bei äußerst mangelhafter Bearbeitung ungeheure Summen eingebracht. Um das Jahr 1527 scheinen durch Martin Estete und Gabriel de Rojas in den heutigen Provinzen von Olancho und Gracias die ersten Minen entdeckt worden zu sein. Obschon diese improvisirten Bergleute keine anderen Werkzeuge zum Graben besaßen als die sie aus ihren Steigbügeln nothdürftig gefertigt hatten, gelang es ihnen gleichwohl, wie Herrera berichtet, im Laufe von zwei Monaten einen Goldwerth von 16,000 Piastern zu gewinnen. Dieser überraschende Erfolg lockte bald neue Ansiedler herbei. Anstatt sich in einer üppigen und fruchtbaren Gegend niederzulassen, siedelte man sich ohne Bedenken auf völlig sterilem Boden an, wenn dieser nur eine reiche Metall-Ausbeute versprach. Man ging in seiner Befangenheit so weit, den Vortheil und Nutzen des eroberten Landes bloß nach der Zahl der Minen zu beurtheilen, welche dasselbe besaß. Die erste Frage der Spanier an die Eingeborenen war immer, ob sie Gold hätten und wo solches zu finden sei; worüber die Indianer, welche den Werth dieses Metalles noch nicht kannten,

nicht wenig erstaunt waren.*) Bei dieser wilden Sucht nach Gold ist es nicht zu wundern, daß die Metallschätze von Honduras in den letzten Jahrhunderten mit großen Anstrengungen ausgebeutet worden sind. Man grub in den Bergen, wusch in den Flüssen und ließ selbst die Gräber indianischer Häuptlinge nicht undurchwühlt. Ueber den Ertrag der Minen Neuspaniens in den ersten Zeiten nach der Eroberung fehlt jede genauere Angabe. Der Geschichtschreiber Francisco Lopez de Gomara schätzt den Werth des Goldes und Silbers, welches von den Spaniern auf den sämmtlichen westindischen Besitzungen der kastilianischen Krone erbeutet wurde, auf sechszig Millionen Piaster.**) Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fing man an, die Goldminen und die Silberausbeute Central-Amerikas genauer zu kontroliren. Das im Lande gewonnene Metall, welches in der Münze von Guatemala geprägt wurde, belief sich (nach einem durch Henry Dunn***) im Jahre 1828 veröffentlichten Auszug aus einem Berichte des Münzdirektors der Föderativ-Republik,) in dem Zeitraume von fünfzehn Jahren, d. i. von 1796 bis 1810 auf 283 Mark, 4 Unzen, 73 Octavos Gold und 253,560 Mark, 1 Unze, 2 Oct. Silber im Werthe von 2,193,832 Piaster 5 Realen; von 1811 bis 1825 betrug die Gesammtausbeute der Minen Central-Amerikas 1524 Mark, 7 Unzen, 40 Oct. Gold und 423,881 Mark 2 Oct. Silber im

*) Der Cacique Nicaragua, von dem einer der fünf Staaten den Namen trägt, sagte ganz überrascht zu den Europäern: Wozu wohl so wenige Menschen so viel Gold benöthigten? —

**) Cronica de la Nueva España c. 224, p. 226, Ausgabe Barcia. tom. II. Oviedo sah 1515 in Westindien ein Stück Golderz von 5 und ein zweites von 7 Pfund Schwere. Der größte Goldklumpen, der jemals in Neuspanien gefunden wurde, soll 32 Pfund gewogen haben. Das Schiff, welches diese Goldmasse nach Europa bringen sollte, scheiterte jedoch in der Nähe der Insel Beata und der reiche Schatz versank ins Meer. G. f. de Oviedo. Hist. Natural de los Indias p. 51.

***) Guatemala, or the United provinces of Central-America in 1827 — 28. By Henry Dunn. New-York, 1828.

Werthe von 3,810,382 Piastern $5\frac{1}{2}$ Realen. Man kann zwar annehmen, daß außerdem mindestens Ein Zehntheil mehr als Bouillon im rohen Zustande ausgeführt wurde; immer aber bleiben diese officiellen Ausweise weit hinter den Muthmaßungen zurück, welche über den Ertrag der verschiedenen Minen im Volke verbreitet sind.

Der Minendistrikt des Staates Honduras erstreckt sich hauptsächlich über die Departements von Tegucigalpa und Gracias. Die Orte, wo gegenwärtig noch Silberminen gebaut werden, sind Yuscaran, Corpus, Coloal, Cedros, St. Lucia, St. Barbara, San Antonio, Malacate, Merendon und Los Encuentros. Das Silber findet sich gewöhnlich in Verbindung mit Eisen, Blei und Kupfer, in wenigen Fällen auch mit Antimonium; jedoch kommt nur das Blei in hinreichender Menge vor, um dessen besondere Gewinnung vortheilhaft zu machen. Ich habe die größere Zahl dieser Minen besucht und glaube nach einem Vergleiche der verschiedenen Mittheilungen über den jährlichen Ertrag derselben mit meinen persönlichen Beobachtungen nicht weit hinter der Wahrheit zurückzubleiben, wenn ich den Werth des im Laufe eines Jahres in den verschiedenen Minen von Honduras gewonnenen Goldes und Silbers zusammen auf circa 400,000 Piaster anschlage. Ich wage diesen Anspruch, obwohl Herr Squier in seinem neuesten, mit großer Gewandtheit und noch mehr Begeisterung geschriebenen Werke über Central-Amerika den Export an edlen Metallen aus dem nördlichen Theile von Honduras noch in den letzten Jahren auf drei Millionen Piaster angibt.*)

---

*) Diese Angabe stimmt wenig mit dem überein, was Herr Squier einige Seiten früher über den Verfall des Bergbaus in Honduras berichtet: The mining districts are studded with decayed mining villages, whose proprietors have become „haciendèros,“ owners of immense grazing estates, on which their former labourers are now employed as herdsmen. A few establishments are still kept up, but the operations are conducted on a very small scale and in a very rude manner, and afford a very imperfect indication of the capabilities of the mines.“ Squier, Notes on Central-America, 1856. p. 161.

Es scheint mir weniger wahrscheinlich, daß der Bergbau oder die Ergiebigkeit der Minen in letzterer Zeit um fast den zehnten Theil abgenommen habe, als daß die erwähnte Ziffer zu hoch angeschlagen ist.

Die Goldminen von Honduras sind dermalen völlig verlassen. Nur in einigen Flüssen des Departements von Olancho wird von den Eingeborenen Gold gewaschen. Auch über den Goldreichthum dieser Flüsse herrschen große Uebertreibungen. Ein Indianer vermag selbst mit einiger Anstrengung in einem Monate nicht viel mehr als 1½ Unzen Goldes im Werthe von circa 24 Piastern aus dem Flußsand zu waschen. Ich war einmal in Tegucigalpa Augenzeuge, wie ein Indianer einem dortigen Kaufmann ein Fläschchen mit Goldkörnern zum Verkaufe anbot, die er aus dem Flußsand des Guayapa gewonnen hatte. Es war das Resultat der mühevollen Beschäftigung eines Monats. Der Indianer verkaufte seine kleine Goldernte für 17 Piaster (42½ Fr. rh.) und versicherte mich, daß man, um in derselben Zeit mehr zu erzielen, ganz ungewöhnlich vom Glück begünstigt sein müsse.

Außer Gold- und Silbererzen (von welchen man in Honduras bis zum Jahre 1825 angeblich über tausend Metallgänge entdeckt haben will) wird in Honduras noch Kupfer, Eisen *), Platina und Kohle gefunden. Von großem Interesse sind die Opalgruben, deren es über hundert gibt, und von denen die in der Nähe von Erandique, 12 Leguas westlich von Gracias, die bedeutendsten sind. In früheren Jahren gehörte der Opal zu den Haupthandelsartikeln des Landes. In letzterer Zeit hat auch dieser Industriezweig sehr gelitten. Im Handel bezahlt man gegenwärtig 100

*) In der Nähe von Agalteca, achtzehn Meilen von Tegucigalpa, findet sich magnetisches Eisen in großen Massen. Ein Berg von ungefähr drei englischen Meilen im Umfang ist völlig bedeckt mit metallischen Rollsteinen, ähnlich den bereits erwähnten zwei Bergen in der Eisenregion Missouris in den Vereinigten Staaten

Stück Opale je nach ihrer Größe mit 12—25 Piastern. Ein Arbeiter in den Opalgruben von Erandique erhält nicht mehr als 1 bis 2 Realen täglich Arbeitslohn. Ueberhaupt ist das Loos des Bergmannes immer ein trauriges und mühevolles und nur wenige glückliche Einzelne sind zuweilen im Stande, sich durch den Bergbau zu bereichern, während der Landwirth bei geringerer Arbeit in frischer, freier und gesunder Luft eine weit freudigere Existenz findet. Honduras würde vielleicht viel reicher sein ohne, als mit seinen Mineralschätzen. Die Sagen von den fabelhaften Erträgnissen einzelner Bergwerke in früheren Zeiten und ein krankhafter Durst nach edlen Metallen haben seine Bevölkerung bisher abgehalten, sich der Cultur des Bodens zuzuwenden, was viel Noth und Kümmerniß über das Land gebracht hat. Costa Rica, wo sich kaum 200 Bewohner am Aguacate mit Bergbau beschäftigen, ist der blühendste Staat Central-Amerikas, welcher für mehr als eine Million Piaster jährlich Kaffee ausführt und keinerlei Staatsschulden hat. Die Bodenverhältnisse von Costa Rica sind nicht günstiger als die von Honduras. Es gibt nur wenige Culturpflanzen der Tropen, welche auch nicht in letzterem Staate mit großem Nutzen gebaut werden könnten. Wenn dies bis jetzt unterlassen, so liegt die Schuld weniger an der Unfruchtbarkeit des Bodens als an der Fahrlässigkeit der Bevölkerung. Während die das Maximum der Wärme erfordernden Tropenpflanzen wie Cacao, Indigo u. s. w. in den Tiefebenen von Honduras ganz vortrefflich fortkommen, geben Zucker, Kaffee, Bananen bis zu einer Höhe von 4000′ reichen Ertrag; und Mais, Bohnen, Reis, Tabak, Yucca, Yams, Camotes u. s. w. können sogar bis zu einer noch beträchtlicheren Höhe mit Vortheil gebaut werden. Auf dem Plateau von Tegucigalpa, Intibucat, St. Rosa kommen auch die Getreidearten der nordischen Zone, wie Waizen, Gerste, Roggen und Hafer sowie die meisten europäischen Gemüsearten vortrefflich fort und liefern auf einem Boden, der nie gedüngt zu werden braucht, mit der Hälfte Arbeit einen doppelt so

großen Ertrag wie in Europa. Die köstlichsten Früchte der Tropen, die Anona, Aguacate (Persia gratissima), Guayava (Psidium Guajava), Mango (Mangofera domestica), Papaya (Carica Papaya), Sapote, Nispero, Jocote wachsen ohne besondere Pflege in allen niederer gelegenen Theilen von Honduras, indeß seine Wälder die edelsten, kostbarsten und nützlichsten Baumgattungen, wie Mahagony, Palisander, Cedrelen, Brasilienholz (Caesalpina), Gelbholz (morus tintoria), Drachenblut (Pterocarpus Draco), Sandelholz (Santalum), u. s. w. schmücken. Auch an edlen Harzen und Pflanzen zu officinellen und technischen Zwecken besitzt Honduras einen großen Reichthum, und Sarsaparilla, Ipecacuanha, Palma Christi, Vanille, Kautschuck u. s. w. kommen so massenhaft vor, daß sowohl die Heilwissenschaft wie die Industrie und der Handel von einer systematischen Ausbeute der vegetabilischen Schätze dieses Landes große Vortheile ziehen müßten.

Die landwirthschaftlichen Verhältnisse von Honduras sind ziemlich dieselben wie die der Nachbarstaaten. In keinem Zweige der Oekonomie begegnet man irgend einem erheblichen Unterschiede noch einem besonderen Fortschritte. Die Viehzucht liegt noch völlig im Argen und ist blos auf die Departements von Olancho, St. Barbara und Yoro beschränkt. Maulthiere und Pferde sind die einzigen Verkehrsvehikel des Landes. Da es im ganzen Staate keine fahrbaren Straßen gibt, so kann jede Art von Fortbewegung, sowohl von Menschen wie von Waaren nur auf dem Rücken dieser Thiere geschehen. Wollte ich auf die landwirthschaftlichen Verhältnisse von Honduras näher eingehen, so müßte ich wiederholen, was ich über den Zustand der Agricultur in meinen Reisestudien über Costa Rica*) gesagt habe. Auch in Honduras wie in Costa Rica sind alle Elemente vorhanden, um einem strebsamen Landwirthe eine

*) Die Republik von Costa Rica in Central-Amerika. Reisestudien und Skizzen aus den Jahren 1853 und 1854 von Dr. Moritz Wagner und Dr. Carl Scherzer. Leipzig, 1856. pag. 307.

gedeihliche, glückliche Existenz zu sichern, auch hier wie dort verstehen die Eingeborenen nur wenig, die Fülle von Segen, welche eine großmüthige Natur in ihre Hand gelegt, zu ihrem Vortheile zu benützen. — Ich hoffe dem Leser im vorstehenden Kapitel die reichen und großartigen Hilfsquellen von Honduras hinlänglich vor Augen geführt zu haben, um seine Sympathie für dieses herrliche Land zu erwecken und mir die Ehre seines Interesses auch für die folgenden Blätter zu wahren.

Siebzehntes Kapitel.

# Nach Yuscaran und San Antonio.

---

Das erste Dorf in Honduras. — Verschiedenheit im Volkscharakter und deren muthmaßliche Ursache. — Ein Bad im Rio Grande. — Steinhaufen als Landstraße. — Yuscaran. — Don Felix Sierra. — Ein kostspieliger Patriotismus. — Forderungen von Franzosen und Engländern an die Regierung von Honduras wegen gewaltthätiger Zerstörung ihres Eigenthums. — Klimatische Verhältnisse von Yuscaran. — Kirchenprocession. — Gottesdienst. — Besuch der Silberminen. — Malacate. — El Sanctissimo Sacramento. — Ein betriebsamer Irländer. — Sein Urtheil über die Ertragsfähigkeit der Minen von Yuscaran. — Häusliches Stillleben. — Eine Lection in der Geographie. — Die berühmte „Wiener Gemüthlichkeit“. — Montserate. — Ein deutscher Bergmann. — Weiterreise. — Kostspieliges Briefporto. — Das Thal des Yeguare. — San Antonio seine Bevölkerung und seine Silberminen. — Erster Anblick von Tegucigalpa. — Ankunft. — Eine Mystification. — Der erste Eindruck.

---

Der erste Anblick von Honduras war gerade nicht besonders geeignet, uns einen günstigen Begriff von der Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes zu geben. Nachdem wir die Grenze Nicaraguas im Nordwesten überschritten hatten, ritten wir fortwährend durch traurige Einöden, über sterilen, dürren Grund, dessen Vegetation eine mehrmonatliche versengende Sommerhitze das letzte grüne Lebensmark ausgesogen hatte. Die kleineren Bäche waren gänzlich vertrocknet und die größeren rieselten voll Angst vor gleichem Geschick nur höchst bedächtig dahin. Alauca war das erste Dorf von Honduras, das wir zu sehen bekamen und wahrlich weder Baulichkeiten noch Bewohner schienen geeignet, uns heimischer zu stimmen. Wir hatten seit dem letzten Nachtbivouac im Urwalde nichts genossen und Reitern und Thieren gelüstete nach einem Morgen-

imbiß. Obwohl Alauca ungefähr 200 Einwohner zählt, konnten wir uns dennoch weder Tortillas noch Eier, ja nicht einmal Mais für die Maulthiere verschaffen und mußten uns mit dem Einkaufe von Bananen zufrieden geben, die allerdings spottbillig waren, und je acht Stücke nur 1 Real in Kupfer (kaum 1 Xr. rh.) kosteten. Der Volksschlag änderte sich jetzt auffallend. Die Menschen, die uns begegneten, waren kleiner, untersetzter, hatten mehr runde als ovale Gesichter, eine dunklere Gesichtsfarbe und ein mehr gekräuseltes Kopfhaar als die Bevölkerung von Nicaragua. Mit diesem physiognomischen Wechsel trat gleichzeitig auch eine merkliche Aenderung in dem Charakter der Bewohner ein, welche, wenngleich nicht zum Umgang einladender, doch freundlicher, heiterer sich darstellten und nicht mehr ein so räuberisches Aussehen hatten als die Mehrzahl der Bevölkerung der Republik von Nicaragua. Sogar in ihrem Anzuge vermochte man einen Unterschied wahrzunehmen und besonders angenehm fiel uns auf, daß nicht mehr Jeder bis zu den Zähnen bewaffnet war, sondern höchstens ein Messer und zwar von kleinerer und mehr sichelartiger Form als die in Nicaragua übliche Matschete in seiner Hand trug. Zu dieser wesentlichen Veränderung im Volkscharakter schien hauptsächlich der hier mehr vorherrschende Neger-Typus beizutragen, mit dem gewöhnlich auch jene sanftere Gemüthsbeschaffenheit zum Vorschein kommt, welche die äthyopische Race und ihre Abkömmlinge in den Vereinigten Staaten so auffallend von dem unbeugsamen, verschlossenen, wilden Charakter der braunen Ureinwohner unterscheidet.

Als wir jetzt in die Niederungen hinabstiegen und mit unseren Thieren das 50—80′ breite Flußbett des Rio Grande de Tegucigalpa durchschritten, war die Sonne von solch stechender, drückender Wirkung, wie wir sie nie vorher, selbst unter den Tropen nicht, empfunden hatten. Seit dem 15. März hatten die früheren, heftigen Nordwinde völlig aufgehört und es herrschte jetzt fortwährend eine so völlige Windstille, daß in unseren nächtlichen Lagern im

Freien eine Wachskerze mit derselben Ruhe brannte wie im wohlverschlossenen Studierzimmer daheim. Sobald wir das jenseitige Ufer des Rio Grande erreicht hatten, ließen wir die kleine Karavane Halt machen und schickten uns trotz der Warnungen unserer Führer vor Kaimans und Fieberanfällen (calenduras) zu einem erfrischenden Bade im Flusse an. Die vielen spitzen Kieselsteine im Flußbett machten allerdings das Baden etwas unbequem, der niedere Wasserstand verhinderte das Schwimmen und die Schale des Kalabaßbaumes war nur ein dürftiger Ersatz für den voluminösen Wassereimer, aus dem in europäischen Badeanstalten die erquickend kalte Douche über Kopf und Achseln stürzt; aber es war gleichwohl eine gar köstliche Körperlabung, und ich schreibe es hauptsächlich dem häufigen Genuß des Bades zu, wenn ich während meiner vielfachen Reisen durch diese heißen, ungesunden Niederungen niemals erkrankte. — Die Ufer des Rio Grande erscheinen kahl und wüst, die Laubholzvegetation dürr und versengt; gleichwohl wächst dieser Fluß, der jetzt an vielen Stellen trocken lag, während der letzten Regenmonate zu einer so bedenklichen Höhe, daß er zu jener Zeit nur in Kähnen passirt werden kann. Der Weg wurde in dem Maße schlechter, steiniger und steriler, als wir der Mineral-Region näher kamen. Und da überdies der Verkehr von Reisenden und Waaren auf dieser Route äußerst beschränkt ist und weder Gemeinden noch Regierung Lust und Mittel zur Ausbesserung zu besitzen scheinen, so reitet man oft stundenlang über kolossale Steinhaufen fort und mag sich alles Andere eher einbilden, als daß man sich auf einer Landstraße nach der Hauptstadt eines Staates befindet, der bereits seit mehr als drei Jahrhunderten der Civilisation zugänglich ist. Unter den vielen schlechten, halsbrecherischen Wegen, die ich in Central-Amerika zurückzulegen in die Lage kam, gebührt der Strecke von Alauca nach Yuscaran unstreitig der erste Rang.

Bei einer Höhe von 2500′ erschien wieder die erste Nadelholz-

vegetation; die Atmosphäre wurde jetzt frischer und lieblicher und als wir endlich gegen 6 Uhr Abends die Bergstadt Yuscaran (circa 5000′ über dem stillen Ocean) erreichten, befanden wir uns in einem Klima, das uns durch seine Vegetation sowohl wie durch die erfrischende Kühle der Luft vielfach an das westliche Europa erinnerte. Yuscaran ist am Ende eines oblongen Hochthales auf einem hohen, ziemlich schmalen Bergrücken erbaut, so daß der Marktplatz des Ortes mit seinem Häuserviereck sich allein auf ebenem Terrain befindet, während der größte Theil der Häuser terrassenförmig auf den beiden Abhängen steht, welch' erstere mit ihren weißen Mauern und rothen Ziegeldächern der Stadt von Ferne ein ganz eigenthümliches, malerisches Aussehen verleihen. Rings um die Stadt erheben sich mächtige Berge, von denen der sogenannte Volcano de Yuscaran mit seinen beiden bis am Gipfel mit Tannen bewachsenen Spitzen am gewaltigsten hervortritt. Im Allgemeinen ist der Boden viele Meilen weit im Umkreise ziemlich unfruchtbar und Yuscaran verdankt seine Gründung wie seinen früheren Reichthum weit weniger den grünen Schätzen seiner Oberfläche als seinen verborgenen Reichthümern im Berginnern. Jedoch gedeihen auch hier auf den westlichen Abhängen, wo die Sonne länger und stärker wirken kann, Bananen, Zuckerrohr und sogar Palmen.

Wir fanden in dem Hause des Don Felix Sierra, der vor einigen 30 Jahren von Barcelona nach Honduras einwanderte, die freundlichste Aufnahme. Die Altspanier sind in der Regel weit gastlicher und zuvorkommender gegen Fremde als die Eingeborenen und man fühlt sich zu ihnen auch mehr hingezogen. Es ist eine Art Welttheil-Verwandtschaft, die Einen anzieht, wenn man gleich aus dem entgegengesetztesten Punkte Europas kommen mag. Es sind die Bande europäischer Civilisation, die uns mit dem Altspanier enger und traulicher verbinden als mit dem in Sitte und Brauch uns fremder stehenden Sohne der südlichen Hemisphäre.

Don Felix hat eine zahlreiche Familie und seine herzigen Kleinen

mit ihrem blendend weißen Teint, ihren großen blauen Augen und weichen, blonden Lockenhaar stechen gar seltsam gegen die braunen Gesichter und die pechschwarzen Haare der Kinder der Eingebornen ab. Obschon einer der wohlhabendsten Minenbesitzer, verschmäht es Don Felix gleichwohl nicht, in einem Ecklocale seines am Marktplatze gelegenen Wohnhauses einen Laden mit einem Allerweltskram offen zu halten und darin abwechselnd mit seiner Ehefrau nach der Elle oder der Unze zu verkaufen.

Don Felix war mit einer Verwandten des Generals Morazan verheirathet und gehörte der herrschenden Partei an, wenngleich seine politischen Sympathien zuweilen noch mit dem Königsscepter des kastilischen Mutterlandes liebäugelten und derselbe sich noch immer dem Glauben hingab, Spanien besäße noch Macht und Mittel genug, um seinen verlorenen Einfluß in Amerika wiederzugewinnen. — Die fortwährenden politischen Wirren und seine Verwandtschaft mit Morazan hatten Don Felix zu wiederholten Malen große Calamitäten bereitet und seinem Vermögen manchen empfindlichen Schlag beigebracht. Gerade jetzt war derselbe wieder im Begriff, eine Forderung an die gegenwärtige, ihm befreundete Regierung von Honduras wegen Verlusten zu stellen, welche ihm seine Anhänglichkeit an dieselbe zu einer Zeit verursachte, wo die Oppositionspartei am Staatsruder stand. Man hatte damals sein Wohnhaus demolirt, seine Waarenvorräthe geplündert und ihm dadurch einen Schaden von mehr als 40,000 Dollars zugefügt. Und nun, wo seine Partei in Macht ist und derselbe für so vieles aus Patriotismus Erlittene eine theilweise Entschädigung verlangt, sieht sich die Regierung außer Stande, die zahlreichen an sie von ihren Anhängern gestellten Reclamationen auch nur theilweise befriedigen zu können. „Was nützt es mir,“ klagte mir einmal Don Felix während eines Spazierrittes mit Recht, „einer Partei anzugehören und Leben und Eigenthum für sie zu opfern, wenn diese weder Macht noch Mittel besitzt, mich zu schützen und das in ihrer Vertheidigung Verlorene

wenigstens theilweise wieder zu vergüten!" — Don Felix dürfte trotz seiner begründeten Rechtsansprüche kaum den zehnten Theil seiner Verluste von der Regierung entschädigt erhalten und ist Willens, sich mit seiner Familie nach Granada zurückzuziehen. Dies scheint mir jedoch nur den Ort gewechselt, nicht die Gefahr beseitigt. — Auch mehre hier ansässige Fremde, Franzosen und Engländer, haben dem Gouvernement Reclamationen wegen der Zerstörung ihres Eigenthums während der letzten Unruhen im Gesammtbetrage von 60,000 Dollars überreicht, und wenn diese eher wie Eingeborne ihre Ansprüche befriedigt erhalten, so liegt dies gewiß weniger in einem mehr begründeten Rechte, als in dem imponirenden Nachdrucke, welchen das Erscheinen eines englischen oder französischen, mit Kanonen bespickten Kriegsschiffes an der Ostküste von Honduras ihren Forderungen verleiht. Ein unglücklicher Deutscher, dessen Vaterland in diesen Ländern noch so armselig, oft gar nur durch Handlungscommis vertreten ist, würde wohl ebenso lange und vielleicht noch länger als die Einheimischen auf die Gewährung wenngleich noch so gerechter Ansprüche warten müssen!

Yuscaran zählt ungefähr 6000 Einwohner, der Mehrzahl nach Neger und Zambos (Mischlinge von Negern und Indianern), die sich sämmtlich mittelbar oder unmittelbar vom Bergbau ernähren. Das Klima ist ein äußerst liebliches; das Thermometer sinkt nach der Beobachtung und Mittheilung eines hier seit mehren Jahren lebenden Deutschen niemals unter 64° und steigt selten über 76° Fahrh. Die mittlere Jahrestemperatur ist 70° F. Die Temperatur der Minen wechselt je nach den Jahreszeiten zwischen 60 und 70° F. — Der Tag nach meiner Ankunft war ein Sonntag und noch obendrein der 19. März, das Fest des Kirchenpatrons, des heil. Josephus. Schon am frühen Morgen bewegte sich eine Procession unter ohrenzerreißender indianischer Musik aus der Pfarrkirche über den Hauptplatz, den heil. Joseph, eine prunkhaft aufgeputzte Holzfigur festlich herumtragend, der auf ein Haar dem heil. Crispinus in

Matagalpa ähnlich sah. Es scheint, man verwendet hier bei den verschiedenen Heiligenfesten immer dieselbe Figur und gibt ihr nur einen andern Namen und zieht ihr nur andere Kleider an. Der Pfarrer folgte unter einem rothdamastenen Traghimmel und ließ sich von der Würde seines Amtes nicht zurückhalten, gleich einem weltlichen Festarrangeur allerhand Anordnungen zu geben und den Gang des Zuges, das Abfeuern von Raketen, das Läuten der Glocken u. s. w. vom Traghimmel aus zu dirigiren. Es waren ausschließend Frauen, die in einfach nettem Anzuge, lange, bunte, rothe Tücher über den Kopf geworfen, der Procession folgten. Das Innere der Kirche, die im Jahre 1779 erbaut und im Jahre 1835 neu hergestellt wurde, war reich mit bunten Gehängen verziert und festlich mit Bananenbäumchen und Fichten ausgeschmückt; zwei Baumarten, die sich im Leben nur selten so nahe kommen. In der ganzen Anordnung erblickte man die Wohlhabenheit des Ortes und die nachhaltige Wirkung der einst so ergiebigen Bergwerke. Während der Kirchenfeierlichkeit war ein wohlgeschulter Sängerchor thätig, und alles musikalisch Ausgeführte war so überraschend gelungen, daß man unwillkürlich auch hier an den Einfluß des vorherrschenden Negertypus erinnert wurde, welcher bekanntlich weit empfänglicher und gelehriger ist als der stolze, unbeugsame Indianer.

In den Nachmittagsstunden fand eine Wiederholung des Umzuges statt; der heilige Joseph hatte dieselben Festkleider an, der Pfarrer ging unter demselben rothen Traghimmel, ein Theil der weiblichen Bevölkerung folgte in derselben automatenmäßigen Ordnung; auch unser Gefühl des Götzendienstähnlichen in dieser Ceremonie war dasselbe geblieben. —

Am nächsten Morgen begleitete uns Don Felix nach mehreren der bedeutendsten Bergwerke in der Umgebung von Yuscaran. Der Zeitpunct, wann diese Minen zuerst bebaut wurden, ist nicht genau bekannt. Bei der krankhaften Sucht der spanischen Abenteurer nach Gold und Silber ist indeß zu vermuthen, daß ihnen auch

der Metallreichthum Yuscarans nicht lange unbekannt blieb und viele der vorhandenen Minen bereits vor mehreren Jahrhunderten bebaut wurden.

Die in einem Umkreise von wenigen Meilen von der Stadt zerstreut herumliegenden fünfundzwanzig regelmäßigen Bergbauten sind das Eigenthum von zehn verschiedenen Besitzern. Gegenwärtig wird jedoch blos in fünf größeren Minen systemmäßig gearbeitet; doch gibt es außerdem eine Unzahl kleiner Gruben, aus denen einzelne „prospectors“ mehr Täuschungen als Thaler graben. In den letzten Jahren war die Ergiebigkeit der hiesigen Minen eine höchst geringe; das gewonnene Metall lohnte kaum für die große Mühe der Bearbeitung und die Kostspieligkeit des Transportes. Mehrere neue Schachte, die man senkte, mehrere neue Gänge, die man öffnete, ergaben durchaus keine erfreulicheren Resultate, und so wandte man sich denn am Ende wieder dem Weiterbau solcher aufgelassener, älterer Minen zu, deren einstiger Metallreichthum sich gleich einem Feenmärchen im Munde des Volkes erhielt und, wie dies gewöhnlich in solchen Fällen geschieht, in dem Maße die Phantasie der Speculanten erhitzte, als der Erfolg ausblieb.

So wurde die älteste Mine Yuscarans, das Malacate-Bergwerk, das vor einigen dreißig Jahren eine der ergiebigsten Silberminen des ganzen Staates gewesen sein soll, vor ungefähr sieben Jahren von einer Gesellschaft neuerdings in Angriff genommen und man verausgabte auf die Ausräumung der bereits in Schutt gestürzten Gänge und Galerien, um zur Hauptader zu gelangen, große Summen. Nach sieben Jahren unausgesetzten Grabens war man 30 Posos oder 450′ senkrecht und 1800′ horizontal in den Berg hineingegangen, hatte in dieser Arbeit ein Capital von 35,000 Dollars ausgegeben und noch immer nicht jenen gewünschten Punct erreicht, wo die Vorgänger mit ihrem Bau aufgehört hatten. Da das Vordringen systemmäßig geschieht, so ist es auch mit weit größerem Zeitaufwand

und höheren Kosten verbunden als in den gewöhnlichen Minen. Alle die verschiedenen unterirdischen Gänge und Gallerien sind mit unzähligen Massen von Baumstämmen gewissermaßen ausgefüttert; ein Wald von Bäumen in einem Berg von Erz! Die Bäume, welche zu dieser Art Ausfütterung von den Wäldern der Umgebung verwendet werden, sind Eichen, Tannen und zwei Laubholzgattungen, welche die Eingebornen Chapero und Frijolillo nennen. In einer Länge von 15′ kommt jeder Baumstamm, bis er am Eingange des Bergwerkes gebrauchfertig abgeliefert wird, auf circa drei Realen zu stehen.

Trotz der bisherigen, wenig aufmunternden Erfolge läßt die Gesellschaft gleichwohl die Arbeiten ununterbrochen fortsetzen und ist entschlossen, muthig auszuharren, bis die Stelle erreicht ist, wo der ältere Bau unterbrochen wurde. Gegen hundert Arbeiter sind mit der Ausräumung (limpiar) und der Verarbeitung des herausgeschafften Schuttes beschäftigt, aus dem, obschon von den früheren Bergleuten wegen zu geringer Mineralhaltigkeit völlig unbenützt gelassen, gegenwärtig noch mehrere tausend Dollars Metall gewonnen werden. Das Gewerk selbst, wohin das erzhaltige Gestein zur Manipulation gebracht wird, ist eine prachtvolle, großartige Baute im besten Zustande mit soliden Maschinen und verdiente allerdings einen entsprechenderen Zweck, als bloß, wie bisher, zur Verarbeitung des aus der Mine herausgeschafften Schuttes (brosa) verwendet zu werden.

Ein anderes hiesiges Silberbergwerk, das indeß weniger wegen seiner Ergiebigkeit als wegen der Ausdauer und des genialen Fleißes seines Besitzers Erwähnung verdient, ist die Mine des Sanctissimo Sacramento, seit 1819 entdeckt und seit sechzehn Jahren von einem Irländer, Namens George Collier bebaut. Erst seit vier Jahren erlaubten es dessen Geldmittel, das Barrilsystem einzuführen. Vor dieser Zeit bediente sich derselbe des sogenannten Patio- oder Schlegelprozesses, wie solcher noch in den meisten Bergwerken von Hon-

duras im Gebrauche ist. Durch dieses veraltete System des „Patio" bleibt die Hälfte des Metalls im Gestein und es gingen dadurch im Laufe von Jahrhunderten, die der hiesige Bergbau zählt, Millionen von Silber verloren. Zur Construction der verschiedenen Apparate u. s. w. wurde meistentheils die Pechtanne verwendet. Binnen 24 Stunden können in den vorhandenen Maschinen vier Tonnen (8000 Pfund) Mineral verarbeitet werden. Indeß sind die Maschinen der geringen Wasserkraft wegen nur neun Monate des Jahres hindurch in Thätigkeit; in der zweiten Hälfte der trockenen Saison (vom Februar bis Mai) tritt ein derartiger Wassermangel ein, daß sämmtliche Apparate während dieser Zeit gewöhnlich völlig stille stehen müssen. Man gewinnt in der Regel aus 2500 Pfund Mineral 5 — 6 Mark Silber. Der Arbeitslohn beträgt 2 — 3 Realen per Tag, doch muß sich der Arbeiter selbst verköstigen. Das Rohsilber wird nach Tegucigalpa und theils auch nach Granada ausgeführt*).

Die Quantität des Meersalzes, welche alljährlich zur Gewinnung des Metalles mittelst des Patioprozesses in den Minen verbraucht wird, beträgt ungefähr 20,000 Arrobas oder 5000 Centner. Dasselbe wird von der pacifischen Küste in der Nähe von Nacaome geholt und in den Minen zu 5 Realen per Arroba (25 Pfund) bezahlt. Ein Maulthier trägt 10 Arrobas (250 Pfund) und macht die ganze Reise in acht Tagen.

Mr. Collier, der mit einer Eingeborenen, einer Nichte des dermaligen Präsidenten der Republik verheirathet ist, findet zwar durch seine große persönliche Thätigkeit, seine musterhafte Ordnung und die Einführung gewisser ökonomischer Vortheile, wodurch die Ertragsfähigkeit der Minen wesentlich gesteigert wird, ein gutes Auskommen. Allein auch er gestand mir, daß der größte Theil der hiesigen Minen bereits erschöpft ist und sowohl Mittel wie praktische Kenntnisse fehlen, um

*) Man berechnet, daß die Gesammtausbeute der Silberminen von Yuscaran jährlich nicht mehr als 8000 Mark Silber oder 72,000 Dollars beträgt.

neue Bauten unternehmen zu können. Die meisten Minenbesitzer gewinnen kaum mehr als die Betriebskosten und ihren Lebensunterhalt.

Als ich in das Wohnhaus des Mr. Collier eintrat, war derselbe soeben im Begriff, seiner Frau, welche bereits von meinem Besuche benachrichtigt war, auf einer großen Karte von Europa, die an der Wand hing, das Land und den Ort, woher ich kam, zu zeigen, und derselben die ungeheure Entfernung und die bedeutenden Schwierigkeiten einer solchen Reise zu schildern. Die brave Frau hörte wohl zum ersten Mal in ihrem Leben den Namen der traulichen Kaiserstadt an der Donau, so weltberühmt wegen ihrer Gemüthlichkeit, ihren Frohnleichnams-Prozessionen und ihren militärischen Wachparaden, und stellte sich vermuthlich in einem Wiener etwas Ungeheuerliches vor. Sie schien daher nicht wenig erstaunt, ein ganz gewöhnliches Menschenkind, ohne riesigen Schnurrbart und gepuderten Haarzopf eintreten, und ganz zahm neben ihr Platz nehmen zu sehen. Wenn ich mich recht erinnere, so war Mr. Collier selbst einmal in Wien gewesen und hatte Leben und Leute dort ganz prächtig gefunden. Es war nicht das erste Mal, daß ich in der Fremde über meine herrliche Vaterstadt und ihre vortrefflichen Menschen Liebes und Freundliches äußern hörte, und auch nicht zum erstenmal, daß ich darüber ärgerlich und völlig schamroth wurde; denn immer wußte man nur von der außerordentlichen Gemüthlichkeit der Wiener, von den herrlichen Spaziergängen und den köstlichen „Mehlspeisen" zu erzählen, immer blos die Traulichkeit des dortigen Lebens hervorzuheben. Als ob nicht Wien eben so gut wie irgend eine andere europäische Großstadt und vielleicht noch mehr Philosophen, Politiker, Poeten, Künstler, Virtuosen und andere große und kleine Wunder aufzuweisen hätte! Als ob man nicht in Wien gerade eben so wenig sprechen dürfte und eben so viel verschweigen müßte, wie im neubackenen französischen Kaiserstaate, als ob unser Sommer nicht eben so heiß wäre wie der englische, unser Winter

nicht fast eben so rauh wie der nordamerikanische! Wahrlich, man möchte sich in den abstoßendsten Yankeeklotz des Westens verwandeln, wenn man immer nur seine unvergleichliche „Gemüthlichkeit" von andern Völkern hervorheben und lobpreisen hört! —

Das dritte Bergwerk, das wir in der Nähe von Yuscaran besuchten, war Montserate, das Besitzthum eines Elsassers, Namens Schäfer. Es ist die höchstgelegenste Mine, am steilen Abhange eines der gewaltigsten Berge der Umgebung, die nach langer Unterbrechung erst seit acht Jahren wieder bebaut wird. Der Eigenthümer beschäftigt ein Dutzend Bergleute, da aber gerade Montag war, so blieben die meisten von der Arbeit weg. Der „Montag" scheint in sämmtlichen Welttheilen ein Bummeltag der Arbeiterclassen zu sein. Das Erz findet sich hier, wie in allen Minen Yuscarans in Verbindung mit Quarz, Feldspath und Black-Jack. 2500 Pfund Gestein geben 55 Dollars Werth an Silber, 5 Dollars an Gold und kosten 20 — 22 Dollars Arbeitslohn. Im Durchschnitt werden hier allwöchentlich zehn Tonnen Gestein aus den Minen herausgeschafft und verarbeitet; ein großer Theil des Bergwerkes lag indeß noch unter Wasser, und der Besitzer versprach sich gerade von dieser Gallerie die reichlichste Ausbeute. Herr Schäfer hatte schon ein ziemliches Vermögen im Bergbau erworben, aber in der letzten Zeit durch starrsinnig fortgesetzte Grabversuche den größten Theil wieder eingebüßt und ist nun eben im Begriffe, sein Glück zum zweiten Male zu erproben, indeß seine Familie im Norden mit ängstlicher Sehnsucht der Erfolge harrt. Wie gesagt, die pecuniären Verhältnisse der sämmtlichen hiesigen Bergbauer sind durchaus nicht aufmunternd und geben nichts weniger als einen erfreulichen Begriff von dem dermaligen Metallreichthum der hiesigen Minen. Wir trafen nicht einen Einzigen, der sich in jüngster Zeit bereichert und nur Wenige, die nicht weit mehr Geld zugesetzt als gewonnen hatten. Und doch zieht die an solchen Erwerb einmal gewöhnte Bevölkerung das undankbare, ungesunde Geschäft, tief unten in den

Eingeweiden der Berge zu wühlen, dem weit einträglicheren, heiteren Tagewerke oben auf der grünen Fläche der Erde vor, obwohl es auch in einiger Entfernung von Yuscaran durchaus nicht an fruchtbaren, reichen Ertrag versprechenden Grundstücken fehlt.

In den Frühstunden des 21. März reisten wir nach Tegucigalpa weiter. Der Weg führte über riesige Bergrücken von solch steiler und felsiger Beschaffenheit, daß wir oft versucht wurden, vom Maulthiere zu steigen und die Reise zu Fuße fortzusetzen. Die Vegetation bestand fast ausschließend in Nadelholz, unter das sich nur selten einzelne Eichen und andere Laubholzbäume mischten. Auffallenderweise kam noch bei einer Erhebung von mehr als 4000′ ziemlich häufig eine Palmenart von 10 bis 15′ Höhe mit fächerähnlichen Blättern dicht neben riesigen Tannen vor, welche die Eingeborenen Guayape nannten. Wir ritten einen ganzen Tag durch diese traurig einsamen Wälder, ohne auch nur einer einzigen Seele zu begegnen, nicht einmal einem Räuber, von denen es doch nach den Mittheilungen des phantasievollen Redacteurs der Gaceta de Costa Rica, Monsieur Adolphe Marie, in den Wäldern von Honduras wimmelte. Der Verkehr mit den Nachbarstaaten stockt auf dieser Seite völlig. Selbst eine Postverbindung besteht in dieser Richtung nicht und wichtige Geschäfts- oder Familiennachrichten können nur durch wohlbezahlte Privatboten zu Fuß befördert werden, so daß z. B. ein auf diese Weise vom Bergdorf Dipilto an der Grenze von Nicaragua nach Guatemala (circa 150 engl. Meilen) gesandter Brief zwanzig Dollars Botenlohn kostet und fast einen Monat unterwegs bleibt.

In den Nachmittagsstunden passirten wir die Flüsse St. Clara und Yeguare und ritten dann schräg über das prachtvolle Thal des Yeguare nach den Bergen von San Antonio. Dieses rings von grünen Bergwänden umschlossene Thal von sechs Leguas Länge und einer Legua Breite, fruchtbar und reich bewässert, würde sich ganz vorzüglich für eine größere Niederlassung und zum Anbau der

verschiedensten Culturpflanzen eignen, während jetzt dessen Wildnisse nur freigelassenen Rindern zum Tummelplatz und zur Weide dienen. — Gegen Abend, nach mehrstündigem, immerwährendem Bergaufsteigen erreichten wir endlich das Städtchen San Antonio. Dasselbe ist seltsamer Weise dicht an einem schmalen, steilen Bergrücken (el Portillo) erbaut, so daß ein großer Theil der Ansiedlung auf der anderen Seite des Berges liegt und nur gesehen werden kann, wenn man dessen Gipfel erklimmt. Die Silberbergwerke von San Antonio gehören zu den ältesten des Landes; ihre Ergiebigkeit ist aber gleichfalls nur mehr eine schöne Mythe. — Im Jahre 1796 standen in San Antonio erst siebenzehn Hütten, dermalen zählt es über 1200 Einwohner und besitzt eine stattliche Kirche und ein ansehnliches Cabildo. Die Bewohner sind nicht reich, aber bemittelt und würden ein wohlgeordnetes Hauswesen besitzen, wenn nicht Spiel und Trunk in Börse und Gesundheit so ernste Verheerungen anrichteten. Unter der Woche sind es die „Naipes“ (Karten), an Sonntagen die Hahnenkämpfe, welche die Phantasie der Bewohner beschäftigen, und bei welch letzteren zuweilen an einem einzigen Sonntag-Nachmittag über 500 Dollars verloren und gewonnen werden sollen. — Die Minen, zwölf an der Zahl, befinden sich dicht am Städtchen, und mancher Bergmann kann fast von seiner Hausthür in den Schacht steigen. Die reichsten Metalladern streichen von Osten nach Westen; drei Arrobas mineralisches Gestein geben sechs bis zwölf Unzen Silber. Auch hier ist noch das uralte Verfahren des „Patio“ in Anwendung, wodurch fortwährend eine große Menge Silber verloren geht. — „Ein guter Chemiker ist's, was uns fehlt, nicht das Metall!“ meinte ein alter Bergmann, mit dem ich auf der Holzbank vor seiner Hausthür plauderte. Mir scheint aber, ein guter Chemiker würde die braven Leute höchstens thatsächlich überzeugen, daß der größte Theil der Minen in seinem Metall-Reichthum bereits erschöpft ist. Aus sämmtlichen Minen des Städtchens, in welchen dermalen circa 200 Bergleute

thätig sind, werden jährlich im Durchschnitte 25 Arrobas (625 Pfund) Silber in einem Werthe von 40,000 Dollars gewonnen, die nach Tegucigalpa gesandt und dort gegen Waaren und Effectstücke umgewechselt werden.

Bei der großen Abschüssigkeit des Terrains, auf welchem Städtchen und Minen liegen, richtet der Regen im Winter alljährlich viel Schaden an und man geht daher ernstlich mit dem Gedanken um, die gegenwärtige Ansiedlung gänzlich zu verlassen und das Städtchen im Thale von Yeguare neu aufzubauen. Vielleicht vertauscht dann wohl auch mancher Bergmann den Bohrer mit dem Pflug und lernt bald, wie die Cultur von Pflanzen, welche den Menschen nähren, ein viel einträglicheres und viel weniger mühsames Geschäft ist als das unsichere Wühlen im düsteren Berginnern nach Metallklumpen.

Von San Antonio nach Tegucigalpa, der ansehnlichsten, größten und thätigsten Stadt von Honduras, eine Entfernung von ungefähr acht Leguas, führt zwar ein nicht minder beschwerlicher, aber durch die Großartigkeit und Abwechslung der Naturerscheinungen reichlich entschädigender Maulthierpfad. Wir brachen ziemlich früh von San Antonio auf, und obwohl wir den größten Theil des Abends vorher mit freier Vertheilung von Arzeneien an bestürmende Kranke beschäftigt waren, kam jetzt ein brauner Barfüßer sogar noch eine ziemliche Strecke Weges nachgelaufen und wollte uns zur Umkehr bewegen, um einer alten gichtkranken Frau, welche diesen Morgen erst von unserer Ankunft Kunde erhalten hatte, für ihr böses Uebel einen guten Rath zu geben. Das lange Reisen in diesen Ländern und die nähere Bekanntschaft mit dem zudringlich unverschämten Charakter des Volkes hatte jedoch das Gefühl der Mitleidenschaft, jene deutsche Erbsünde, schon etwas abgekühlt und wir besaßen bereits genug Gemüthsruhe um das an uns gestellte Ansinnen rundweg abzuschlagen, eine Kraft, die wir uns wohl vor einem Jahre noch nicht zugetraut hätten. Eine geraume Zeit ging

der Weg durch Wälder von Tannen und Eichenbäumen, von deren grünen Zweigen üppig wuchernde Tillandsien wie lange graue Haarlocken herabhingen. Endlich gegen eilf Uhr erreichten wir die Paßhöhe (el Alto) von Tegucigalpa, auf welcher unser Aneroid-Barometer einen Luftdruck von 23′$\frac{23}{40}$ anzeigte und der Wind gar nördlich sauste. Von hier aus genossen wir den ersten Blick über das Hochthal, an dessen nordwestlichem Ende das freundliche Tegucigalpa mit seinen stattlichen Kirchthürmen und seinen reinlichweißen Häusern lag, die, eben von den Strahlen der Mittagssonne beschienen den nahenden Wanderer gar gastlich entgegenblickten. Das Hochthal von Tegucigalpa ist weder von so großartiger Ausdehnung noch von so heiterem Ansehen wie das, in dem sich die Hauptstadt Costa Ricas erhebt; zugleich entbehrt es noch jenes schönsten Schmuckes, der gerade das letztere so ungemein reizend macht: der Cultur. Ringsherum erblickt hier das Auge nichts als Wälder und uncultivirtes Land, vom Fleiß des Menschen noch unberührt. Gleichwohl mag sich auch hier die Phantasie des Beschauers ein gar heiter-behagliches Gemälde menschlicher Thätigkeit und Prosperität entwerfen, wenn sie sich Berg und Thal von arbeitsrührigen Menschen bevölkert und bebaut denkt, auf jeden Hügel ein Schulhaus und eine Kirche sich malt und die fruchtbare Hochebene mit Dörfern und umzäunten Culturgärten ausschmückt. Und man muß es wahrlich nur der völligen Unkunde, die bisher über die Staaten Central-Amerikas herrschte, der großen Schwierigkeit, dahin zu gelangen, und den gegenwärtigen noch so wenig geordneten politischen Zuständen des Landes zuschreiben, wenn alljährlich hunderttausende Europamüde vorziehen, nach dem Norden zu wandern, und dort sich allen Mühen und Strapatzen eines rauhen Klimas und eines oft nur durch künstliche Mittel sich befruchtenden Bodens willig zu unterwerfen, indeß nur wenige Einzelne, gleich zufällig Verirrten, nach diesen gesegneten Himmelsstrichen gelangen, wo die Lieblichkeit eines wahrhaft ewigen Frühlings, eine unermeß-

liche Fruchtbarkeit des Bodens, und die Leichtigkeit sich selbstständig zu machen, solche überwiegende und verlockende Vortheile bieten. —

Nachdem wir den Alto de Tegucigalpa überschritten hatten, ging der Pfad fortwährend wohl über sechs engl. Meilen hindurch bergab, bis wir endlich die Hochebene selbst erreichten. Die Vegetation änderte allmälich ihren rauhen, monotonen Charakter, und Palmen, Aloen, Mimosen und Pisanggewächse kamen jetzt wieder häufiger zum Vorschein.

Gegen vier Uhr des Nachmittags ritten wir in Tegucigalpa ein. Fast ein Monat war bereits vergangen, seitdem wir Managua im Staate Nicaragua verlassen hatten, obwohl die Entfernung von jenem Orte bis hierher nur ungefähr fünfzig deutsche Meilen beträgt. Wir hatten die Absicht in Tegucigalpa einen längeren Aufenthalt zu nehmen und waren daher mit zahlreichen Empfehlungsbriefen versorgt. Die Nina Luisa war uns als besonders gastfreundlich geschildert worden, und nach ihrem Hause oder vielmehr ihren Verkaufsmagazin richteten wir daher jetzt zuerst unsere Schritte. Wir ließen unsere kleine Karavane auf der Straße Halt machen und traten in den Laden, eine Art Putzwaarengewölb, wo eine gar zierliche Frauengestalt unsere Briefe in Empfang nahm und indem sie uns ausruhen hieß, hinter einer Seitenthür wieder verschwand. Bald darauf erschien dieselbe jedoch von Neuem und bat uns nun, in das Nebengemach zu treten, welches indeß nur eine Art Holzverschlag vom eigentlichen Verkaufsladen trennte. Wir erstaunten nicht wenig, dasselbe, wiewohl es noch hellster Tag war, ganz dunkel verhängt und nur mit einer Kerze matt erleuchtet zu finden. In einer Ecke saß ein Priester im Ordenskleide, der sich, als wir eintraten, von seinem Stuhle erhob, während eine ältere Dame von völlig europäischem Aussehen hinter halboffenen Bettgardinen mit einem Gegenstande sich beschäftigte, in dem ich in der Entfernung und bei der schwermüthigen Düsterheit, die über dem ganzen Gemach lag, den Sarg eines Kindes zu erkennen glaubte. Sobald

mich die ältere Dame bemerkte, kam sie auf mich zu, nahm mich wie einen alten Bekannten freundlich bei der Hand und lud mich ein, Platz zu nehmen. Sie sprach ein paar Worte französisch, ein paar Worte englisch, ein paar Worte spanisch und ging dann plötzlich wieder, als wenn sie sich an etwas Versäumtes erinnert hätte, zurück an ihre mysteriöse Beschäftigung.

Ich benützte diesen Ruhepunct in der Conversation, um mir Personen und Gegenstände näher zu betrachten, und erkannte nun bald, daß ich mich in dem Zimmer einer Künstlerin befand; eine gar seltene Erscheinung in Central-Amerika! Der vermeintliche Sarg war nichts weiter als ein Daguerreotype-Apparat und die mysteriöse Beschäftigung der Nina Luisa (denn sie war die ältere Dame von fremdländischem Aussehen) bestand in nichts Anderem als in der Vollendung eines Lichtbildes, welches die fahlen Mestizenzüge des ehrsamen Padre im Stuhl neben mir zu verewigen bestimmt war. Ich athmete wieder auf. — Ich glaubte dem Tode zu begegnen und fand eine erwachende Kunst; ich fürchtete einer schmerzzerflossenen Mutter mein wenig tröstliches Beileid bezeigen zu müssen und sah mich nun statt dessen in die angenehme Lage versetzt, einer talentvollen, graziösen Dame zu den schönen Erfolgen ihrer Kunst Glück wünschen zu können. Das war ein unerwarteter, beneidenswerther Wechsel! Nach dem Austausche der gewöhnlichsten Höflichkeiten stellte mir Nina Luisa ihr prächtiges Haus, das seit dem Tode ihrer Mutter leer stand, zur Verfügung und ließ es sogleich wohnlich herrichten; und ehe es Abend wurde, war ich mit Sack und Pack, mit Dienerschaft und Maulthieren bereits auf das Gehäbigste installirt. Ich gestehe gerne, daß das heitere Licht, in dem sich alle späteren Erscheinungen in Tegucigalpa mir darstellten, und die wohligen Erinnerungen, die ich endlich mit fortnahm, als ich nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte von dieser herrlichen Oase in einer düsteren Wälderwüste wieder schied, zum großen Theil dem angenehmen ersten Eindruck zugeschrieben werden müssen, den

Ort und Menschen durch die Herzlichkeit der ersten Begegnung auf mich machten. Der erste Eindruck! Das ist ein gar wunderbarer Magnet, dessen zauberähnlichem Einflusse sich wohl nur wenige Erdenkinder zu entschlagen vermögen. Man sollte glauben, alle Menschen müßten den Fremden eine gleich freundliche Aufnahme bereiten, wenn man fühlt, welch nachhaltige, danknährende Wirkung eine solche auf den Wanderer zurückläßt. Allein ein wohlwollender Empfang ist eine nicht blos willkürliche Handlung; er ist der Ausdruck der inneren Gemüthsverfassung des uns bewillkommenden Individuums, und steht daher mit dieser im engsten Zusammenhange. Weltbildung und Erziehung erscheinen zwar auch hier als wesentliche Modificatoren und man kann daher in der Regel in civilisirten Ländern auf eine wohlwollendere Aufnahme zählen als unter halbgebildeten Völkern; aber immer wird auch dort die psychische Stimmung des Empfangenden den Ausschlag geben.

Und wie eine unfreundliche Aufnahme nicht ganz unpassend mit einem rauhen Herbstnebel verglichen werden mag, der dem Bilde, das sich dem Reisenden eben darstellt, eine gar düstre Färbung verleiht, ebenso ist andererseits ein herzlich-warmer Empfang auf fremder Scholle dem hellen Sonnenscheine nicht unähnlich, der Menschen und Gegenstände gar herrlich überstrahlt, unter welche der Wanderer eben im Begriffe steht einzuziehen. —

## Achtzehntes Kapitel.

# Tegucigalpa.

Physiognomie der Stadt. — Die Cathedrale. — Die Kirche de los Dolores. — Die Brücke über den Rio Grande. — Der Marktplatz. — Die Bevölkerung. — Vortheile der Landwirthschaft vor dem Bergbau. — Handel. — Geselliger Ton. — Das erste Clavier. — Dona Luisa. — Eine central-amerikanische Liebesgeschichte — General Morazan, der Sto'z von Honduras. — Sein Einfluß auf die politische Entwicklung der fünf Republiken. — Seine Glanzperiode und sein Tod. — Santos Guardiola, der Tiger von Honduras. — Die Föderation eine Unmöglichkeit in Central-Amerika.

Da die Erdbeben auf der Ostseite der Cordilleren weit seltener sind, als an der Westseite, wo sich längs der pacifischen Küste der größte Theil der Vulcane Central-Amerikas gleich aufgestellten Schmiedeessen hinzieht, so ist man im Hochlande von Honduras auch in der Construction der Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude weniger bedenklich und baut höher, stattlicher und zierlicher. Die Kirchen haben hohe, ansehnliche Thürme, die Gerichtshallen so wie die Wohnhäuser wohlhabender Bürger sind durch ein oberes Stockwerk und niedliche Galerien oder Balkons ausgezeichnet. Tegucigalpa besitzt zahlreiche hübsche Bauten, die namentlich durch imposante, geschmackvolle Formen hervorragen und die Cathedrale zählt mit zu den schönsten Baudenkmalen, die ich in Central-Amerika zu Gesicht bekam. Dieser Gottestempel wurde im Jahre 1782 vollendet und dessen Errichtungskosten, die über 30,000 Dollars betragen haben sollen, aus der Privatbörse des damaligen, eben so reichen,

wie großmüthig-humanen Ortspfarrers bestritten. Der Baustyl ist ein einfach-edler. Die Zeichnung der äußeren Façade und des Hauptschiffes sowohl wie der Kuppel der beiden Front-Thürme beweisen einen geläuterten Kunstgeschmack. Schade, daß die innere Austapezirung des Tempels mit bunten Draperien, Goldflitter, Wandspiegeln, geschmacklos geschnitzten Figuren und nicht minder roh gemalten Heiligenbildern der Einfachheit des Baues so schroff widerstrebt. Der Tabernakel am Hochaltar ist in einem Granatapfel aus Silber verschlossen, der sich durch eine versteckte, künstliche Vorrichtung öffnet und schließt, ein Schauspiel, das an Sonntagen zahlreiche Schaulustige in die Cathedrale lockt und von vielen Eingeborenen als etwas ganz besonders Prachtvolles betrachtet wird. Uns hingegen kam dieses Schauspiel, als unter heiterer Orgelbegleitung der silberne Granatapfel sich stoßweise erschloß und die darin verborgene goldene Monstranz allmälich sichtbar wurde, doch etwas gar zu theatralisch vor, um sich daran zu erbauen und deren Einführung in das Heiligthum eines gottgeweihten Tempels schön finden oder wohl gar gutheißen zu können.

Auch die anderen vier Kirchen der Stadt, sowie das Municipalitäts-Gebäude auf dem Hauptplatze und die prachtvolle Steinbrücke über dem Rio Grande*) sind stattliche Bauten, die zum Schmucke Tegucigalpas wesentlich beitragen. Namentlich ragt in dieser Beziehung die Kirche der St. Maria de los Dolores durch ihren maurischen Baustyl und ihre buntbemalte Façade hervor. Leider herrscht auch hier im Innern viele Verwahrlosung, unwürdig der heiligen Bestimmung des Tempels. Auf den halbverfallenen,

---

*) Dieses herrliche Werk, nach dem Puente de los Esclavos im Staate Guatemala, eines der schönsten Bau-Denkmale Central-Amerikas wurde im Jahre 1820 mit einem Kostenaufwande von 23,000 Dollars unternommen. Der Rio Grande oder Rio de Tegucigalpa, der dicht an der Stadt vorüberfließt und während der Regenmonate oft zu einer erschreckenden Höhe anwächst, läuft nach dem stillen Ocean und ist von Choluteca aus bis ins Meer (15 — 20 Leguas) für kleinere Fahrzeuge schiffbar.

staubbedeckten Altären versehen alte, leere Weinflaschen den Dienst von Blumenvasen und es ist für den nüchternen Beschauer komisch genug, auf den einzelnen Flacons noch immer die Inschriften ihres früheren Zweckes wie z. B. Old Cognac, Double Stout, St. Julien, Sillery mousseux u. s. w. aufgeklebt zu sehen....

Der Marktplatz ist unstreitig der hübscheste, interessanteste Punct der Stadt. Hier befinden sich die stattlichsten Gebäude, hier herrscht den ganzen Tag über das meiste Leben. Alt und Jung versammelt sich daselbst, um Einkäufe zu machen oder Verkäufe zu schließen. Ein ganz eigenthümliches Ansehen erhält aber die „Plaza" in später Abendstunde, wenn die indianischen Höckerinnen, um ihre auf der finstern Erde feilgebotenen Eßwaaren (bestehend in Tamales*), Chokolade und tropischen Früchten) den Vorübergehenden ersichtlicher zu machen, ihren kleinen Kram an verschiedenen Punkten mit Kienholz erleuchten; wenn luftschöpfende Paare auf den Stufen, die zur Cathedrale führen, singend und schwatzend sich niederlassen, und in den Corridors der öffentlichen Gebäude rings herum ein Quodlibet von Wanderern unter fröhlichem Gelärm sein Nachtlager aufschlägt. Und um die Eigenthümlichkeit dieses nächtlichen Bildes noch zu erhöhen, sieht man von Zeit zu Zeit heimkehrende Indianerweiber mit brennenden Kienspänen über den finstern Platz eilen und ein irrwischartiges Licht verbreiten.

Tegucigalpa, vor ungefähr hundert Jahren gegründet, zählt gegenwärtig über 8000 Seelen, die sich hauptsächlich von Ackerbau und Handel nähren, während man glauben sollte, die indianische Bedeutung des Wortes Tegucigalpa (Hügel von Silber) würde die Eingeborenen bei ihrer Voreingenommenheit für solche Unternehmungen eher zum Spüren nach verborgenen Metallschätzen verleiten. Und der Zustand dieser hübschen Stadt, ihr Aufblühen und Wohlstand inmitten von Mangel, Noth und Verfall ist wohl

---

*) Heiße Maiskuchen.

der beste Beweis, wie dieser Staat bei der geringen Zahl seiner Bevölkerung, bei seinen mangelhaften Verkehrswegen und den mehr imaginären als wirklichen Reichthümern seiner Bergwerke weit größere Vortheile aus einer Cultur seiner überfruchtbaren Bodenfläche als aus dem unsicheren, gewagten Durchwühlen des Erdinnern ziehen würde. Während unserer Bereisung von Honduras im Frühling des Jahres 1854 trafen wir im ganzen Staate von Yuscaran bis an die Grenze von Salvador und Guatemala eine unbeschreibliche Noth und einen großen Mangel an Lebensmitteln. Selbst die Hauptstadt Comayagua, in einem sehr üppigen Thale gelegen, war nicht davon verschont geblieben; und mochte auch die Heuschreckenplage und die Verheerungen, welche dieselbe anrichtete, eine Mitursache dieses Nothstandes sein, so wurde dieser doch wesentlich durch die Trägheit und Sorglosigkeit des Landmannes verschlimmert, der immer nur für den Bedarf der nächsten Stunde arbeitet, niemals an spätere schmale Zeiten denkt und noch viel weniger dafür sorgt. Wahrlich, es klingt seltsam genug, die große Fruchtbarkeit des Bodens und den mannigfaltigen Reichthum der Production dieser naturbevorzugten Länder rühmen und doch dabei über Noth und sogar den Mangel an den wichtigsten Lebensbedürfnissen klagen zu hören. „Was kann wohl," mag der Leser mit Recht ausrufen, „die Fruchtbarkeit eines Landes sein, das eben erst wieder der kalte Norden mit den Producten der ersten Nothwendigkeit versehen mußte, damit dessen Bewohnerschaft nicht verhungere!" Der Grund dieser Calamität muß aber, wie wir schon früher bemerkten, nicht in den Bodenverhältnissen sondern in der Indolenz der Bewohner, in der traurigen Verwirrung seiner politischen Zustände und der momentanen Landplage gesucht werden. In Tegucigalpa, wo man von den Kriegsunruhen entfernter ist, und sich mit mehr Rührigkeit und Fleiß der Cultur des Bodens zuwendet, hat auch die Heuschreckenplage nicht jene entsetzlichen Hungerfolgen gehabt wie in andern Theilen des Staates und ein geringes Steigen der Preise der

Lebensmittel war das Einzige, wodurch sich hier dieses Uebel fühlbar machte. — Gleichwohl bleiben diese Preise trotz der momentanen Theuerung weit hinter den nordamerikanischen und europäischen zurück und es dürfte vielleicht für den Landwirth nicht ganz ohne Interesse sein, am Fuße ein kleines Verzeichniß des Werthes der wichtigsten Naturprodukte im Departement von Tegucigalpa und Olancho im Staate Honduros mitgetheilt zu finden.*)

Der größte Theil des inländischen und fremden Handels geschieht durch diese Stadt und man mag daher mit ziemlicher Genauigkeit annehmen, daß der Handelsverkehr Tegucigalpas zugleich den des ganzen Staates repräsentirt. Das in den verschiedenen Minen gewonnene Mettall wird gewöhnlich hierher gebracht und im rohen Zustande verkauft oder gegen Waaren eingetauscht; Thierhäute und andere Artikel des Exporthandels nehmen über Tegucigalpa ihren Weg nach dem Hafen der Ostküste und eben so ist es auch der Ort, über welchen ausländische Waaren zumeist ins Land kommen. Der Verkehr mit dem Auslande hat in den letzten Jahren aus Mangel an Export- und Tausch-Artikeln bedeutend abgenommen und während Baron Bülow in seinem Werke über die Staaten Central-Amerikas (p. 295) den Handel von Honduras noch im Jahre 1846 auf 461,812 Piaster Werth an Ausfuhr und 560,000 Piaster Werth an Einfuhr, also zusammen auf ungefähr Eine Million Piaster angiebt, beträgt derselbe nach den uns von den geachtetsten Kaufleuten Tegucigalpas gemachten Mittheilungen kaum 300,000 Piaster Werth an Ausfuhr**) und ungefähr ebenso

*) 1 Medida (15 Pfd. Gewicht) Mais kostet 5 Reals; 1 Medida schwarzer Bohnen (frijoles) 16 Reals; 15 Stück Wurzel (Yucca, Yam, Camotes, Quiskil 2c. 2c.) 1 Real; 3 Pfd. Reis 1 Real; 1 Pfd. Schweinschmalz 1 Real; 1 Pfd. frische Butter 1 Real; 15 Stück Eier 1 Real; 5 Bouteillen Milch 1 Real; 5 Hühner 1 Real; 1 Henne 1 Real; 6 Pfd. Fleisch 1 Real; 1 Kuh 5 Piaster; 1 Ochs 5 Piaster; 1 zweijähriges Rind 2—3 Piaster; 1 Schaf 2 Piaster; 1 Maulthier 25—40 Piaster; 1 Pferd 10—50 Piaster.

**) Mr. Squier schlägt den Werth der Ausfuhrartikel allein auf mehr als

viel an Einfuhr, so daß der jährliche Gesammtverkehr des Staates an Aus- und Einfuhr sich auf circa 600,000 Piaster belaufen dürfte. Die Theilnahme des einzelnen Bewohners an dem öffentlichen Verkehre beträgt also dermalen nicht mehr als 2 Piaster. Die Handelsflotte des Staates besteht aus fünfzehn Schiffen, welche zusammen nicht mehr als acht hundert Tonnen Gewicht haben. Die Artikel der Ausfuhr sind: Gold, Silber, Thierhäute, Taback, Sarsaparilla, Balsam, Kautschuk, Schmuck- und Färbehölzer, auch etwas Hornvieh nach den Nachbarstaaten; jene der Einfuhr: alle Arten von Baumwollwaaren, Calicoes, Leinwand, fertige Kleider, Ackerbauwerkzeuge, Waldmesser, Gewehre, Nürnberger Waaren, ordinäres Porzellan, Glasperlen, Scheeren, Federmesser, Rasiermesser, Messing, Draht u. s. w. aus England, Seide, Wachs, Papier, Wein, Liqueur, Oel, eingemachte Früchte u. s. w. aus Spanien, Weizenmehl, Butter, Schinken, Bier, Essig, Talglichte (unglaublich aber doch wahr!), Stearinkerzen, Seife, Salz, Oelfalbe, Pulver, Blei, Aexte, Spiegel, Leder, Glaswaaren, ferner Eisenwaaren und gröbere Wollstoffe (domestics) aus den Vereinigten Staaten. Für alle diese Waaren nehmen die Kaufleute in Omoa und Truxillo als baar Geld an:

| | | |
|---|---|---|
| 1 Unze Gold zu . . . . . . . . | 17 | Dollars. |
| 1 Pfund Silber zu . . . . . . . | 17—18 | " |
| 1 Stück Ochsenhaut . . . . . . . | 1—1¼ | " |
| 1 " Tigerfell od. andere edlere Felle zu | 1—5 | " |
| 25 Pfund Sarsaparilla zu . . . . . | 2½—3 | " |
| 1 " Schildpat zu . . . . . . . | 3—3½ | " |
| 1 Zentner Brasilienholz . . . . . | 3—4 | " |
| 1 Pfund Taback in Blättern zu . . . | 1—1½ | Realen. |

eine Million an, was wohl auf einem Irrthum zu beruhen scheint. Die meisten Bergwerke sind verlassen, der Export an Hornvieh und Thierhäuten hat in Folge der kritischen Verhältnisse der letzten Jahre bedeutend abgenommen, eine mehrjährige Heuschreckenplage, welche die Maisfelder zerstörte, hat die Bewohner gezwungen, Ochsen und Kühe für ihre eigene Nahrung zu schlachten, die ihnen sonst als eine Quelle des Erwerbes dienten.

Während früher mehre der bedeutenderen hiesigen Kaufleute ihren Bedarf an europäischen Waaren direct aus England oder Deutschland bezogen haben, finden es dieselben bei der gegenwärtigen Handelsstagnation geschäftlich vortheilhafter, ihre Waaren indirect von Belize aus zu beziehen und über die Häfen von Omoa *) und Truxillo **) ins Land einzuführen. Zwei Drittheile der auf solche Weise

---

*) Der Hafen von Omoa, weit mehr berüchtigt durch die Tödtlichkeit seines Klimas als berühmt durch die Großartigkeit seiner Handelsbeziehungen, zählt ungefähr 500 Einwohner und sechs daselbst etablirte fremde Kaufmannshäuser. Da, wie bereits oben bemerkt, der directe Bezug von europäischen Waaren fast völlig eingegangen ist, so kommen die alljährlich zur Ladung von diversen Ausfuhrartikeln aus England und Nordamerika hier einlaufenden Schiffe meist in Ballast ohne irgend welche Frachtgüter in Omoa an und nehmen Mahagony, Färbehölzer, Sarsaparilla, Thierhäute u. s. w. von hier zurück. In den daselbst etablirten Mahagonyschlägen, unter welchen der von Mr. F. Follin, U. S. Consul, einer der großartigsten ist, dürften alljährlich ungefähr 900—1000 Mahagonybäume (oder circa 1,000,000′, à 60 Doll. pr. 1000′) gefällt und ausgeführt werden. Was das vielberüchtigte Klima von Omoa betrifft, so können wir uns zwar nicht der Ansicht hingeben, daß dasselbe so außerordentlich mörderisch sei wie sein Ruf, gleichwohl aber muß man nicht wenig staunen, wenn Herr Du Puydt im Eifer, der belgischen Colonisationsgesellschaft zu dienen, in seinem Berichte an das belgische Ministerium (p. 144) soweit geht, die Salubrität dieses Hafens besonders hervorzuheben, weil einige Neger und andere Eingeborne ein Alter von 90 bis 105 Jahren und darüber erreichen und weil die Achziger der ganzen Küste entlang häufiger sind wie in Belgien oder Frankreich. Dabei vergißt aber Herr Du Puydt zu berücksichtigen, daß dieselben Verhältnisse, unter denen die eingeborne Mulattenrace mit wenig körperlicher und gar keiner geistigen Anstrengung gedeiht, gleichwohl der Tod der einwandernden weißen Bevölkerung sein würden, welche ihre gewohnte Thätigkeit hier unter der Glühsonne der Tropenküste fortzusetzen beabsichtigte und einer völlig fremden Lebensweise sich preisgegeben sähe.

**) Truxillo (1525 durch den Bischof Francisco de las Casas gegründet), der zweite Hafen von Honduras an der Ostküste, circa 80 Leguas von Tegucigalpa und 95 von Comayagua entfernt, besitzt nur Ein daselbst etablirtes, fremdes Handlungshaus und eine Bewohnerzahl von nicht viel mehr als 500 Seelen. Ein Dritttheil der jährlich vom Norden nach Honduras eingeführten Waaren (circa 80,000 Piaster Werth) wird durch diesen Hafen bezogen. Die Einfuhrsgebühr auf fremde Waaren (acabala maritima) beträgt in beiden Häfen der Ostküste 24 Procent vom angegebenen Werth, was Ursache ist, daß sämmtliche importirte Gegenstände bedeutend niederer verzeichnet erscheinen, als dieselben im Auslande gekauft wurden.

bezogenen Waaren werden über Omoa und ein Drittheil über Truxillo mittelst Maulthieren importirt. Ein mit 10 und 12 Arrobas (250—300 Pfund) beladenes Maulthier braucht zur Reise nach dem einen oder anderen Hafen und zurück gewöhnlich einen Monat und bringt seinem Vermiether durchschnittlich 8—11 Doll. an Frachtgebühr ein.

Der Handel Tegucigalpas mit den Häfen in der Conchagua-Bai am stillen Ocean ist gegenwärtig noch ziemlich unbedeutend, dürfte aber durch die bereits erwähnte projectirte Herstellung einer Verbindungsbahn zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean eine große Wichtigkeit erlangen.

So gering nun auch der Handel Tegucigalpas im Verhältniß zur Großartigkeit des Staates und der gebotenen Hilfsquellen erscheinen mag, so herrscht gleichwohl überall eine freudige Rührigkeit und das Gedeihen der Einzelnen theilt sich der Physiognomie der ganzen Stadt mit. Die Häuser sind besser und zierlicher gebaut, als man sie sonst in Central-Amerika zu finden gewohnt ist; es sind sogar schon die Anfangsgründe eines gewissen Luxus bemerkbar, der sich namentlich in der eleganteren Ausschmückung der Wohnzimmer und der Einführung von Pianofortes und anderer europäischer Instrumente äußert. Im Jahre 1840 kam das erste Piano nach Tegucigalpa, jetzt befinden sich deren bereits neun in der Stadt. Dies ist ein außerordentlicher Fortschritt, wenn man bedenkt, daß bei der schlechten Beschaffenheit der Wege dieses leicht gebrechliche Instrument vom Ausschiffungsort bis nach dem Innern (240 englische Meilen) über unzählige Bergrücken auf Menschenrücken getragen werden muß, was den Bezug ungemein schwierig und die Kosten sehr beträchtlich macht. Durchschnittlich kommt jedes der in Tegucigalpa aufgestellten Pianofortes, wiewohl dieselben weder aus Erard's noch aus Bösendorfer's Fabrik stammen, sondern meist nur Querpianos dritter Classe sind, auf 4—600 Piaster zu stehen. Für das musikalische Bedürfniß der Bewohner reichen dieselben jedoch

vollkommen aus. Man begnügt sich in diesen Bergen, ein paar Walzer oder Quadrilles spielen zu können. Ernstere oder gar klassische Musik kommt selten an die Reihe. Auch giebt es hier weder einen nationalen Tanz noch irgend eine Melodie, welche in den Mund des Volkes übergegangen wäre, wie z. B. der Yankee doodle in den Vereinigten Staaten. So gesellig auch die Einwohner von Tegucigalpa sind, so hört man das weibliche Geschlecht doch nur ausnahmsweise singen. Meine holde Hauswirthin, Dona Luisa gehörte zu diesen Ausnahmen. Einmal nahm sie eine sehr hübsche, elegante Guitarre von der Wand und sang mit viel Innigkeit ein sentimentales Lied. Ich merkte bald, daß die Composition in enger Beziehung zu ihren reichen Lebensschicksalen stand. Als das Lied zu Ende war, fielen ein paar schwere Thränen aus ihren schönen, großen, schwarzen Augen. Sie legte die Guitarre aus der Hand und sagte: „das waren schöne, unvergeßliche Zeiten!" Und hierauf trat eine lange, traurige Pause ein. Auch ihre jüngere Schwester Beatrix, die neben ihr saß, sprach kein Wort. Ich wollte dieser unheimlichen Situation um jeden Preis ein Ende machen, und fing von etwas ganz Gleichgültigem zu reden an. Dona Luisa aber unterbrach mich plötzlich und fragte mit wehmüthiger Stimme: „Gefiel Ihnen dieses Lied? Der Componist ist ein Landsmann von Ihnen!" Sentimental, dacht' ich mir, war es genug, um von einem Deutschen zu sein. „Ich kann dieses Lied nicht singen," fuhr Dona Luisa fort, „ohne davon tief ergriffen zu werden. Und doch singe ich es so gerne! Wir Frauen sind einmal so wunderliche Naturen!" Der plötzliche Hinzutritt einiger Besucher unterbrach das Gespräch gerade in einem Augenblicke, wo höchst interessante Eröffnungen in Aussicht standen. Ich bedauerte diese Unterbrechung um so mehr, als ich für die Peinlichkeit der Situation gerne durch einige pikante Mittheilungen entschädigt worden wäre und nicht leicht erwarten konnte, daß sich eine ähnliche Gelegenheit sobald wiederholen würde. Ein Zufall machte mich jedoch schon am nächsten

Tage zum Vertrauten des romantischen Geheimnisses dieser „männlichen Seele" (alma de hombre), wie eine der angesehensten Persönlichkeiten von Tegucigalpa, der alte ehrwürdige Moncada die Doña Luisa zu nennen pflegte. — Das Erlebniß ist so ehrenvoll für seine Heldinn und wirft einen so eigenthümlichen Schatten auf die gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes, daß ich keinen Anstand nehme, dasselbe hier zu wiederholen.

Vor ungefähr fünf Jahren kam ein Deutscher nach Tegucigalpa, welcher sich als Daguerrotypist viel Geld verdiente. Sein liebenswürdiges Wesen, seine Leutseligkeit und seine Gewandtheit in den schönen Künsten verschafften ihm bald einen vertraulichen Umgang mit den geachtetsten Familien der Stadt. Auch der Nina Luisa blieb er nicht lange fremd. Bei ihrer Neigung zum Romantischen und Ausländischen entspann sich bald ein zartes Verhältniß, das mit einer Verehelichung schloß. Doña Luisa bereiste später mit ihrem Gatten die verschiedenen Staaten Central-Amerikas, wo derselbe überall mit gleichem Vortheil die Daguerre'sche Erfindung auszubeuten verstand. Die Seligkeiten des Honigmonats mögen zwar selbst einer Steppengegend gewisse Reize abgewinnen, aber von einem unvergleichbaren Zauber müssen jedenfalls die Flitterwochen eines neuvermählten Pärchens in jener liebeathmenden Atmosphäre des tropischen Hochlandes begleitet sein, dessen wundervolle Vegetationsbilder selbst die Lebensprosa eines einsamen Wanderers so häufig in einem berauschenden Wonnezustand verwandeln. In San José, im Staate Costa Rica sollte jedoch Luisa's stilles Glück plötzlich eine peinliche Störung erleiden. Briefe, welche ihr der tückische Zufall in die Hand spielte, unterrichteten Doña Luisa, daß ihr Gatte bereits verheirathet war, als er sie ehlichte. Die aufgefangenen Papiere enthielten die Klagen eines trauernden, verlassenen Weibes — ihrer Nebenbuhlerin. Luisa's Entschluß war eben so rasch gefaßt als in Ausführung gebracht. Sie trennte sich sofort von dem ihrer unwerthen Gatten und reiste wieder nach ihrer Vaterstadt zurück.

Später ging sie nach der Havanna und lernte dort Lichtbilder machen, welche Kunst ihr später in der Heimath so viel eintrug, um einen Waarenhandel beginnen und sich und ihren zahlreichen Geschwistern ein anständiges Auskommen gründen zu können. Der treulose Deutsche hat nie wieder eine Silbe von sich hören lassen; aber Dona Luisa nimmt zuweilen noch, in einer elegischen Anwandlung die Guitarre von der Wand und singt: „No me olvide!" (Gedenke mein!) — Auch in der Monotonie des Tropenlebens begegnet man zuweilen Romantik und gebrochenen Herzen!

Tegucigalpa ist die Geburtsstätte eines Mannes, welcher nicht nur auf das Schicksal seines engern Vaterlandes, sondern auch auf das von ganz Central-Amerika den großartigsten Einfluß übte. Francisco Morazan wurde im Jahre 1799 geboren. Sein Vater war ein Creole von einer der französischen Besitzungen Westindiens. Seine geröthete Gesichtsfarbe, sein hellblaues Auge, seine geistige Rührigkeit verriethen leicht die fremdländische Abstammung. Intelligent, tapfer und reich an natürlichen Anlagen sehen wir Francisco Morazan bald aus der untergeordneten Sphäre eines Schreibers und Ladendieners in Comayagua sich zu den höchsten Staatsämtern emporschwingen und dieselben mit aller Hingebung eines edlen Patrioten bekleiden. Im Jahre 1824 wurde er zum Generalsecretär von Honduras ernannt und bald darauf zum Oberhaupt des Staates. Morazan, der rasch einsah, daß die fünf Staaten Central-Amerikas nur durch die innigste Vereinigung als Staatenbund für die Dauer selbstständig fortbestehen und gedeihen können, war einer der Hauptförderer der Föderation. Begeistert für die herrlichen Institutionen der gewaltigen Nachbar-Republik, nahm er sich diese bei der Organisation des jungen Staatskörpers genau zum Vorbilde und verlor dabei leider die eigenthümlichen Verhältnisse seines Vaterlandes und namentlich die niedere Bildungsstufe der Bewohner gar zu oft aus dem Gesichte. Politische Institutionen, wenn sie sich vortheilhaft und segenbringend erweisen sollen,

müssen den Bedürfnissen des Volkes, nicht das Volk den Institutionen angepaßt werden. Darum scheiterten auch die meisten Reformversuche Morazan's und faßten nicht Wurzel, sondern gingen zu Grunde mit dem liberalen Reformator selbst, dessen ganze politische Wirksamkeit durch diesen unglückseligen Irrthum statt zu einer Glanzperiode ruhmreicher Thaten zu werden, uns nur eine Reihe blutiger Kämpfe und Gräuelscenen vor Augen führt.*) Niemals waren die fünf Staaten uneiniger als gerade zu jener Zeit, wo sie sich auf Staatsbefehl vereinigte Provinzen von Central-Amerika nannten. Unter Morazan's Einfluß wurde der Code Livingston**) nebst seinen Consequenzen, nämlich Schwurgerichten und Einzelnhaft sowie öffentliche Schulen nach dem Lancaster'schen Systeme eingeführt, Religionsfreiheit decretirt, die Klöster aufgehoben und in der Nacht des 10. Juli 1829 sämmtliche Ordensgeistliche, nebst dem angeblich gegen Morazan conspirirenden Erzbischof von Guatemala, Don Ramon Casaus, gefangen genommen, unter militärischer Escorte zu Fuß nach dem Hafen von Omoa transportirt und von dort in einer Goelette nach Havanna eingeschifft. Nicht minder hart und

*) Während der politischen Thätigkeit Morazan's (1822 bis 1842) haben zwischen den fünf Staaten 143 Treffen stattgefunden, bei welchen 7088 Soldaten getödtet und 1735 verwundet wurden. Im selben Zeitraume haben abwechselnd 97 Personen an der Ausübung der Staatsgewalt Theil genommen, 171 Personen die obersten Staatsämter bekleidet und 318 Personen als Regierungsbeamte fungirt.

**) Dieses ausgezeichnete, aber doch nur für erleuchtete Nationen angemessene Gesetzbuch wurde von einem der gebildetsten Männer Central-Amerikas, Don José Barrundia ins Spanische übersetzt und sollte, 1834 von der Nationalversammlung angenommen, im Jahre 1837 in Anwendung gebracht werden. Spätere Ereignisse hinderten jedoch dessen wirkliche Einführung, obwohl zahlreiche Vorbereitungen zu diesem Behufe getroffen worden waren. Im August 1835 decretirte die Nationalversammlung zu Guatemala unter dem Einflusse Morazan's allgemeine Landestrauer für Jeremias Bentham, dessen Schriften und Wirken gleichwohl von nur Wenigen aus den gebildeteren Ständen gekannt waren. Die braunen Halbindianer von Guatemala Bentham-Schwärmer! Man kann sich leicht denken, wohin solche Phantasien am Ende führen mußten.

grausam wie gegen die geistlichen Orden verfuhr Morazan gegen seine weltlichen Antagonisten; er schauderte vor keiner Maßregel zurück, wenn er dieselbe zur Erreichung seines angestrebten Zweckes für nöthig erachtete. So ließ er z. B. ungefähr um dieselbe Zeit die angesehensten, einflußreichsten Einwohner von Guatemala, größtentheils Mitglieder der Oppositionspartei, zu sich einladen. Die Meisten glaubten, es würde sich um die Besprechung einer wichtigen Regierungsmaßregel oder um eine Staatsanleihe handeln und fanden sich pünktlich und in der elegantesten Toilette ein. Der Adjutant, der sie im Audienzsaale empfing, bemerkte den Versammelten, General Morazan werde sogleich erscheinen; statt desselben erschien aber eine Anzahl Soldaten, die sie gefangen nahmen, unverzüglich nach einem Hafen am stillen Ocean escortirten und sie dort zur Einschiffung in einer Goelette zwangen, welche eben im Begriffe stand, die Segel nach Panama zu lichten. Unterwegs aber auf offener See brach unter der unfreiwilligen Schiffsgesellschaft eine Emeute aus; die empörten Guatemalteken nöthigten den Schiffscapitän, den Cours zu ändern und nach Mexiko zu segeln. —

Die Hauptepoche der Morazan'schen Wirksamkeit dauerte ungefähr neun Jahre (1830 bis Februar 1839), während welcher Zeit derselbe die höchsten Würden des Staates bekleidete, und unermüdlich die Befestigung des Föderativsystems anstrebte. Aber zugleich mit seiner gesetzlichen Präsidentschaft ging auch seine Macht und die Föderativ-Regierung zu Ende. Mit seinem Glückssterne schwand gleichfalls die Zahl seiner Anhänger; die conservative Partei zog vor, sich in die Despotenarme eines halbbarbarischen Indianerhäuptlings zu stürzen, als sich noch länger von den unbequemen Neuerungen einer freisinnigen, gleichberechtigenden republikanischen Regierungsform behelligen zu lassen und der erst noch so hochgefeierte General Morazan sah sich bald gezwungen (5. April 1840), mit einem kleinen Häuflein Getreuer im Hafen von Libertad in der zufällig vor Anker liegenden Goelette „Isalco" nach Südamerika zu flüchten. Ein

eifriger Patriot und trotz dem nüchternen Gang der Ereignisse noch immer nicht geheilt von seinen politischen Visionen, kehrte Morazan im April 1842 im Geheimen nach Central-Amerika zurück, landete unversehens im Hafen von Calderas im Staate Costa Rica, marschirte mit einer Truppe Gleichgesinnter gegen die Hauptstadt San José und ließ sich dort ohne irgend einen Widerstand an die Stelle des durch ihn abgesetzten Präsidenten Braulio Carillo zum provisorischen Staatsoberhaupte proclamiren. So weit ging Alles vortrefflich, ja Morazan war bis hierher sogar noch glücklicher als Louis Napoleon, der mit seinem Einfall in Straßburg und Boulogne ein so schauderhaftes Fiasco machte, daß ihn damals das nämliche wankelmüthige Volk für verrückt und „imbecile" erklärte, welches später den Exgefangenen von Ham zum Kaiser von Frankreich wählte. Aber der Sieg Morazan's war von kurzer Dauer und die Häupter der conservativen Partei von Costa Rica, weniger edelsinnig, aber mehr praktisch als die Regierung Louis Philipps im Jahre 1840, beschlossen den träumerischen Föderalisten sich für immer vom Halse zu schaffen und durch seinen Tod auch die letzte Möglichkeit zu wiederholten Invasionsgelüsten abzuschneiden. Nachdem sich bereits die bedeutendsten Städte von Costa Rica gegen Morazan erhoben hatten, vermochte derselbe nicht länger mehr mit seiner geringen Zahl Truppen dem immer mächtiger andringenden Feinde Widerstand zu leisten. Nach einer heldenmüthigen, in den Annalen dieses unkriegerischen Volkes bis dahin unerhörten Vertheidigung wurde Morazan im Treffen von Ochomoga, wo er zwei Tage und ebenso viele Nächte mit 300 Mann gegen 5000 Eingeborene kämpfte, zum Gefangenen gemacht, nach San José abgeführt und dort am 15. September 1842 auf Befehl des damaligen Generals Pinto mit Hintansetzung aller gesetzlichen Formen nebst einem seiner anhänglichsten Oberofficiere, Namens Villa Señor erschossen. Sein Secretär, Don Miguel Saravia, ein äußerst begabter, hoffnungsvoller junger Mann, vergiftete sich aus Schmerz über den Tod seines Vorge-

setzten. — Ich habe unter den Eingeborenen vielfach die Ansicht aussprechen hören, Mangel an Einsicht in die Verhältnisse habe Morazan das Leben gekostet. Ich möchte jedoch vielmehr glauben, daß Verrath bei seinem tragischen Ende die Hauptrolle gespielt hat. Morazan hatte nämlich den General Isidor Sachet, einen gebornen Franzosen, mit 800 Mann Kerntruppen nach dem Hafen am stillen Ocean geschickt, mit dem Befehle, unverzüglich zu ihm zurückzukehren, sobald er nicht mehr jeden Tag zweimal durch Couriere von den Vorgängen im Hochlande in Kenntniß gesetzt werden würde. Sachet aber, dem Trunke ergeben, und nicht gerade zu den Muthigsten zählend, zog vor, sobald er durch das Ausbleiben der Couriere die ernste Situation Morazan's voraussetzen mußte, anstatt seinem bedrängten Chef zu Hilfe zu eilen, sich mit einem Theile der Truppen auf dem „Coquimbo" nach dem Staate San Salvador einzuschiffen, wo die Flüchtlinge vom damaligen Präsidenten Malespin die freundlichste Aufnahme erfuhren und wo später Sachet sogar eine militärische Anstellung erhielt. Man kann annehmen, daß seit dem Tode Morazan's nicht länger Parteien, sondern nur mehr Individuen in den verschiedenen Staaten von Central-Amerika herrschen.

Noch eines andern Mannes Geburtsstätte ist Tegucigalpa, der, wenn schon im entgegengesetzten Sinne und in viel weniger ehrenhafter Weise, gleichwohl in der Geschichte seines Vaterlandes zu verschiedenen Malen eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Santos Guardiola, der Tiger oder Schrecken Central-Amerikas und sogar seines eigenen engeren Vaterlands, erschien im Jahre 1844 zum ersten Male als Officier der Truppen Ferrera's, Präsidenten von Honduras, in einem Treffen gegen die Legion Fonseca's, Großmarschalls von Nicaragua. Von kräftigem, gesundem Körperbau, halb Indianer, halb Neger, besitzt derselbe alle die üblen Eigenschaften beider Rassen, ohne auch nur den geringsten milden Zug von dem einen oder andern dieser verkommenen Volksstämme ererbt zu haben. Man braucht weder Physiognom noch Phrenolog zu sein, um aus seinen rohen Gesichtszügen und

seiner unvortheilhaften Schädelbildung den Ausdruck der zügellosesten weder durch Verstand noch durch Bildung gemilderten Leidenschaftlichkeit herauszulesen. Ich habe Guardiola nur Ein Mal in meinem Leben gesprochen, und es sind seither Ereignisse an mir vorübergezogen, die so manchen kräftigen Eindruck wieder verdunkelten und verwischten; aber das Bild des mordsüchtigen Hondurensers steht noch in seiner ganzen schauerlichen Schwärze, ungebleicht von der Zeit vor meinen Augen. Man erzählt sich von Guardiola Handlungen von so brutaler Art, daß sie schwer glaubbar wären, wenn sie nicht durch ihre Folgen und durch persönliche Zeugen eine sichere Bestätigung fänden. Während eines verzweiflungsvollen Angriffes der Stadt Leon am 24. Jänner 1845, in welcher sich die Reste der Morazan'schen oder föderalistischen Partei in Vertheidigungszustand gesetzt hatten, ließ Guardiola die Kanonen nachführen und drohte unter seine eigenen Truppen feuern zu lassen, wenn ein einziger Mann wagen würde umzukehren. Durch diese furchtbare Drohung trug Guardiola zwar den Sieg davon, aber der größte Theil seiner Truppen ging während des mörderischen Kampfes zu Grunde. Im Jahre 1853 und 1854 führte er die wenig disciplinirten Indianertruppen Guatemalas gegen sein eigenes Vaterland. Während dieser blutigen Bürgerfehden, bei denen es nicht selten geschah, daß der Vater gegen den Sohn, Bruder gegen Bruder kämpfte, ließ Guardiola Soldaten, die aus Müdigkeit nicht mehr zu Fuß gehen konnten, ohne vieles Federlesen füsiliren; einem Indianerweibe, die krank auf einer Bettstelle lag, und ihm ihre Körperschmerzen klagte, gab er zur Antwort, er besäße ein unfehlbares Heilmittel gegen ihre Leiden, zog hierauf eine geladene Pistole aus seinem Gürtel und drückte sie auf die Unglückliche los, weil er glaubte, sie verstelle sich nur und habe Barschaft und Silber unter ihrem Lager verborgen. Auch in sinnlicher Absicht verübte Guardiola auf seinen wilden Zügen Handlungen der rohesten Gewalt.*) Ueber keine

*) „In all towns through which he (Guardiola) passes, he makes it a

Persönlichkeit Central-Amerikas fand ich die Urtheile sowohl von Reiseschriftstellern wie von Einheimischen so übereinstimmend unvortheilhaft wie über Santos Guardiola, und es ist nur zu wundern, daß dieser Mann trotz seines bösen Leumunds im stehenden Heere von Guatemala noch immer eine hervorragende Stelle einnimmt. Aber Guardiola ist ein entschlossener, verwegener Soldat, ein tüchtiger General und das Vorleben des gegenwärtigen Präsidenten von Guatemala ist gerade auch nicht sehr makellos. Es klebt gar mancher unschuldige Blutstropfen an seinen Siegen und an seiner lebenslänglichen Präsidentschaft.

Obschon die Stadt Tegucigalpa einen ihrer würdigsten Söhne, den hochherzigen Morazan, zu verschiedenen Malen verläugnete und sich zur Partei seiner Feinde schlug, so schenkt man doch im Allgemeinen seinen edlen Absichten und seinem tragischen Geschicke die wärmste Theilnahme und sein Geburtshaus sowohl als manche Geräthschaften, die sich in seinem Gebrauche befanden, werden von den Bewohnern Tegucigalpas als eben so viele nationale Denkzeichen angesehen und geschätzt. Nach den Erfahrungen der letzten Jahre glauben wohl nur Wenige mehr an die Möglichkeit, Morazan's Lieblingsidee der Föderation jemals verwirklicht zu sehen; ja viele sind sogar der Ansicht, der General selbst, wäre er noch am Leben, würde sein Föderativsystem längst als unausführbar aufgegeben und vermuthlich einen herzlichen Anschluß an die große Schwesterrepublik im Norden befürwortet haben. Wer immer in seinem Urtheil nicht durch Nationalitäts-Gelüste befangen ist, muß anerkennen, daß das Heil für dieses unglückliche, durch unaufhörliche Bürgerkriege bis ins tiefste Lebensmark benagte Land nur von Norden kommen kann. In dem Maße, als die anglo-amerikanische Emi-

---

habit of calling in the best looking women, he can see, and after subjecting them to infamous treatment, he drives them forth with the most insulting epithets. His brutal manner serves to terrify the ennemy." (R. C. Dunlap's travels in Central-America. London. 1847.)

gration sich vermehren und der Geist nordischer Cultur über die tropischen Fluren Central-Amerikas wehen wird, den Boden bebauend, Straßen, Eisenbahnen und Canäle anlegend, Flüsse schiffbar machend, dürfte auch der Wohlstand dieses Staatencomplexes sowie das Wohlbefinden jedes einzelnen Bewohners zunehmen und das herrliche Isthmusland auf jenen Höhepunct national-ökonomischer Bedeutung erhoben werden, den es durch seine unvergleichbare geographische Lage so wie durch die Naturschätze seines Bodens einzunehmen berufen ist. Aehnliche Zwecke scheinen Morazan vor Augen geschwebt zu haben, als er die Gründung einer Föderativ-Republik zur Aufgabe seines Lebens machte. Daß er sie nicht erreichte, lag in der irrigen Wahl der Mittel und an der zu geringen Berücksichtigung der herrschenden Verhältnisse sowohl wie des Menschenmaterials, mit dem er den gewaltigen Bau ausführen wollte. Er hat seinen Irrthum schwer genug gesühnt, um nicht von einer minder vorurtheilsvollen Nachwelt als einer der edelmüthigsten Söhne Central-Amerikas geehrt zu werden.

---

## Neunzehntes Kapitel.

# Von Tegucigalpa nach Comayagua.

Schwierigkeiten des Reisens in den Tropen. — Mangel an guten Thieren und verläßlichen Dienern. — Ein tüchtiger, ehrlicher Führer ist von großer Wichtigkeit. — Die tropischen Waldbrände und die Prairiefeuer im Westen des Missisippi. — Der Indian summer der südlichen Hemisphäre. — Proteccion. — Arme Waldbewohner. — Ein Cruzifix statt der Zeche. — Unheimliches Nachtlager. — Die Sonne, die einzige Volks-Uhr in Honduras. — Die Indianer sind schlechte Botaniker. — Der Wald die beste Apotheke. — Das Thal von Comayagua. — Villa de San Antonio. — Ankunft in Comayagua. — Abgabe des Empfehlungsschreibens an den Präsidenten. — Großer Mangel selbst an den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen. — José Barrundia. — Besuch vom Präsidenten, General Cabanas. — Politische Gespräche. — Die nordamerikanische Gesellschaft und das Project einer Eisenbahn über den Isthmus von Honduras. — Aussichten und Hoffnungen.

---

Eine der größten Unannehmlichkeiten des Reisens in den Tropenländern besteht in der Schwerfälligkeit der Fortbewegung. Wer langsam reisen will und in allen bedeutenderen Ansiedlungen einen längeren Aufenthalt zu nehmen wünscht, findet es namentlich in der trockenen Jahreszeit bei dem häufigen Mangel und der großen Kostspieligkeit des Futters nur wenig vortheilhaft, eigene Maulthiere zu benutzen, während Mieththiere nicht immer leicht zu bekommen sind. Nachdem ich ein Jahr lang die verschiedensten Arten zu reisen versucht hatte, erschien mir die, mit für gewisse Strecken gemietheten Thieren zu reisen, noch am zweckmäßigsten. Man hat dabei den Vortheil, die Thiere zu wechseln, die ermüdeten

von Zeit zu Zeit gegen frisch von der Weide kommende zu vertauschen; der Führer, welcher sie begleitet, ist gleichzeitig viel besorgter, wenn die benutzten Vierfüßer sein Eigenthum sind, und kommt man endlich am Ziel der Reise an, so braucht man sich nicht weiter mehr um dieselben kümmern und darf nicht befürchten, für die aus Mangel an weiterer Verwendung zum Verkauf ausgebotenen Maulesel oder Pferde von den schlauen Eingeborenen kaum den dritten Theil des eigenen Kostenpreises angeboten zu sehen.*) Die einzige Schattenseite, mit gemietheten Thieren zu reisen, besteht in der großen Unsicherheit des Fortkommens. Bei der geringen Zahl von Fremden, welche bisher durch diese Länder gekommen, liegt diese Geschäftsbranche noch ziemlich im Argen. Die meisten bemittelten Bewohner halten gewöhnlich nur so viele Pferde und Mulas, als sie zu ihren eigenen Geschäften benöthigen, oder sie sind zu ängstlich oder zu stolz, um dieselben wegen eines Gewinnes von einigen Piastern zu vermiethen. Lastthiere zur Beförderung von Waaren gibt es zwar in großer Menge, allein auch diese sind zur Zeit, wo die Producte des Landes nach den verschiedenen Häfen und die europäischen Waaren von dort ins Innere geschafft werden, äußerst schwer zu bekommen und eignen sich eben nur zum Waarentransporte.

Auch zur Zeit, als ich Tegucigalpa verlassen und meine Reise nach der 24 Leguas (72 englische Meilen) entfernten Hauptstadt des Landes fortsetzen wollte, herrschte ein großer Mangel an Thieren, und nur mit vieler Mühe gelang es mir endlich, die nöthige Anzahl von Mauleseln und Pferden gemiethet zu erhalten. Drei

*) Ich selbst erlebte, daß mir für ein gutes, starkes Maulthier, das ich erst wenige Monate vorher für 70 Piaster gekauft hatte, 20 Piaster angeboten wurden, weil man wußte, daß ich gezwungen war, in Folge meiner beabsichtigten Einschiffung das Thier zu verkaufen. Mehr wie in irgend einem anderen Lande macht hier der Fremde die ziemlich kostspielige Erfahrung, daß in den Augen des Eingeborenen Alles, dessen er sich entledigen will, nutzlos ist, während das Unbedeutendste, was er anzukaufen wünscht, einen unschätzbaren Werth besitzt!

Mal früher hatte ich bereits ein ähnliches Uebereinkommen wegen meiner Weiterbeförderung getroffen und immer wieder am Abende vor der beabsichtigten Reise eine Absage bekommen. Nicht weniger Schwierigkeit machte es, einen braven Führer und Diener zu finden, um nicht jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt zu sein, hintergangen, bestohlen oder wohl gar umgebracht zu werden. Denn für rohe, goldlüsterne Naturen ist in diesen öden, stummen Wäldern die Versuchung so groß, sich durch den Mord eines reisenden Unbekannten in den Besitz seiner gewöhnlich nicht unbeträchtlichen Baarschaft zu setzen, und es ist daher aller Grund vorhanden, bei der Wahl eines Führers und Dieners, in dessen alleiniger Gesellschaft man oft wochenlang die schaurigsten Einsamkeiten durchzieht, mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen. Zum Glück sind die Eingeborenen in der Regel sehr feige und darum ereignen sich auch Mordversuche weit seltener, als man bei den vielfach gebotenen Gelegenheiten und der Roheit der Masse vermuthen sollte. Ich hatte einem mir besonders empfohlenen braunen Einheimischen für seine Begleitung bis nach Santa Rosa, eine Entfernung von ungefähr 86 Leguas oder 253 engl. Meilen, die er gleich mir zu Pferde zurücklegen sollte, einen Betrag von 20 Piastern angeboten und mich außerdem zu seiner vollständigen Verpflegung verpflichtet; dennoch war ich nicht im Stande, mir dessen Dienste zu sichern. Die Eingeborenen lieben nicht, sich von ihrem stabilen Aufenthalte zu trennen oder gar weitere Reisen zu unternehmen, und man ist daher häufig wider Willen gezwungen, mit einheimischen Führern zu wechseln, die ganz im Gegensatze zu der anglo-amerikanischen Race sich nur höchst selten und unter ganz besonders günstigen Verhältnissen dazu bequemen, die heimische Scholle zu verlassen und dem Fremden auf seinen Streifzügen in größere Entfernungen zu folgen.

Ich mußte mich am Ende, um nur weiter zu kommen, mit Maulthieren begnügen, die ganz das Ansehen hatten, als wollten sie die bevorstehende Reise zu einem gemächlichen Ausruhen von

überstandenen Strapazen benützen, und mich zugleich mit einem Diener zufrieden stellen, der mir nichts weniger als besonders ehrlich und verläßlich geschildert worden war. Mit guten Thieren kann man den Ritt von Tegucigalpa nach Comayagua in einem Tage machen. Der Briefbote legt gemeiniglich zu Fuß den Weg in 14 Stunden zurück. Mit einer schwerfälligen Caravane hingegen war wenig Aussicht vorhanden, früher als nach zwei langen Reisetagen die Hauptstadt von Honduras zu erreichen. Von der Questa Grande, einem ziemlich hohen Berge, der dicht hinter Tegucigalpa aufsteigt, mag man noch einen letzten Blick ins liebliche Hochthal werfen, aus dem die schönen, weißen Häuschen von Tegucigalpa mit der stattlichen Cathedrale in der Mitte gar heiter heraufblicken.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung, die mich vielfach an den sogenannten Indian Summer im Westen der Vereinigten Staaten erinnerte, war ein grauer Duft in der Atmosphäre, welcher oft tagelang die Sonne verschleierte, ohne daß es gleichwohl zu einer eigentlichen Wolkenbildung gekommen wäre. Der ganze Himmel zeigte fortwährend jenen einfärbigen Ton, den man in Nordamerika „haziness“ zu nennen pflegt und der unstreitig dort wie hier von den ungeheuren Prairie- und Waldbränden herrührt, welche in der Absicht geschehen, um theils den culturbaren Boden zu vermehren, theils die Fruchtbarkeit der Grasflächen zu steigern, indem die verkohlten Pflanzentheile einen gar vorzüglichen Dünger geben. Im Westen der Vereinigten Staaten beginnen die Prairiefeuer im Spätherbst und verbreiten sich mit so furchtbarer Schnelle, daß sie nicht selten den unbesorgten Wanderer überholen und ihn dem qualvollsten Tode preisgeben. In Central-Amerika werden die zur Umwandlung in Culturland bestimmten Wälder gewöhnlich gegen das Ende der trockenen Jahreszeit, anfangs April in Brand gesteckt, zu welcher Zeit man an den verschiedensten Puncten des Landes oft unübersehbare Strecken in Flammen stehen sieht, die weithin eine

versengende Glühhitze verbreiten. Daß der gleichzeitige Brand von vielen tausend Morgen Landes auf die Atmosphäre nicht ohne wesentlichen Einfluß bleiben kann, ist leicht erklärlich und die Erscheinung des Höhenrauchs zur selben Zeit wohl eine der nächsten Ursachen davon.

Ich ritt stundenlang über Waldgründe, deren üppiger Baumwuchs kürzlich erst in Brand gesteckt worden war und die noch fortwährend eine höchst unangenehme, vibrirende Hitze aushauchten. Der Boden war noch fortwährend so heiß, daß einer meiner Führer, welcher zu Fuß ging, gezwungen war, Sandalen umzubinden, um seine bisher nackten Sohlen vor Verbrennen zu schützen. In den Bergländern der Tropen ist jedoch das Reisen in der Nähe von Waldbränden nicht so gefährlich wie in den Grasebenen des oberen Mississippi, wo das Feuer durch nichts in seinem Laufe gehemmt, mit Blitzesschnelle über ungeheure Strecken sich ausdehnt. Die gebirgige Beschaffenheit des Bodens sowie die außerordentlich üppige Vegetation legen in Central-Amerika sogar den Fortschritten dieses furchtbaren Elements Schwierigkeiten in den Weg. Man kann indeß auch unter den Tropen nicht genau die Grenze des Brandes noch seine Dauer bestimmen. Gewöhnlich werden zuvor die kostbarsten Bau- und Färbehölzer umgehauen und aus dem Walde geschafft, und dann erst der Rest der Vegetation den Flammen geweiht. Mit dem ersten Regen, gegen Ende April oder in den ersten Tagen des Mai, wo gewöhnlich die nasse Jahreszeit ihren Anfang nimmt, erlischt auch der Brand; Maiskörner werden dann in die empfängliche Erde gestreut und wenige Monate darauf sieht man bereits riesige Fruchtkolben der reichen Humusdecke entsteigen.

In den Nachmittagsstunden kamen wir in Proteccion an, einer kleinen Lichtung mitten im Tannenwalde mit acht oder zehn hölzernen Hütten, die aber bis auf zwei leer und verlassen standen. Auch die beiden Familien, welche noch hier angesiedelt sind, wollen wegziehen, weil die Holzarbeit in den Bergen so hart, die Bezahlung dafür so gering und der sandige Boden zum Anbau nicht genug

fruchtbar ist. Die armen Ansiedler, die selbst weder Brod noch Bohnen hatten, nahmen uns äußerst gastlich auf und ließen uns gegen Bezahlung bereitwillig ab, was sie an Früchten, Reis und Braunzucker besaßen. Ich machte hier wiederholt die Bemerkung, daß man in der Regel von den ärmeren Bewohnern freundlicher aufgenommen wird, als von den wohlhabenden Haciendabesitzern, und zugleich das Gekaufte und Genossene weniger theuer bezahlt. Spät Abends kamen noch einige Leute mit Lasten auf dem Rücken und baten ebenfalls um Unterkunft für die Nacht. Sie führten eine Menge aus Holz geschnitzter Christuskreuze mit sich, von denen sie dem Hauswirthe einige zum Verkauf anboten. Ich weiß nicht, waren die Waldbewohner zu arm oder zu wenig fromm, aber aus dem Kaufe wurde nichts. Später sah ich, wie die wandernde Familie ihre bescheidene Zeche mit einem Christuskreuz bezahlte. Die armen Menschen vermochten dem „Kreuze" nicht zu entgehen. In der kleinen Hütte, welche die Holzschlägerfamilie bewohnte, brachten wenigstens zehn Personen die Nacht zu. Mir hatte man auf einer langen, harten, schmalen Bank an der Wand den Ehrenplatz angewiesen; die Andern lagen theils ebenfalls auf Bänken und Truhen, theils auf dem dumpfen Boden herum. So lang es licht war, blieb der Aufenthalt noch ziemlich erträglich, als aber die Nacht hereinbrach, die Thür fest verrammelt und das Innere völlig finster wurde, mußte Einen unwillkürlich ein unheimliches Gefühl beschleichen. Da es so nahe dem Aequator schon gegen sieben Uhr Nacht wird, so liegen die Leute oft noch stundenlang wach auf ihrem Lager und suchen sich durch Gespräche von den gleichgültigsten Dingen die Zeit zu vertreiben. Kerzen benützen diese armen Leute nur selten, höchstens daß bisweilen ein brennender Kienspan dem düsteren Raume einige Helle gewährt. —

Man ist in diesen Bergen, wo die Zeit noch wenig Werth hat, nicht sehr matinal. Es mochte nahe an sechs gewesen sein, als der erste Schläfer aus seiner leinenen Decke hervorkroch und sich

die Augen rieb. Pendeluhren, wie man sie selbst in der schlichtesten Bauernhütte des Schwarzwaldes antrifft, gibt es noch im ganzen Lande nicht. Sie wären auch unnütz, denn man wüßte sie nicht zu gebrauchen. Die einzigen Zeitbestimmer sind hier der Hahn und die Sonne. Wenn man einen Eingebornen frägt, bis zu welcher Zeit man wohl diesen oder jenen Ort erreichen dürfte, deutet er gewöhnlich mit seinem braunen Finger auf eine gewisse Stelle am Himmel und sagt: Wenn die Sonne dort steht, treffen Sie ein. Erklärlicherweise bleibt dem Deuter bei seinen Berechnungen ziemlich großer Spielraum, aber derselbe will damit überhaupt weniger die Tagesstunde als die Tageszeit bezeichnen. Ich notirte heute — den 4. April — den neunzigsten Reisetag. Seit dem 29. December hatte es nicht mehr geregnet. Diesen Morgen hatten wir den ersten meteorischen Niederschlag. Die Feuer in den Wäldern und auf den Savannen fingen an allmählich zu erlöschen und in den Zügen der Natur gab sich eine wohlthätige Erquickung kund. Als ich in der Frühe die Pflanzen, die ich in der Umgegend gesammelt hatte, sorgfältig zwischen Papier legte, umringte mich neugierig die ganze Ansiedlersippschaft. Viele der zierlichen Blumen waren ihnen völlig fremd, obschon, oder vielmehr weil sie ihr ganzes Leben in diesen Regionen zugebracht hatten. Die indolenten Eingeborenen bekümmern sich nur wenig um das, was ihnen direct keinen Nutzen oder Schaden zu bringen scheint. Dagegen sind sie gar wohl vertraut mit allen jenen Pflanzen, welchen sie irgend eine Heilkraft zutrauen oder von denen die Verwundung böse Folgen hat; sowie sie alle Arten giftiger oder sonst gefährlicher Thiere und ihre Lebensgewohnheiten sehr genau kennen. Als ich meinem Hauswirthe das Herbarium zeigte, sagte er ganz verwundert, er sei im Walde alt geworden, und dennoch kenne er nur die wenigsten der vorgewiesenen Pflanzen! „Ach ja,“ fügte derselbe mit sichtbarem Wohlgefallen hinzu, „der Wald ist eine vollständige Apotheke, wenn man sie nur besser zu benützen verstünde!“

Wir ritten gegen sieben Uhr von Proteccion ab, und stiegen, nachdem wir einige Gebirgspässe passirt hatten, in das reizende Thal von Comayagua hinab, in dessen Mittelpunct die gleichnamige Hauptstadt des Landes liegt. Während des ganzen langen Rittes trafen wir eine einzige größere Ansiedlung: San Antonio, deren Bewohner, ungefähr 3000 Seelen, sich von Ackerbau und Viehzucht nähren. Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir Comayagua. Träger eines eigenhändigen Empfehlungsbriefes des damaligen Gesandten von Costa Rica in Washington an den Präsidenten der Republik, ließen wir uns dreist nach dessen Residenz führen und überreichten vom Maulthier herab einem wachhabenden Officier das Schreiben. Der Präsident, General Cabañas, war zufällig nicht anwesend und ich wurde daher vorläufig nach einem Regierungsgebäude gewiesen, in dem gewöhnlich Fremde abzusteigen pflegen und wo gerade auch der eben erst zum Bevollmächtigten für Honduras bei der Regierung der Vereinten Staaten ernannte Don José Maria Barrundia, einlogirt war. Ich hatte diesen ehrwürdigen alten Herrn, einen der unterrichtetsten und edelsinnigsten Männer Central-Amerikas bereits während meines Aufenthalts in Tegucigalpa kennen gelernt, wo ich manche interessante Stunde in seiner Gesellschaft verlebte, und sah daher unser wiederholtes Zusammentreffen für einen besonders angenehmen Zufall an. Man hatte mich schon früher auf die vielen Ungemächlichkeiten und Entbehrungen aufmerksam gemacht, welchen der Reisende gerade in der Hauptstadt des Landes ausgesetzt ist, wo noch in keiner Weise für ein anständiges Unterkommen Sorge getragen und wo zuweilen ein so großer Mangel selbst an den nöthigsten Lebensbedürfnissen herrscht, daß der Fremde buchstäblich Hunger leiden muß. Der Grund dieses mißlichen Zustandes ist leicht durch die Localverhältnisse erklärlich. Die Bewohnerschaft von Comayagua besteht größtentheils nur aus Regierungsbeamten; der Feldbau liegt daselbst gänzlich darnieder, die Lebensmittel werden von den benachbarten

Dörfern eingeführt. Zwei Mißernten in Folge der Heuschreckenplage hatten außerdem nicht nur eine ungewöhnliche Theuerung, sondern sogar einen empfindlichen Mangel zur Folge gehabt. Die meisten Cerealien mußten aus dem Norden eingeführt werden. Dazu kommt noch, daß Fremde nur bei ganz außerordentlichen Veranlassungen diese Stadt besuchen, welche weder durch ihre Bauten noch durch eine romantisch-imposante Lage noch durch die Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner eine besondere Anziehung besitzt. Mit Ausnahme der, in den Hafenstädten angesiedelten Ausländern leben kaum mehr als sieben fremde Familien *) im Innern des Landes und es gibt unzählige Puncte, wohin noch niemals ein Nordländer seinen Fuß gesetzt hat und wo daher derselbe von den Eingeborenen noch immer als eine Art Wunderthier der Civilisation betrachtet wird! Ich bewohnte in einem ebenerdigen Gebäude ein kleines, gepflastertes Zimmer, dessen ganze Einrichtung in der Hängematte bestand, welche ich mitgebracht hatte und nach Landessitte quer über dasselbe aufmachen ließ. Die Kost wurde mir gegen Bezahlung von der Küche des Präsidenten geliefert; allein der Mangel war so groß, daß auch das Staatsoberhaupt nicht selten die gewöhnlichsten Dinge wie z. B. Eier, Waizenbrot u. s. w. entbehren mußte. Ich erwähne dieses Umstandes blos aus dem Grunde, um zu zeigen, wie kleinlich noch in Central-Amerika die Verhältnisse sind und in welchem erbärmlichen Zustande sogar der erste Beamte der Republik zu leben gezwungen ist. Noch am Abende nach meiner Ankunft genoß ich die Auszeichnung, vom Präsidenten einen Besuch zu erhalten. General Cabañas ist von kleiner, untersetzter Statur, seine feinen, interessanten Züge, sein schönes, lebhaftes blaues Auge und seine lichte Gesichtsfarbe lassen wenig Zweifel über seine castilianische Ab-

*) In Yuscaran leben zwei, in Tegucigalpa zwei, in Comayagua Eine ausländische Familie; in Omoa und Truxillo dürfte deren Zahl kaum drei übersteigen.

kunft. Er trägt einen großen, langen, grauen Schnurbart, der sich zwar etwas unproportionirt zu seiner kleinen Gestalt ausnimmt ihm dafür aber ein desto martialischeres Ansehen verleiht. Zu Pferde nimmt sich der General weit stattlicher aus, wie zu Fuß. Cabañas war in Civil gekleidet als einfacher, schlichter Bürger, wie man hier überhaupt den Soldatenrock nicht zur Schau, sondern blos im wirklichen Dienst trägt. Unsere erste Begegnung geschah in einem äußerst armselig eingerichteten Zimmer, das kaum mit den nöthigsten Einrichtungsstücken versehen war. Eine einzige Kerze erleuchtete den Raum, die ich in Ermangelung eines Leuchters, nach Art der Pariser Studenten in den Hals einer leeren Weinflasche gesteckt hatte. Gleichwohl war die Unterhaltung, welcher auch Herr Barrundia beiwohnte, lang und lebhaft. Cabañas sprach viel und gerne von der Zukunft des Landes, das er so innig liebte, und für dessen Freiheit und Unabhängigkeit er mehr als einmal mit dem Leben einstand. Honduras war einst der Hauptsitz der Föderalisten und als solcher der Brennpunkt aller Bürgerkämpfe und Revolutionen, welche das schöne Central-Amerika seit dem Jahre 1824 mehr als Fieberseuchen, Erdbeben und Heuschreckenplagen verheert haben. Von allen fünf Staaten Mittel-Amerikas hat Honduras am empfindlichsten gelitten. Seine Bevölkerung hat eher ab- als zugenommen, sein Handel und seine Cultur liegen darnieder, seine Staatskassen sind leer, seine Finanzen erschöpft und es ist kein Wunder, wenn ruhige Beobachter unter solchen Umständen vom Norden allein eine Hilfe erwarten, von denselben Yankees, die wegen ihrer Geldgier und ihren Annexationsgelüsten in so üblem Rufe stehen. Auch General Cabañas setzte sein ganzes Vertrauen auf den Beistand der Nordamerikaner, um die reichen Naturschätze des Landes zu heben und dessen Wohlstand zu fördern. Die Regierung befand sich soeben mit einer amerikanischen Gesellschaft wegen der Erbauung einer Eisenbahn über den Isthmus von Honduras in Unterhandlung, welche den Hafen von Puerto Caballos am caraibischen Meere mit der Fonseca-Bai am stillen Ocean zu verbinden

beabsichtigt. Dieses Project beschäftigte gerade die ganze Bevölkerung und war die Hauptveranlassung der Mission des Herrn Barrundia, welcher für das Unternehmen sowohl wie im Interesse des ganzen Staates den Schutz der Regierung von Washington nachsuchen sollte. Selbst die ignoranten, denkfaulen Eingeborenen wurden sich bald der Tragweite einer solchen Maßregel bewußt und viele, denen die Wahrung einer noch so erbärmlichen Nationalität gleichwohl höher ging als der Aufschwung und das Gedeihen des Vaterlandes scheuten sich nicht, gegen das ganze Unternehmen trotz der glänzenden Aussichten, die es versprach, öffentlich zu agitiren. Der kleinliche, neidische Charakter der Eingeborenen konnte namentlich nicht vertragen, daß man den Fremden so großartige Zugeständnisse mache, so wesentliche Vortheile einräume. Man vergaß in der ersten Aufregung, daß die bedeutenden Grundstücke, welche man der nordamerikanischen Gesellschaft zur Ausführung ihres riesenhaften Vorhabens überlassen wollte, gegenwärtig in der Hand der Eingeborenen gleichwohl nur wüste, unbebaute Ländereien sind, und wurde dadurch ungerecht gegen die Unternehmer und gegen sich selbst. Denn man unterschätzte die hohe Wichtigkeit einer Eisenbahn für das Gesammtwohl wie für den Einzelnen, und berücksichtigte nicht, daß der Staat für die unentgeltlich überlassenen Grundstücke durch das Steigen der in seinem Besitz verbleibenden Terrains hundertfach entschädigt würde. Dieses Unternehmen nun, welches gerade die Phantasie der gebildeten Bewohner von Comayagua und Tegucigalpa fast ausschließlich beschäftigte, war auch die Achse, um die sich die Abendconversation mit dem Präsidenten drehte. General Cabañas, einer der eifrigsten Anhänger Morazan's, ist ein großer Freund der Fremden, namentlich der Nordamerikaner und ihrer Institutionen und bot daher seinen ganzen Einfluß auf, um den von ihm mit der Eisenbahngesellschaft abgeschlossenen Vertrag von der eben zu Comayagua versammelten Landesvertretung bestätigt zu erhalten. Je trauriger und trostloser die Gegenwart sich darstellte, desto lieber

suchte sich Cabañas mit der Aussicht auf eine bessere Zukunft zu trösten und sich dieselbe in einem möglichst glänzenden Lichte auszumalen. Die nordamerikanische Gesellschaft hatte sich gleichzeitig zu einer Anleihe von 100,000 Dollars anheischig gemacht, um die bisher fast ausschließlich kursirende Kupfermünze im Werthe von einer Million Dollars in eine solidere von Gold und Silber zu konvertiren. Zugleich sollte mit Hilfe nordamerikanischen Geldes die so nöthige Reorganisirung des kleinen Heeres vorgenommen und Gewehre und Munition aus den Vereinigten Staaten herbeigeschafft werden. Die Nebenzwecke der Gesellschaft waren leicht zu durchblicken; man wollte Regierung und Staat möglichst abhängig machen, um das Unternehmen desto sicherer ausführen zu können; die 6000 Arbeiter, welche beim Eisenbahnbau beschäftigt werden sollten, waren zugleich bestimmt, bewaffnet zu werden, um die Rechte der Gesellschaft gegen allfällige Eingriffe von außen zu schützen und zu vertheidigen. Der Leser sieht, die Yankees packen Alles praktisch an. Gegen alle diese beabsichtigten Vorkehrungen erhob General Cabañas nicht das geringste Bedenken; er schenkte den Leitern der Gesellschaft das unbedingteste Vertrauen und glaubte, indem er der Ausführung dieses riesigen Projects möglichst wenige Schwierigkeiten in den Weg legte, nicht nur das Interesse des Staates am besten zu fördern, sondern sich auch der künftigen Präsidentschaft einer aufblühenden Republik um desto bestimmter zu vergewissern. — Wir gingen spät Abends voll der herrlichsten Hoffnungen auseinander und die Phantasie gefesselt durch eine mehrstündige Conversation, muß der Präsident in der darauffolgenden Nacht von gar seligen Träumen umgaukelt gewesen sein. Leider hat sich dieses Traumgesicht bis zur Stunde noch nicht verwirklicht. —

---

## Zwanzigstes Kapitel.

# Concepcion de Comayagua

Muthmaßliche Epoche der Gründung. — Comayagua wird zur Stadt und zum Bischofssitz erhoben — Den spanischen Bischöfen liegen die fetten Renten in den Colonien mehr am Herzen als das Seelenheil ihrer Heerden. — Fast keiner der ersten Bischöfe von Honduras hat jemals das Mutterland verlassen. — Endliches Einschreiten der spanischen Krone. — Dermalige Zahl der Einwohner. — Oeffentliche Gebäude. — Das Arbeitszimmer des Präsidenten. — Häufiger Wechsel in den Regierungen. — Cabañas, ein eifriger Anhänger Morazan's und seines Systems. — Die Verfassung. — Betheiligung des Clerus an den politischen Bewegungen. — Ein katholischer Bischof überreicht als Deputirter der gesetzgebenden Versammlung ein Gesetz, wonach die Heirathen von Weltpriestern gestattet und alle Kinder von Geistlichen legitim erklärt werden sollen. — Ein hondurenser Soldat und der päpstliche Bannspruch. — Aussichten für protestantische Ansiedler. — Universitäten. — Schulunterricht. — Völliger Mangel an statistischen Tabellen. — Bevölkerung. — Indianer. — Mestizen. — Neger. — Mulatten. — Weiße. — Staatsbudget. — Militärmacht. — Finanzen. — Wo die Noth am größten, sind nordamerikanische Speculanten am nächsten. — José Maria Barrundia und seine letzte Mission. — Ein Patriot, der im Dienste des Vaterlandes auf fremder Erde stirbt.

Das Gründungsjahr dieser Stadt, welcher von den ersten Ansiedlern auch der Name Neu-Valladolid beigelegt wurde, ist nicht genau zu ermitteln, weil bei einem Brande im Rathhause die sämmtlichen Archive der Municipalität nebst den wichtigsten Aufzeichnungen

durch Feuer zerstört wurden. Aus einer Cedula Real dd. Valladolid, 5. Juli 1557 geht jedoch hervor, daß fünfzehn Jahre früher Comayagua sich zuerst bevölkerte. Die Gründung der gegenwärtigen Hauptstadt des Landes dürfte also um das Jahr 1530 geschehen sein, da ihr wahrscheinlicher Gründer Andrés de Cerezeda bereits im Jahre 1535 starb*). Im Jahre 1543 wurde Comayagua zum Sitz der königlichen Audienz und am 20. December 1557 mit allen Rechten und Privilegien anderer Städte der spanischen Krone („con todos los fueros y privilegios de las demas ciudades de sus Reynos asi en España como en Indias") zur „Stadt" erhoben. Im Jahre 1561 wurde auf die Vorstellung des Fray Geronimo de Corella die Cathedrale und der Sitz des Bischofs von der Hafenstadt Truxillo am karaibischen Meer nach der im Innern des Landes gelegenen Stadt Comayagua verlegt. Bisher hatte die Geistlichkeit blos der bedeutenden Renten wegen nach diesem Bischofssitz gestrebt, und gewöhnlich nur ganz kurze Zeit das Land mit einem Besuche beehrt. Der erste Bischof von Truxillo, Juan de Talavera, welcher 1535 ernannt wurde, war sogar niemals nach Honduras gekommen und hatte aus Furcht vor der langen Seereise, vor bösen Fiebern, wilden Indianern und Muskitostichen vom bequemen Lehnstuhl im Mutterlande aus die Verwaltung seiner fernen einträglichen Diöcese besorgt. Diese Art Pflichterfüllung scheint am Ende selbst die Langmuth der spanischen Regierung erschöpft zu haben. Ein Verbot trat in Kraft, welches den Bischöfen und anderen Ordensoberen nicht länger mehr gestattete, Renten aus einem Lande zu beziehen, in dem sie nicht

*) Nach Juarros (Compendio de la historia de Guatemala, vol. I. pag. 41 & vol. II. pag. 179.) soll Comayagua oder Neu-Valladolid im Jahre 1540 im Auftrage des Gouverneurs von Honduras, Don Francisco Montejo, durch den Capitän Alonzo de Caceres gegründet worden sein. In der Hauptstadt selbst aber herrschen hierüber bedeutende Zweifel, und es findet sich in dem Archive von Comayagua keine auf dieses Ereigniß Bezug habende Urkunde.

leben und nicht zum Wohle der Gemeinde thätig sind. — —

Trotzdem daß Comayagua zu den ältesten Ansiedlungen zählt und das 24 engl. Meilen lange und 2—4 Meilen breite fruchtbare Thal, in welcher die Stadt gelegen ist, eine herrliche Culturfläche darbietet, hat es gleichwohl niemals einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Ansiedler scheinen es vorgezogen zu haben, sich in den höher gelegenen, kühleren, gesünderen Hochebenen von Tegucigalpa niederzulassen. Bis zum Jahre 1827 zählte Comayagua 5000 Seelen. Seit dieser Zeit ist es in Folge der fortwährenden politischen Wirren sichtbar im Verfall begriffen und zur Zeit meines Besuches im März 1854 betrug die Einwohnerzahl Comayaguas nicht mehr als 2000 Seelen, welche größtentheils dem Beamten- und Soldatenstand angehören oder sonstwie in einer Beziehung zur Regierung stehen. Die ganze Stadt hat ein sehr ärmliches, dorfähnliches Ansehen; die aus Luftziegeln (adobes) gebauten Häuser haben größtentheils nur ebenerdige Geschosse und befinden sich in einem äußerst verfallenen Zustande. Auch die öffentlichen Gebäude und das Wohnhaus des Präsidenten machen hiervon keine Ausnahme. Der Empfangssaal war ein völlig leerer Raum mit kahlen weißen Wänden und abgeschlagenem Mauerwerk, in welches man, so oft ein Besuch kam, die Stühle erst aus den Nebengemächern trug. Nicht weniger bescheiden war das Cabinet des General Cabañas, das weit eher einer Rüstkammer als dem Arbeitszimmer eines Staatsoberhauptes glich. Die Wände waren nackt und schmutzig, der Boden mit rothen Ziegelsteinen gepflastert; in jeder Ecke lehnten ein paar alte, verrostete, unbrauchbar gewordene Gewehre; die ganze Einrichtung bestand in einem großen Tisch, auf dem ein Wust von Papieren lag und in ein paar altersschwachen hölzernen Stühlen. Alles hatte ein unfertiges, provisorisches Aussehen; es schien, als hielte sich die Regierung immer fluchtbereit und setzte selbst kein besonderes Vertrauen auf ihre Dauer. Dieses Gefühl der Unsicherheit ist indeß leicht zu entschuldigen, wenn man bedenkt

daß Honduras seit seiner Lostrennung von Spanien in den letzten dreißig Jahren nicht weniger als vierundzwanzig Mal sein Staatsoberhaupt gewechselt hat, so daß in der Regel kein Präsident länger als anderthalb Jahr regierte. „Allein treu unter Treulosen“ hatte Honduras die meisten politischen Convulsionen auszustehen und war der letzte der fünf Staaten, welcher die Hoffnung an die Durchführung des Föderativsystems sinken ließ. Noch zehn Jahre lang, nachdem bereits die Auflösung der Föderativ-Republik erfolgt war, ließ es Honduras wiederholt nicht an Versuchen fehlen, um sich wenigstens mit den liberaleren Staaten von Nicaragua und San Salvador zu einer Föderation zu vereinigen; erst in den letzteren Jahren, nachdem selbst die letzte Aussicht auf Erfolg verschwunden war, constituirte sich Honduras als selbstständiger Staat, der die Devise libre, soberano, independiente nicht nur in seinem Wappen führt, sondern auch durch seine Thaten kundgibt. Seine im Jahre 1848 beschlossene Verfassung athmet in allen ihren Stipulationen einen ächt republikanischen Geist. Sie ist jedoch leider viel zu sehr nach französischen und nordamerikanischen Schablonen gebildet, um dem Staate und dem Volke Nutzen zu bringen, für welche sie eigentlich bestimmt war. Dieselbe mag als der enthusiastische Ausdruck edler Gesinnungen einer kleinen Zahl liberaler Männer angesehen werden, welche in ihrer Begeisterung für die Freiheit die eigenthümlichen Verhältnisse ihres Heimatlandes und die wahren Bedürfnisse ihrer Mitbrüder völlig aus den Augen verloren hatten. Von wirklichem praktischen Werth aber kann eine solche Charte für einen Staat nicht sein, in dem noch alle Zustände einen so primitiven Charakter tragen. Einen Augenblick lang wird dem Europäer allerdings seltsam ums Herz, wenn er sieht, wie hier ein halbcivilisirtes Volk Jahre hindurch unter dem Einfluß republikanischer Institutionen lebt und fortschreitet, während eine der feingebildetsten Nationen von dem kurzen Segen republikanischer Freiheit einen so tollen, unwürdigen Gebrauch gemacht hat. Allein Preßfreiheit ver-

mag eher in einem Lande zu bestehen, wo kaum ein Fünftel der Einwohner lesen kann, als dort, wo fast der zweite Leser auch ein Schriftsteller ist; die Zügel der Regierung sind hier minder schwer zu führen, wo nur eine sehr geringe Zahl Ehrgeiziger nach Rang, Ansehen und Auszeichnung strebt, während der große Haufe in dem unbeschränkten Genusse von Bohnen, Maisbrot und Tropenfrüchten den Hauptanspruch an's Leben befriedigt findet; die politischen wie die socialen Verhältnisse erscheinen hier weit weniger complicirt, wo der größte Theil der Bevölkerung noch barfuß wandelt und seine Gleichheit in seiner gemeinsamen Armuth besteht, als in einem Lande, wo Habsucht und Ehrgeiz, Sparsamkeit und Verschwendung, Tugend und Lasterhaftigkeit eine so gewaltige Umwälzung in den Gesellschaftsklassen hervorgebracht und eine Abwechslung in den Verhältnissen geschaffen haben, welche noch augenfälliger und schroffer sich darstellt als die Vegetationsscala in den Cordilleren Central-Amerikas. Die gegenwärtige Verfassung dürfte sich daher in dem Maße als unpassend und unausführbar erweisen, als man bemüht sein wird, dieselbe in ihren einzelnen Puncten zur Wahrheit zu machen. Sie wird unzweifelhaft, noch ehe diese Blätter zur Ansicht des Lesers gelangen, bereits so wesentliche Veränderungen erlitten haben, daß ich mich hier blos auf die Wiederholung der wichitgsten Puncte derselben beschränken will.

Ein Fremder wird naturalisirt: durch die Erwerbung von Grundbesitz von einem bestimmten Werthe; durch vierjährigen Aufenthalt im Lande und durch Verheirathung mit einer Landestochter; derselbe ist zur Entrichtung der nämlichen Taxen wie die übrigen Eingeborenen verpflichtet, genießt dafür aber auch dieselben bürgerlichen Rechte. Die Regierung ist volksthümlich-repräsentativ und besteht aus einem Senate und einer Deputirtenkammer als legislative, und aus dem Präsidenten und den Ministern als executive Gewalt. Nach dem eigentlichen Wortlaut der Verfassung sollten je 15,000

Einwohner einen Abgeordneten wählen,*) allein in Ermangelung eines Census wählt jedes der sieben Departements einen Senator und zwei Deputirte, von welch' letzteren alle Jahre die Hälfte ausscheidet und durch Neuwahlen ersetzt wird. Der Staat erkennt zwar der apostolisch römisch-katholischen Religion das ausschließliche

*) Jeder Eingeborene, welcher das 21. Lebensjahr zurückgelegt hat und sich nicht in einem der gesetzlich bestimmten Ausnahmsfälle befindet, genießt das Wahlrecht; dasselbe soll jedoch vom Jahre 1870 an auf diejenigen Staatsbürger beschränkt werden, welche des Lesens und Schreibens kundig sind. Jeder Senator muß 30 Jahre alt sein, Grundeigenthum von wenigstens 1000 Dollars besitzen oder zur Ausübung einer der sogenannten freien Künste berechtigt sein. Für drei der sieben Senatoren geschehen jährlich Ersatzwahlen. Ein Deputirter muß mindestens 25 Jahre alt, Bürger der Provinz sein, die ihn erwählt, und entweder Grundstücke im Werthe von 500 Dollars besitzen oder irgend ein Gewerbe oder Kunst treiben, welche dieses Einkommen abwerfen. Die gesetzgebende Versammlung bewilligt die Steuern und das jährliche Budget, ernennt die Beamten des obersten Gerichtshofes, bestimmt den Militäretat, controlirt das Erziehungssystem, schließt Krieg und Frieden; ratificirt Verträge und hat das Recht, die ausübende Gewalt in Anklagestand zu versetzen und ihre Handlungen gerichtlich zu untersuchen. Der Präsident muß ein Eingeborener von Central-Amerika, fünf Jahre Bürger des Staates, 32 Jahre alt sein und ein Grundeigenthum im Werthe von 5000 Dollars besitzen. Die Dauer seines Amtes ist vier Jahre und er kann in der Regel nicht für zwei aufeinanderfolgende Termine gewählt werden. Er ernennt selbst seine Minister und hat das Recht des Vetos. Außerdem besteht noch ein Staatsrath, welcher hauptsächlich nur im Falle der dringenden Erledigung eines Geschäftes während der Ferien der Legislative in Wirksamkeit tritt. Die richterliche Gewalt besteht in einem obersten Gerichtshof, von welchem drei Richter in Comayagua und andere drei in Tegucigalpa ihren Sitz haben. Die mit dieser Würde betrauten Beamten müssen Advocaten von bekanntem Ruf, mindestens 25 Jahre alt und Grundbesitzer im Werthe von 1000 Dollars sein. Alle eines Verbrechens angeklagte Personen müssen binnen 48 Stunden nach ihrer Arretirung verhört und über ihre längere Detention oder ihre Freilassung nach weiteren 24 Stunden beschlossen werden. Die Todesstrafe ist abgeschafft. Jedes Departement hat einen Oberbeamten, der den Titel eines „Jefe politico" führt, vom Präsidenten ernannt wird, 25 Jahre alt und Besitzer im Departement sein muß, für das er ernannt wird. Derselbe bildet den Vermittler zwischen der Central-Regierung und seinem Departement und wacht über die Bekanntmachung und Ausübung der Gesetze. Bezeichnend für die Zustände des Landes ist der Zusatz: „Jeder Municipalbeamte muß des Lesens und Schreibens kundig sein."

Recht des öffentlichen Gottesdienstes zu; jedoch darf kein Gesetz die privative Ausübung anderer Religionsformen noch die vollste Glaubens- und Gewissensfreiheit untersagen. Man würde unrecht thun, daraus, daß die Verfassung von Honduras das römisch-katholische Glaubensbekenntniß gewissermaßen zur Staats-Religion erhebt, folgern zu wollen, die Regierung und das Volk dieser Republik seien intolerant oder bigott. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß Honduras sowohl wie Central-Amerika überhaupt ein rein katholisches Land sind, in dem sich erst in den letzten zwanzig Jahren einzelne Protestanten angesiedelt haben. Der Clerus von Honduras, im Allgemeinen zwar äußerst unwissend und ungebildet, ist jedoch nichts weniger als reaktionär oder intolerant. Im Laufe der verschiedenen Kämpfe hat sich ein großer Theil desselben der Fahne der liberalen Partei angeschlossen und in ihrem Interesse sogar nicht selten von der Kanzel herab gewirkt. Pater Vitéri forderte einmal in der Kirche mit umgegürtetem Säbel zur Theilnahme an dem Kampfe für die Sache der Freiheit auf. Noch vor Kurzem (April 1856) reiste Pater Vigil, Stadtpfarrer der Kirche de la Merced in Granada als Gesandter der Demokraten von Nicaragua nach den Vereinigten Staaten, um die Anerkennung des Freibeuters Walker und der von ihm eingesetzten Regierung beim Kabinet von Washington nachzusuchen. Im Mai 1830 ging in der gesetzgebenden Versammlung von Honduras ein Gesetz durch, welches die Heirathen der Weltpriester gestattete und zugleich erklärte, daß Kinder von Geistlichen ihre Väter auf gleiche Weise beerben sollen, wie die aus einer gesetzlichen Ehe entsprossenen. Was dieses Gesetz noch bedeutungsvoller macht, ist der Umstand, daß der Antrag von einem Bischof ausging, welcher als Deputirter in der Kammer saß.*) Die verschiedenen Maßregeln, welche die Morazan'sche Ver-

*) Vergl. Dunlap, Travels in Central-America, p. 181. Crowe, The gospel in Central-America, p. 131. Squier, Notes on Central-America p. 226.

waltung gegen den Clerus erließ, ohne daß eine Fluth päpstlicher Bannsprüche deren Ausführung irgendwie zu hindern oder wirkungslos zu machen vermochte, hat dem Ansehen der katholischen Religion einen empfindlichen Schlag beigebracht und seither den Einfluß der Geistlichkeit auf die Herzen und die Geldbeutel der Masse wesentlich geschmälert. Der Clerus ist in Honduras, Nicaragua, San Salvador und Costa Rica keine Macht mehr; nur im Staate Guatemala beginnt die Hydra in der Gestalt von Jesuiten neuerdings ihr Haupt zu erheben. Irrig jedoch scheint mir die Ansicht des Herrn Squier,*) als gäbe es irgendwo in Central-Amerika Rationalisten oder Freidenker, im eigentlichen Sinne des Wortes. Denn der einzelne Fall, daß einmal ein vielleicht halbtrunkener Soldat einen gedruckten Bannspruch, den der Papst gegen Morazan erlassen hatte, in eine Kanone steckte und zum Beweis des Trotzes und der Mißachtung in der Richtung gegen Rom abfeuerte, kann wohl nicht leicht als ein Beweis von Freigeisterei im Volke angesehen werden. Der Rationalismus setzt gewisse Bedingungen voraus, welche gegenwärtig noch bei nur sehr wenigen Neuspaniern vorhanden sein dürften; er ist die Folge einer Culturstufe, auf welchen die Eingeborenen Central-Amerikas sich noch nicht erhoben, die Summe von Erfahrungen, Studien und Resignationen, zu welcher es dieselben noch lange nicht gebracht haben. — Der ganze Clerus des Landes besteht aus sechs und sechszig Weltpriestern, deren geistliches Oberhaupt, der Bischof von Comayagua, zugleich der einzige Bischof im Lande ist. Viele Jahre hindurch war dieser Sitz erledigt; erst im Jahre 1854 wurde derselbe durch Senor Don Hippolites Caseano Flores wieder besetzt. Die Kirche hat in Honduras keinerlei gesetzlich bestimmte Einkünfte in der Form von Zehnten, u. s. w. Die-

---

*) Among those, capable of reflection or possessed of education, there are *more* who are destitute of any fixed creed, „*Rationalists*", or as they are sometimes called, *freethinkers*, than adherents of any form of religion. (Notes on Central-America, p. 227.)

selbe wird blos durch freiwillige Beiträge und einen geringen jährlichen Zuschuß von Seite des Staates unterhalten. Ihr Einkommen ist daher äußerst beschränkt und dies vielleicht eine Mitursache der untergeordneten Stellung des katholischen Clerus in Honduras, welcher mehr als irgend eine andere Macht Reichthum und Schätze zur Entfaltung seiner Herrlichkeit bedarf. Die Zahl der Protestanten ist gegenwärtig noch so gering und sie leben dermaßen im Lande zerstreut, daß sie weder eigene Schulen besitzen noch sich zu Andachten versammeln. Allein ich glaube nicht, daß, im Falle einmal die Zahl protestantischer Ansiedler hinreichend groß und wohlhabend sein wird, um Pfarrer und Lehrer unterhalten und Schule und Bethaus errichten zu können, von Seite der Bevölkerung und der Regierung irgendwelche Schwierigkeiten dagegen erhoben werden dürften. Während meiner Anwesenheit in San José im Staate Costa Rica, wo gegenwärtig die meisten protestantischen Familien, ungefähr fünf und zwanzig an der Zahl, leben, tauchte das Project auf, ein evangelisches Bethaus, das erste in Central-Amerika, zu errichten und einen protestantischen Pfarrer als Lehrer der Kleinen und geistlichen Beistand der Großen aus England kommen zu lassen. Der Plan, obwohl von dem damaligen englischen Vicekonsul Mr. George Schedel auf das eifrigste unterstützt, scheiterte damals leider an dem Mißverhältniß zwischen der Kostspieligkeit der beabsichtigten Institution und den bescheidenen Vermögensumständen der Gemeindemitglieder, so wie auch daran, daß man sich nicht über die Sekte zu verständigen vermochte, welcher der zu verschreibende Geistliche angehören, ob derselbe nämlich Lutheraner, Methodist, Baptist, Presbyterianer oder Hochkirchner sein sollte. Dieses Project ist aber nur aufgehoben nicht aufgegeben und wird im Verhältniß als sich die Zahl protestantischer Einwanderer mehrt, seiner Verwirklichung sicherlich näher rücken.

Honduras besitzt zwei Universitäten, die eine in Comayagua, die andere in Tegucigalpa; dieselben unterscheiden sich aber nur

wenig von den gewöhnlichen Schulen in den Vereinigten Staaten oder in Deutschland. Die meisten der Lehrstühle sind unbesetzt, oder bloß durch äußerst mittelmäßige Kräfte ausgefüllt. Die Söhne wohlhabender Eltern besuchen daher gewöhnlich die Universität von Guatemala, welche noch von allen Hochschulen im Lande die beste ist, oder bringen ihre Studienzeit im Auslande zu. Nach einer mir gemachten officiellen Mittheilung gibt es im ganzen Staate 197 öffentliche Schulen *) mit einem durchschnittlichen Besuche von 25 Kindern, so daß von einer Gesammtbevölkerung von 350,000 Einwohnern kaum 5000, oder einer aus siebenzig, den Segen des Unterrichts genießen. **) Dieser geschieht nach dem Lancaster-Systeme und beschränkt sich auf Lesen, Schreiben und Arithmetik, oft gar nur wegen der Kostspieligkeit des Schreibematerials auf das Lesen allein. An Bibliotheken ist gleichfalls große Noth; im ganzen Staate gibt es nur eine einzige in der Hauptstadt, und auch diese zeichnet sich weit mehr durch ihre Unbedeutendheit und Mangelhaftigkeit, als durch ihren Reichthum aus. Nicht einmal die berühmtesten spanischen Autoren sind vorhanden, und in den letzteren Jahren ist auch nicht ein einziges Werk von Bedeutung nachgeschafft worden.

Bei der Unsicherheit der Verhältnisse und dem provisorischen Zustande, in dem sich seit einer Reihe von Jahren Land und Volk befinden, war es mir auch nicht einmal am Sitze der Regierung

---

*) Herr Squier gibt in seinem neuesten Werke den Stand der öffentlichen Schulen, „on a very liberal estimate," wie er sich selbst ausdrückt, auf 400 an. Nach den, in den verschiedenen von mir bereisten Puncten des Landes gemachten Erfahrungen und gesammelten Daten, scheint mir diese Angabe viel zu hoch, und ich nehme daher um so weniger Anstand, die mir vom Präsidenten zugekommene Zahl als die richtige aufzuführen, als ein Eingeborener schon aus leicht verzeihlicher nationaler Eitelkeit die Ziffer eher höher als niederer anzugeben geneigt sein dürfte.

**) In den Vereinigten Staaten ist nach dem neuesten Census das Verhältniß der schulbesuchenden Kinder zur Gesammtbevölkerung wie 1 : 5; die Zahl der Collegien und Schulen ist 100,000, jene der Lehrer 115,000.

möglich, genaue statistische Angaben über die Zahl der Bewohner, über die jährlichen Geburten und Sterbefälle, die Produktion des Landes, die vorzüglichsten Ein- und Ausfuhrsartikel, sowie über die Einkünfte und Ausgaben der Staatsverwaltung zu erhalten. Die Ziffern, welche ich mir nach vielen Bemühungen verschaffte, und welche durch die Quelle, aus der sie kommen, allerdings den Stempel der Officiosität tragen, können gleichwohl größtentheils nur als annähernd richtig, nicht aber als bestimmte Daten betrachtet werden. Wer würde sich auch nur einen Augenblick der Täuschung hingeben, daß Honduras mit seiner politischen Vulcanicität ein günstiges Terrain für das Aufblühen der statistischen Wissenschaften sei, wo deren erste Lebensbedingungen: Ordnung im Staatshaushalte und geregelte sociale Verhältnisse noch gänzlich fehlen! Ist es doch selbst in Europa erst wenigen Staaten gelungen, richtige statistische Tabellen verfassen zu können; haftet doch selbst in England und Nordamerika, den beiden Musterstaaten für Statistik — an mehr als einer Angabe der böse Zweifel der Verläßlichkeit und Genauigkeit!

Die Zahl der Gesammtbevölkerung von Honduras wurde von der Regierung in den mir von derselben gemachten Mittheilungen auf 300,000 Seelen angegeben.*) Sie hat in den letzten Jahren in Folge der fortwährenden Kämpfe und Unruhen, welche eine große Anzahl zur Auswanderung in die Nachbarstaaten bestimmte, eher ab- als zugenommen. Die Hälfte der Bevölkerung sind Vollblut-Indianer, während der Rest aus einer Mischung von

*) Herr Squier schätzt die Bevölkerung von Honduras auf 350,000 Seelen, welche sich angeblich über 39,600 □Meilen, oder 9 Einwohner auf eine □Meile verbreiten, ohne jedoch für jene Angabe einen bestimmteren Grund anführen zu können und vertheilt dieselbe willkürlich „in round numbers“ auf die einzelnen Departements, wie folgt: St. Barbara 45,000, Gracias 55,000, Comayagua 70,000, Tegucigalpa 65,000, Choluteca 50,000, Olancho 45,000, Yoro 20,000 Seelen.

Weißen, Indianern, Negern und Mulatten besteht.*) Die Schattirungen, welche die verschiedenen Kreuzungen hervorbringen, sind so groß, daß eine Racenclassificirung nicht selten sehr schwer wird. Die Volkslaune hat eigene Ausdrücke erfunden, um solche Erscheinungen zu bezeichnen. Wo die Mischung z. B. so eigenthümlich ist, daß sie weder Anhaltspuncte für den Neger- noch für den Indianertypus zuläßt, gebraucht der Volksmund die Bezeichnung: „no t'entiende“ (Ich versteh' dich nicht). Wo ein späteres Kind von Indianer- oder Negereltern eine dunklere Hautfarbe zeigt als das Erstgeborne, nennt man eine solche Erscheinung gewöhnlich „un salto atras“ (Ein Sprung rückwärts**). Das Wort ladino wird ausschließlich nur auf die Abkömmlinge von Weißen und Indianern angewendet. Diese leben sämmtlich angesiedelt in Dörfern und nähren sich von der Cultur des Bodens und vom Bergbau. Völlig wilde, nomadisirende Stämme gibt es in Honduras nicht mehr. Dagegen tritt in keinem der fünf Staaten der Negertypus so häufig auf wie hier. Man will diesen Umstand mit der Strandung eines Sclavenschiffes in der Nähe von Cap Gracias um das Jahr 1685 in Verbindung bringen, dessen unfreiwillige Passagiere sich ans Land retteten, und obschon anfänglich von den eingeborenen Indianern vielfältig bekriegt, gleichwohl allmählich mit denselben Frieden schlossen und sich mit ihnen sogar geschlechtlich vermischten. In einer späteren Epoche erhielt das äthiopische Element durch jene Negersclaven (cimarones) einen Zuwachs, welche ihren Herren auf den spanischen Ansiedlungen entliefen und in den Waldwüsten der Ostküste ein Asyl suchten. Auch Pflanzer von Jamaica unternahmen im Beginne des verflossenen Jahrhunderts, sich mit ihren

*) Weiße Familien ohne irgend eine Beimischung gibt es nur sehr wenige im Lande, da sich die meisten der eingewanderten Altspanier mit Eingeborenen verheirathet haben.

**) In Guatemala, wo ein lichtblonder Deutscher aus pecuniären Rücksichten eine ziemlich dunkelfarbige Mulattin heirathete, wurde dieses seltsame Pärchen scherzweise café con leche (Kaffee mit Milch) genannt.

Sclaven entlang der Ostküste von Honduras niederzulassen und vermehrten auf diese Weise gleichfalls die schwarze Bevölkerung. Wie man die Abkömmlinge von Weißen und Indianern Ladinos oder Mestizen, und jene von Weißen und Negern Mulatten nennt, so wurden den Abkömmlingen von Negern und Indianern der Name Zambos beigelegt. Die jetzigen Bewohner der Mosquito-Küste sind eine solche Mischrace von Indianern und Negern, sogenannte Zambos. Sie zählen kaum mehr als 5000—6000 Seelen und leben unter dem Zepter einer ihnen von den Engländern octroyirten Hampelmann-Majestät auf dem vielgenannten Mosquito-Gebiete, welches bereits im Jahre 1740 durch die schlauen diplomatischen Kniffe des Gouverneurs Trelawney von dem damaligen Zambos-Häuptlinge mittelst Cession an die englische Regierung abgetreten wurde.

Wenngleich Großbritannien seine Souveränitäts-Rechte über die Mosquito-Küste so lange nicht geltend machte, als die Ansiedlungen daselbst einen integrirenden Theil der spanischen Krone bildeten, so hatte es doch nur einer günstigen Veranlassung bedurft, um seine Gelüste nach Einfluß und Besitzthum am central-amerikanischen Isthmus neuerdings zu erwecken. Dieser Anlaß war durch die Losreißung der fünf Provinzen von Spanien und ihre Constituirung zu selbständigen Republiken geboten. Einheit macht stark, Trennung schwach, und so hatte auch keiner der neugebildeten fünf Staaten Kraft und Macht genug, um sich gegen den unliebsamen Eindringling zu schützen. Man ließ geschehen, was man nicht verhindern konnte, und so entstand endlich jener berühmte Clayton-Bulwer-Vertrag, der wie so manches andere diplomatische Actenstück, die Frage nur noch mehr verwickelte, statt sie zu lösen. Wohl wird schon die nächste Zukunft in dieser Angelegenheit ein entscheidendes Wort sprechen. Die Ereignisse, welche sich dermalen auf dem central-amerikanischen Continente zutragen, deuten darauf hin. Sie beschleunigen die Katastrophe.

Die Staatseinnahmen von Honduras bestehen gegenwärtig in

den verschiedenen Zöllen, (alcabala maritima) und in der Monopolisirung des Branntweins (aguardiente), Pulvers, Tabaks und des Stempelpapiers. In dem Verwaltungsjahre 1853 *) beliefen sich die sämmtlichen Einnahmen auf 471,005³/₄ Dollars. Darunter scheinen mir einer speciellen Aufzählung werth: ein Zwangsanlehen (emprestido forzoso) im Betrage von 39,270 Dollars, ferner 18,061¹/₂ Dollars als Erlös für verkaufte Färbe-, Schmuck- und Bauhölzer, 122 Dollars an Licenzgebühren für stattgefundene Hahnenkämpfe u. s. w. Die Ausgaben betrugen in derselben Epoche 428,269¹/₂ Dollars, **) so daß noch ein Ueberschuß von 42,736 Dollars an verschiedenen Werthen in der Staatscasse verblieb. Im Jahre 1854 erreichten die sämmtlichen Einnahmen eine Höhe von 581,005³/₄ Dollars, die Ausgaben machten eine Summe von 578,269¹/₂ Dollars aus. In den letzten beiden Jahren dürfte sich in diesen Ziffern in Folge von Heuschreckenplage und beständigen Kriegen ein bedeutendes Mißverhältniß herausgestellt haben. — Die Gehalte der Staatsangestellten sind äußerst gering. Um sich einen

*) Das Verwaltungsjahr beginnt am 1. August und endet am 31. Julius.

**) Als Zeugniß, wie man in Honduras den Ausweis des Staatsbudgets zu verfassen pflegt, lasse ich hier eine genaue Copie eines mir von der Regierung übermachten Originales folgen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Egresos: | Lista civil | Dollars | 83,273,97. |
| | Pagas militares | „ | 131,459,12. |
| | Bonos amortizados | „ | 62,593,03. |
| | Deuda consolidada | „ | 57,845,81. |
| | Devolucion de suplementos | „ | 1,583,93. |
| | Correos | „ | 5,823,84. |
| | Gastos generales | „ | 62,787,97. |
| | Idm. extraordinarios | „ | 13,052,65. |
| | Hospitales | „ | 5,156,56. |
| | Imprenta | „ | 1,501,00. |
| | Escritorios | „ | 2,786,30. |
| | Equivocas deshechos | „ | 405,35. |
| | | Summa: Dollars | 428,269⁵³/₁₀₀. |

Begriff von der Besoldung der unteren Beamten zu machen, will ich nur anführen, daß der Präsident, der erste Beamte der Republik, nicht mehr als 2500 Dollars Jahresgehalt bezieht. Der größte Theil der jährlichen Staatseinnahmen wird für Interessenzahlungen von älteren Staatsschulden (die sich auf mehr als zwei Millionen Piaster belaufen), für die Vermehrung und Verbesserung der Verkehrsmittel und für die Fortsetzung der unglückseligen Parteikämpfe mit der Nachbarrepublik Guatemala verausgabt. Das stehende Heer beläuft sich auf 1500 Mann Infanterie und Artillerie. Die Benützung von Cavallerie gestattet die Naturbeschaffenheit des Landes nicht. Während des letzten Krieges mit Guatemala standen 2500 Mann unter Waffen; davon waren kaum 1000 Mann kampffähig. Die Macht des Feindes war nicht viel größer. Niemals während der Kämpfe der letzten dreißig Jahre überstieg die Zahl der Truppen der einzelnen Staaten 3000 Mann. Die Honduranser sind gleich den Eingeborenen der übrigen centralamerikanischen Republiken keine guten, tapferen Soldaten. Viele verlassen Haus und Hof und flüchten monatelang nach den Wäldern, bloß um dieser Pflicht gegen den Staat zu entgehen. Diese Furcht vor dem Militairdienst und vor neuen Abgaben ist zugleich Ursache, daß es bisher nicht möglich war und noch für lange Zeit hinaus nicht möglich sein wird, einen genauen Census aufzunehmen; denn sobald ein Regierungsbeamter zu diesem Behufe in einer Ansiedlung erscheint, verschwindet gemeiniglich der größte Theil der männlichen Einwohnerschaft, in der vorgefaßten Meinung, der Staat könne kein anderes Interesse haben, die genaue Zahl seiner Angehörigen zu wissen, als um sie zu Soldaten zu machen oder ihnen neue Steuern aufzubürden. Das sind die Begriffe, welche die grausame Ungerechtigkeit der früheren spanischen Zwangsherrschaft den Eingeborenen über die Absichten und Zwecke einer Regierung beigebracht hat.

Der größere Theil der hondurensischen Soldaten geht barfuß. Ihre ganze Montur besteht aus einer leinenen Unterhose und einer

kurzen weißen oder blauen Jacke. Zur Kopfbedeckung dient ihnen in der Regel ein Strohhut. Würden sie nicht Schießgewehre und Patrontaschen tragen, so möchte man sie gewiß für Alles andere eher als für Krieger halten. Strapazen vermögen sie indeß sehr gut zu ertragen und sie machen oft Tagemärsche von vier und zwanzig bis dreißig englischen Meilen. Die Officiere sind zwar etwas respectabler angezogen, tragen eine Art Uniform und Fußbekleidung und die meisten von ihnen sind beritten; aber auch ihre Erscheinung ist gewaltig verschieden von der Vorstellung, welche man sich in Europa von einem wohladjustirten Wehrmann zu machen pflegt.

Eine der größten Calamitäten von Honduras ist sein zerrütteter Finanzzustand. Die Schulden des Staates an verschiedene Gläubiger betragen über eine halbe Million Dollars. Die jährlichen Einnahmen sind kaum hinreichend, die laufenden Ausgaben zu bestreiten. Die Armuth des Volkes gestattet keine directe Besteuerung. Während in den sämmtlichen übrigen Staaten nur Silber und Gold als Tauschmittel oder Werthzeichen dienen, circulirt in den meisten Departements von Honduras ausschließlich Kupfermünze, welche, seit 1839 ohne gesetzliche Beschränkung ausgegeben, mit jedem Tage mehr an Werth verliert. Nur die Departements von Gracias und Yoro machen hiervon eine Ausnahme, in welchen außer nordamerikanischem und englischem Gepräge sowohl die Münzsorten der früheren Föderation als auch unregelmäßig geschnittene, eckige Silberstücke (die Münze des alten Vicekönigreichs) circuliren. Diese beiden Departements verweigern, ähnlich den italienischen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates hartnäckig die Annahme von anderen Werthzeichen als Silber und Gold und haben durch energischen Widerstand sich seit siebzehn Jahren von dieser kupfernen Landplage befreit zu halten verstanden. Während meiner Reisen bezahlte man in Comayagua für einen Piaster in Silber vierzehn Piaster in Kupfer. Für ein Livre Sterling, das im Handel für fünf Piaster angenommen wird, erhielt ich siebenzig Piaster in Kupfer.

Da sich seither die Zustände keineswegs gebessert, sondern eher verschlimmert haben, so stellt sich das Mißverhältniß gegenwärtig wahrscheinlich noch greller heraus. Ich habe schon an einer andern Stelle bemerkt, daß sich dermalen von der sogenannten provisorischen oder Kupfermünze ungefähr eine Million Piaster in Umlauf befindet, welche leicht mit 100,000 effectiven Piastern eingelöst werden könnte. Die Ausführung dieser Maßregel sowie so manche andere Verbesserung hängt lediglich von dem Einflusse ab, den die Nordamerikaner in der nächsten Zeit in Honduras gewinnen werden. Die Herstellung der von einer anglo-amerikanischen Gesellschaft projectirten Eisenbahn über den Isthmus von Honduras zwischen Puerto Caballos im Osten und der Fonseca-Bai am stillen Ocean, welche ich in einem früheren Capitel ausführlich besprochen habe, dürfte dazu die nächste und günstigste Gelegenheit bieten. Der Pariser Vertrag vom 30. März 1856 ist auch für dieses wie für manches andere Project nicht ohne günstige Wirkung geblieben. Die friedlichere Gestaltung der europäischen Verhältnisse hat sowohl englische wie amerikanische Capitalisten willfähriger gemacht, sich bei diesem großartigen Unternehmen zu betheiligen, und, wie wir erfahren, sind die eifrigen, verdienstvollen Bemühungen des Herrn Squier, welcher sich seit dem verflossenen Herbste wegen Herbeischaffung der nöthigen Capitalien in London aufhält, von einem so entschiedenen Erfolge gekrönt worden, daß an dem Zustandekommen der Actiengesellschaft und der baldigen Ausführung des erwähnten Eisenbahnprojects nicht leicht mehr gezweifelt werden kann. Die Vortheile sind so einleuchtend und glänzend und die Herstellungskosten dürften, was bei ähnlichen Unternehmungen allerdings selten der Fall ist, wahrscheinlich weit geringer ausfallen als der erste Anschlag voraussetzt. Ich besuchte in Gesellschaft des provisorischen Präsidenten des Unternehmens, Herrn Armory Edwards, welcher sich während meiner Anwesenheit in Comayagua wegen der Erlangung der Concession gerade am Sitze des Congresses

und der Regierung von Honduras aufhielt, diejenigen Puncte der projectirten Bahn, auf denen sich nach der Volksmeinung dem Bau eines Schienenweges unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen, und fand zu meiner freudigen Ueberraschung, daß nicht nur keine erheblichen Schwierigkeiten existiren, sondern daß die ganze 160 englische Meilen lange Strecke vermuthlich ohne eine einzige kostspielige Kunstbaute wird hergestellt werden können. Ich habe die vollste Ueberzeugung nicht nur von der möglichen, sondern auch von der unschwierigen Ausführbarkeit des Unternehmens, und wer, durch zufällig irrige oder absichtlich entstellte Angaben über die Beschaffenheit des von der Bahn durchschnittenen Terrains verleitet, noch einige Zweifel an dessen Zustandekommen hegen zu müssen glaubt, wird sich durch die Lectüre des vortrefflichen Pamphlets des Mr. Squier, welches die gründliche Besprechung der zwischenoceanischen Eisenbahn*) zum Gegenstande hat, leicht darüber hinweghelfen.

Durch den Tod des edelsinnigen Barrundia, welcher im Frühling 1854 als bevollmächtigter Minister von Honduras nach den Vereinigten Staaten ging, und leider schon wenige Monate später in Washington starb, haben die directen Beziehungen zu der großen Schwesterrepublik im Norden hart gelitten. Nicht leicht dürfte Honduras einen Mann finden, welcher die Interessen des Landes bei der Regierung von Washington so würdig und eifrig zu vertreten verstünde, wie José Maria Barrundia. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Patriot, er war zugleich ein vortrefflicher Staatsmann. Barrundia nahm an der ganzen Bewegung seit 1823 den regsten Antheil. Die bedeutendsten Acte wurden von seiner Feder redigirt, die wichtigsten liberalen Reformen waren der Ausfluß sei-

---

*) Honduras interoceanic Railway. Preliminary Report by E. G. Squier. New York 1854. Supplementary Report. London, 1856. Siehe auch Notes on Central America, by E. G. Squier. New York 1856. p. 235.

ner humanen, republikanischen Gesinnung. Noch im Greisenalter glühte sein Herz feurig für das Vaterland und obschon nahe den Achtzigern, gebrechlich und kränklich, übernahm Barrundia dennoch mit freudiger Bereitwilligkeit die Mission, von welcher er sich nicht nur für Honduras sondern für ganz Central-Amerika so herrliche Erfolge versprach. „Die freie republikanische Luft des Nordens wird mich stärken!" sagte er zu mir, als ich ihm noch am Abend vor seiner Abreise von Comayagua nach Nordamerika den Ernst seines Entschlusses vorstellte. Jetzt ruht Barrundia in der freien republikanischen Erde im Kirchhofe zu Washington, und was er anstrebte und auszuführen hoffte, nämlich den innigsten Anschluß von Honduras an die Union, ist durch seinen Tod bis zur Stunde noch unerfüllt geblieben. Kein Hondurenser hat bisher den Muth gehabt oder sich berufen gefühlt, die durch Barrundia mit der Regierung von Washington eingeleiteten und durch seinen Tod abgebrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen und weiter auszuführen. Die Herstellung eines ehernen Verbindungsweges zwischen den zwei größten Meeren der Welt wird indeß sicherer als alle diplomatischen Negociationen dazu beitragen, den ersehnten Freundschaftsbund der beiden Republiken zu schließen und zu befestigen, und den Urwaldboden von Honduras allmählich für jene erhabenen Institutionen der Freiheit und der Volkswohlfahrt empfänglich zu machen, für welche Barrundia sein ganzes Leben hindurch kämpfte und deren endlichen Sieg im Vaterlande der greise Patriot durch seine letzte Mission zu erringen hoffte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

# Von Comayagua nach den Llanos de Gracias.

Ein Rückblick. — Die St. Sebastiankirche. — Die Kathedrale. — Die Kirche de los dolores. — Die Gesellschaft. — Botanische Ausflüge in die Umgebung. — Comida de Culebras, ein Kraut gegen die Cholera. — Neue Ankömmlinge. — Ein Doctor, der Patienten sucht. — Ein Braunschweiger, welcher die Zauber der Tropennatur gern ohne ihre Schattenseite genießen möchte. — Las Piedras oder Villa de la Paz. — Don Manuel Escobar. — Der Pfarrer von Las Piedras und sein Maulthier. — Pfarrherrliche Bedenken gegen das Reisen während der heil. Charwoche. — Goldstücke als Beschwichtigungsmittel. — Die „Hunger-Wurzel". — Preise der wichtigsten Lebensbedürfnisse. — Der Braunschweiger empfindet mit jedem Tag schmerzlicher den Contrast zwischen der Civilisation und dem Urwalde. — Ursache der ungünstigen Stimmung gegen Fremde im Volke. — Die deutschen Regierungen sollten in der Wahl von Consuln für überseeische Länder vorsichtiger zu Werke gehen. — Englische Normen für die Anstellung von Consuln. — Jucasapa. — Traurige Aussichten. — Intibucat. — Charfreitagsprocession. — Don Simon Gomez. — Bigotte Indianer wollen uns am Weiterreisen hindern. — Die Hacienda San José. — Unpünktlichkeit der Eingeborenen. — Belén. — Ein mysteriöser Schuß.

Bevor ich von Comayagua scheide, möchte ich doch noch gerne mit wenigen Worten der hübschen St. Sebastian-Kirche gedenken, die, außerhalb der Stadt auf einer kleinen Anhöhe gelegen, unstreitig die günstigste Rundschau über das herrliche Thal und seine Ansiedlungen gewährt. Auch die Kathedrale auf dem Hauptplatz ist eine stattliche Baute mit Kuppel und Thürmen, obschon sie keinen

so imposanten Eindruck macht, als die Pfarrkirche von Tegucigalpa, welche größere Dimensionen hat und sich in einem besseren Zustande befindet. Das Innere der Kathedralkirche von Comayagua ist ärmlich und unerbaulich, mit Ausnahme von einigen hübschen Bildern, welche an eine bessere Zeit erinnern und weit ansprechender sind als jene, die wir in den Kirchen von Costa Cica und Nicaragua gesehen hatten. Eine dritte Kirche, de los dolores, ist klein und unansehnlich und der Schwerpunct des Interesses, das sie erregt, ruht hauptsächlich auf einem alten steinernen Indianer-Idol von der Gestalt eines Hundes, das am Firft an derselben Stelle eingemauert erscheint, wo gemeiniglich die Heiligenstatuen der katholischen Kirche angebracht zu sein pflegen.

Ueber die Gesellschaft von Comayagua wüßte ich nicht viel Rühmenswerthes beizufügen. Sie ist weder so interessant noch so gastlich wie die Bewohnerschaft von Tegucigalpa. Es gibt nur sehr wenige wohlhabende Familien in Comayagua. Die meisten leben in einem äußerst ärmlichen Zustande. Vor einem Jahre kam das erste Clavier in den Ort; das war ein Ereigniß; seither wurde ein zweites importirt. Nun fehlen noch die Spieler. Da die Gesellschaft von Comayagua den Fremden so wenig Ressourcen bietet, so suchte ich mich dafür in der Natur zu entschädigen. Fast jeden Tag unternahm ich Ausflüge nach allen Richtungen des Thales und kehrte stets mit einer lohnenden botanischen Ausbeute heim, obschon das Ende der trockenen Saison nicht gerade eine besonders günstige Zeit zu naturwissenschaftlichen Sammlungen ist. Während dieser Wanderungen sah ich häufig einen Strauch mit kleinen rothen Beeren, den die Eingeborenen Guataca oder auch Comida de Culebras nannten und dessen Wurzel sie mir als Specificum gegen die Cholera bezeichneten. Ich nahm zwar einige Wurzeln für spätere Untersuchungen mit, schenkte aber den Aussagen der Indianer wenig Vertrauen, da ich mich bereits vielfach von ihrer Leichtgläubigkeit und Unzuverläßlichkeit in solchen Mittheilungen überzeugt hatte.

Indeß hörte ich in Folge meiner Erkundigungen von mehreren Seiten bestätigt, daß zur Zeit der ersten Cholera-Epidemie in Honduras im Jahre 1837 im Dorfe Cantaranas, 12 Leguas von Tegucigalpa, deren Bewohner zuerst von der genannten Wurzel bei Cholera-anfällen Gebrauch machten, die Seuche einen äußerst gelinden Verlauf nahm, während dieselbe in der Umgebung mit ziemlicher Heftigkeit auftrat. Die Art und Weise, wie man sich der Guataca-Wurzel als Heilmittel bediente, war äußerst einfach. Man machte von derselben einen Absud und ließ das Decoct den Kranken mehrere Male in kurzen Zwischenräumen trinken; die abstringirende Wirkung soll in den meisten Fällen sehr rasch erfolgt sein*).

Wenige Tage vor meiner beabsichtigten Abreise von Comayagua kamen einige Fremde aus Nicaragua und fanden nur mit großen Schwierigkeiten ein Unterkommen. Einer von diesen Herren war ein Engländer, der viele traurige Lebensperioden durchgemacht hatte und sich jetzt mit mehr praktischem Takt als gründlichen Kenntnissen in der Hafenstadt Omoa als Arzt niederzulassen gedachte. Was sollte der Aermste auch machen! Er spielte zwar Klavier und verstand sogar die Kunst, zu daguerreotypiren, allein mit beiden Kenntnissen war gerade in dem verarmten Honduras nur wenig Geld zu verdienen und so blieb ihm am Ende nichts anderes übrig, als aus Verzweiflung Arzt zu werden, wie man bei uns in Deutschland, wenn man schon gar nicht mehr weiß, was man anfangen soll, häufig Journalist wird. Das Klima von Omoa, obschon nicht so schlecht wie sein Ruf, ernährt gleichwohl reichlich Arzt und Todtengräber. Der zweite der Ankömmlinge war ein Braunschweiger, ein junger Mann von schönen geselligen

---

*) Seither ist dieser Strauch, von dem ich einige Exemplare nach Wien brachte, vom Director des botanischen Hofcabinets, Herrn Professor Fenzl, näher untersucht worden. Derselbe will in dem vorgelegten Exemplar eine Rauwolfia tomentosa Jaq. erkennen, was weitere Forschungen um so interessanter macht, als die Pflanzen von der Familie der Apocynannu in der Regel mehr auflösende als adstringirende Eigenschaften besitzen.

Talenten, aber leidend und blasirt, dessen krankhafter Blick geschärfter schien für die Schattenseiten der Tropen wie für ihre Zauber, und den das fortwährende Jammern über die Entbehrungen in der südlichen Zone zu keinem rechten Genuß der gebotenen Herrlichkeiten kommen ließ. Er wollte rasch ein Stück Tropennatur sehen und dann wieder nach dem gelobten Lande der Civilisation und der Braunschweiger Würste zurückkehren. Als er hörte, daß ich die durch Stephens anziehende Beschreibung so berühmt gewordenen Ruinen von Copan zu besuchen beabsichtigte, bat er mich, sich mir anschließen zu dürfen. Außer einigen Sonderlingseigenschaften schien Herr Sch.... eine so gutmüthige, harmlose Natur zu sein, daß ich mit Vergnügen einwilligte. Eine zahlreiche Reisegesellschaft vermehrt zwar in der Regel die Schwierigkeit der Fortbewegung, allein sie bietet auch so manchen Vortheil, worunter namentlich der des gegenseitigen Beistandes und Schutzes in diesen einsamen Wildnissen nicht zu gering angeschlagen werden darf.

Am 10. April machten wir uns auf den Weg. Durch den herrschenden Mangel an Thierfutter, der bei der geringen Vorsorge der Eingeborenen alle Jahre gegen das Ende der trockenen Jahreszeit einzutreten pflegt, war es trotz allen Bemühungen nicht möglich, in Comayagua die zur Reise benöthigten Maulthiere aufzutreiben. Die Güte des Mr. Edwards half uns aus der Noth. Er lieh uns seine Pferde bis zur nächsten Ansiedlung, deren Bewohner sich mit Ackerbau und Waarentransport beschäftigten und wo daher die Acquisition von Thieren weit weniger schwierig fiel. General Cabañas wünschte uns das Geleite zu geben, allein wir lehnten diese Ehre ab, da wir noch vor Tagesanbruch Comayagua zu verlassen dachten. Gleichwohl verzögerte die Lauheit unserer Diener auch diesmal bedeutend die Abreise; der eine hatte noch nicht von seiner alten Großmutter Abschied genommen; der andere wollte nicht, ohne vorher Messe gehört zu haben, fortreiten, und als wir endlich über die zwölf englische Meilen breite, herrliche, aber schattenlose Ebene von Comayagua

nach dem am westlichen Ende des Thales gelegenen Dorfe Las Piedras oder Villa de la Paz ritten, stand die Sonne bereits hoch am Horizont. Gegen Mittag erreichten wir die Ansiedlung und fanden eine ziemlich gute Unterkunft. In so geringer Entfernung vom Regierungssitz verfehlten die Empfehlungsschreiben des Präsidenten noch nicht ihre Wirkung zu thun. Der Platzcommandant des Ortes, General Manuel Escobar, welcher hier in einer Art Kaserne mit einigen hundert Mann regulärer Truppen von den Strapazen des letzten Feldzuges gegen Guatemala ausruhte, zögerte nicht, uns seine Aufwartung zu machen und seine Dienste für die Weiterreise anzubieten. Das Wichtigste schien uns, wegen der Miethe von Maulthieren zu unterhandeln. Seltsamerweise war der geistliche Seelsorger von Las Piedras der einzige Mann im Orte, der uns aus dieser weltlichen Noth zu helfen vermochte. Die Maulthiere der meisten Besitzer waren entweder auf der Reise oder auf entfernten Weideplätzen freigelassen und konnten nicht vor mehreren Tagen herbeigeschafft werden. General Escobar vermittelte meine Bekanntschaft mit dem Pfarrer. Dieser ehrwürdige Herr besaß ein paar vortreffliche „Mulas“ und wußte sich die noch außerdem benöthigten viel leichter als die politische Obrigkeit von einem bußfälligen Pfarrkinde zu verschaffen. Das einzige Bedenken, das der Pfarrer trug, war, die Thiere in der eben eingetretenen Charwoche auszuleihen, welche in Honduras für die heiligste Zeit des ganzen Jahres gilt. Aller Handel und Verkehr ist während der letzten drei Tage eingestellt; die Obrigkeit, mit Bußen und Beten in der Kirche beschäftigt, überläßt die Aufrechthaltung der Ordnung einer Anzahl von Männern aus dem Volke, denen zugleich das Recht zusteht, jeden Reisenden, so friedlich er auch seiner Wege ziehen mag, anzuhalten und zur Heiligung der Osterzeit zu ermahnen. Aus den schwankenden Reden des Pfarrers von Las Piedras merkte ich jedoch bald, daß es sich bei ihm weniger um religiöse Scrupel als um die Erzielung eines möglichst hohen Miethgeldes handelte. Derselbe

dachte sich vermuthlich, wenn er sich schon bereit finden soll, gegen ein übliches Herkommen zu sündigen, so will er sich mindestens einen solchen pfarrherrlichen Verstoß möglichst theuer bezahlen lassen. Sobald ich diese Schwäche erkannte, wurden wir rasch handeleins. Ich bezahlte für die Miethe von vier Maulthieren nach Intibucat, einer Reise von ungefähr zwei Tagen, zwanzig Piaster in Gold (50 fl. C.-M.) und hatte noch obendrein die Kosten des Führers und der Verköstigung zu tragen. Dafür aber genoß ich die Auszeichnung, auf dem Maulthiere eines Pfarrers zu reiten. Die Abreise wurde für den nächsten Morgen festgesetzt. Den Nachmittag benützte ich noch zu einigen Ausflügen, auf denen mich mehrere angesehene Bürger zu begleiten die Güte hatten. Ich machte auch hier die Beobachtung, daß in allen Ansiedlungen, deren Bewohner sich mit dem Anbau des Bodens beschäftigten, weit mehr Wohlhabenheit und Gedeihen herrschte, als in solchen, wo die Bevölkerung ausschließlich aus Bergleuten bestand. Die Heuschreckenplage (welche zwar in der Regel nur alle dreißig oder vierzig Jahre wiederkehrt, deren traurige Folgen aber gewöhnlich zwei bis drei Jahre lang verspürt werden) hatte allerdings auch hier große Verheerungen angerichtet; aber dieselben trafen die Bewohner weit weniger empfindlich als in den Minendistricten, wo man fast gar keine Vorräthe an Cerealien besaß und auch die edlen Metalle nicht reichlich genug gewonnen wurden, um durch eine glänzende Einnahme das Mißverhältniß, welches zwischen Erwerb und Bedarf entstand, auszugleichen. Das einzige, wodurch sich die Landplage hier im Verkehrsleben fühlbar machte, war durch einen Aufschlag sämmtlicher Artikel des ersten Bedürfnisses. Man mußte sich eine Theuerung gefallen lassen, aber man brauchte wenigstens nicht Mangel oder gar Hunger zu leiden, wie dies in vielen anderen Provinzen der Fall war, wo ganze Dörfer monatelang sich nur von Wurzeln und Waldfrüchten ernährten*). Da es mir nicht uninteressant scheint, die

*) In der Provinz Jutigalpa im Staate Guatemala nährten sich im Som-

Preise der wichtigsten Gegenstände des täglichen Lebens in einem solchen Ausnahmsfalle zu kennen, um davon desto sicherer auf jene in gewöhnlichen Zeiten schließen zu können, so will ich dieselben am Fuße folgen lassen, wie ich sie anfangs April 1854 in Las Piedras fand und in mein Tagebuch notirte*).

Das Flüßchen, welches durch das Dorf fließt, kommt den Bewohnern von Las Piedras wohl zu statten, besonders während der trockenen Jahreszeit, wo die meisten Cisternen und Bergquellen versiegen. Die guten Leute scheinen auf diesen Natursegen auch einen gar hohen Werth zu legen und ihn auf alle mögliche Weise

---

mer 1854 ganze Dörfer von der mehligen Wurzel einer Pflanze, die bisher in Europa noch nicht bekannt gewesen ist. Der Professor der Botanik im kaiserlichen botanischen Garten in Wien, Herr Dr. J. Fenzl, dem ich unter anderen Gegenständen auch ein Exemplar dieser Nahrungspflanze mitbrachte, nannte sie in Rüksicht auf ihre Verwendung Helmia esurientium. Sie besitzt viele Aehnlichkeit mit anderen tropischen Knollengewächsen, wie z. B. der Yucca (Jatropha Manihot), Yam (Dioscorea), u. s. w. und hat auch einen ziemlich ähnlichen Geschmack. Zum Glück dauert die Noth in diesem überfruchtbaren Erdstriche nicht lange. Alle 3 — 4 Monate gibt der Mais eine frische Ernte, also 3 — 4 Ernten des Jahres, und der Mangel würde noch weit weniger fühlbar sein, wenn der Indianer vorsorglicher wäre und nicht immer nur so viel bauen möchte, als er muthmaßlich bis zur zweiten Ernte verzehrt. —

*) Für 1 Medida (25 Pfund) Mais bezahlt man 1¼ Doll. Für 1 Medida Bohnen 1 — 1½ Doll., 1 Medida Waizen 1 Doll., 2 Pfund Reis ½ Real, (circa 18 kr. rh.) 1 Pfund Kaffee 1 Real, 1 Pfund raffinirten Zucker 2 Realen, 2 Pfund (una tapa) Braunzucker (dulce) 1 Real, 100 Stück Bananen 1 Real, 30 Orangen ½ Real, 7 Manos (35 Stück) Kartoffeln ½ Real, 1 Huhn ½ Doll., 8 Eier 1 Real, 2 Pfund frisches Rindfleisch 3 Realen, 3 Pfund luftgetrocknetes Rindfleisch (Tasajos) ½ Real, 1 Kuh 8 Dollars, 1 Ochs 10 Doll., 1 einjähriges Kalb 3 Doll., 1 Schwein (mit circa 40 Pfund Gewicht) 10 Doll., 1 Pfund Schweinschmalz 1 Real, 1 Pfund Butter 1 Real, 1 Pfund Käse 1 Real, 1 Maß Milch ½ Real (eine Kuh giebt hier in Folge der mangelhaften Milchwirthschaft täglich nur 2 Maß Milch), 1 Lastpferd 25 Doll., 1 Reitpferd 50—80 Doll., 1 Packmaulthier 30 Doll., 1 Reitmaulthier 70 — 100 Doll. Silber. Obwohl in Las Piedras die Preise in Kupfermünzen berechnet und bezahlt werden, so habe ich doch der bequemeren Vergleichung mit den Preisen und Lebensmitteln in den anderen Staaten wegen vorgezogen, dieselben auf Silberwährung anzuführen.

auszubeuten und zu benützen. Und so dient das Flußwasser den Bewohnern des Morgens zum Baden, des Mittags zum Reinigen ihrer Wäsche, und des Abends, um irdene Krüge mit Trinkwasser zu füllen. Das ist doch gewiß eine sehr vielseitige, wenngleich nicht besonders appetitliche Verwendung dieses flüssigen Elements!

Am 11. April Morgens setzte ich in Begleitung des jungen Braunschweigers und zweier Diener auf der stattlichen Mula des Pfarrers von Las Piedras meine Reise nach den Hochebenen oder Llanos de Gracias fort. Wir hatten mächtige Bergketten zu übersteigen; oft ging es mehrere Stunden hindurch bergauf. Am höchsten Puncte, den wir überschritten, zeigte das Thermometer 79° Fahr., der Aneroid-Barometer 23,$^5/_{40}$. Den ganzen Tag führte unser Weg durch Tannen- und Eichenwälder. In der Höhe, auf der wir uns befanden, trug Alles den Charakter einer nordischen Vegetation. Mein Reisegefährte war nichts weniger als gesprächig und ritt ruhig-langsam fort, ohne sich auch nur im Geringsten um die ihm folgende Gesellschaft und ihr Schicksal zu kümmern. Er wußte oft selbst nicht, wo er sich befand. Während er die Riesenforste der Cordilleren durchzog, schienen seine Gedanken fast unaufhörlich mit der Heimath beschäftigt. In glücklichen Lebensverhältnissen aufgewachsen, umgaukelten seine Phantasie fortwährend die Behaglichkeiten eines prunkvoll eingerichteten Wohnsitzes und die Hochgenüsse einer feinen, reich besetzten Tafel und es war bei einer solchen Stimmung wohl leicht begreiflich, daß der junge, verwöhnte Braunschweiger dem frugalen Mahle aus Bohnen und Mais und dem harten Lager auf nackter Walderde keinen besonderen Geschmack abzugewinnen vermochte. Einer unserer Diener, Apoleonario, ein geschwätziger Mulatte, der sich den ganzen Tag in meiner Nähe aufhielt, ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, um mich über die Nordländer zu befragen, „die über'm Meer wohnen und, wie durch's Volk die Sage geht, die Absicht haben sollen, ganz Central-Amerika zu erobern und es sich unterthänig zu machen.“ Der Pfarrer

hatte ihm erzählt, daß sie sehr grausam seien und keine Religion besäßen, daß sie das schöne Land verheeren und alle Bewohner zu Sklaven machen wollen! Apoleonario gestand mir hierauf, daß ich der erste Fremde sei, mit dem er jemals verkehrte; gesehen habe er zwar schon mehrere, aber noch niemals mit einem Ausländer ein Wort gesprochen. Nach der Beschreibung des Pfarrers und der im Volke verbreiteten Meinung habe er sie sich allerdings ganz anders vorgestellt. Ich versuchte Apoleonario über die angebliche Grausamkeit der „Americanos del Norte“ zu beruhigen, und so gut es bei seinem beschränkten Auffassungsvermögen ging, ihm die Vortheile klar zu machen, welche Land und Volk aus einer großartigen fremden Einwanderung, aus der Herstellung einer Eisenbahn über den Isthmus, ja selbst aus einem völligen Anschluß an die Schwesterrepublik ziehen würden. Ich sprach natürlicherweise nur von dem materiellen Nutzen, von der Erleichterung des Verkehrs, der besseren Verwerthung des Grundbesitzes und der Naturproducte, von der Hebung des Handels, der Einführung großer Capitalien; wie es keine Bürgerkämpfe, keinen Nahrungsmangel und keine Kupfermünze mehr im Lande geben wird, sobald einmal „die Leute aus dem Norden“ darin Fuß gehabt haben werden. Meine Erläuterungen begegneten einer empfänglichen Brust. „Wenn sie uns nur nicht tödten!“ meinte der um sein Leben besorgte Apoleonario, dann sollen sie nur kommen; que vienen! es wird sicher besser werden!“ — Die anderen Diener stimmten in diesen Bewillkommnungschor mit ein, und als wir Abends in Lepasale anlangten, einer Lichtung im Tannenwalde, wo wir Nachtrast hielten, waren die uns begleitenden Eingeborenen bereits dermaßen yankee-freundlich gesinnt, daß sie jenen glücklichen Tag sehnlichst herbeiwünschten, an dem die Nord-Amerikaner massenhaft in das Land kommen werden! Die ungünstige Stimmung, welcher man im Volke bisweilen gegen die Fremden und namentlich die Nordamerikaner begegnet, ist hauptsächlich den Betrügereien und listigen Streichen einzelner abenteuerlicher

Individuen zuzuschreiben, welche sich hier aus aller Herren Ländern zusammengefunden haben, um die einfaltsvollen Eingeborenen auf die verschiedenste Weise auszubeuten. Für den tieferen Beobachter ist dies zwar eine ganz natürliche Erscheinung; denn die ersten Ansiedler in einem noch so uncivilisirten Lande können allerdings nicht dem solidesten und sittlichsten Theile der Gesellschaft angehören. Auch die Squatters in Nordamerika bestehen nicht gerade aus besonders moralischen Elementen. Die Eingeborenen aber machen keinen solchen Unterschied oder verstehen nicht, ihn zu machen, und verurtheilen daher eine ganze Nation für das, was einer ihrer Söhne verschuldet. Begeht hier ein Nordamerikaner oder ein Deutscher ein Unrecht oder gar ein Verbrechen, so wird nicht blos über dieses oder jenes Individuum, sondern sofort über die ganze Nation, welcher es angehört, der Stab gebrochen. Ein Reisender in diesen noch so wenig von Fremden besuchten Ländern sollte daher nie vergessen, daß für seine Handlungen eine ganze Nation einsteht, daß Schmach und Schande ebenso gut auf sie zurückfallen, wie sie die Ehre und Anerkennung theilt, die er sich erringt. Und darum wäre auch zu wünschen, daß man von Seiten gewisser deutschen Regierungen mehr Gewicht legen möchte auf den Charakter und die Befähigung der Männer, welche als die Vertreter vaterländischer Interessen nach diesen fernen Ländern geschickt werden. Der deutsche Consul einer neuspanischen Republik erscheint in den Augen der Eingeborenen nicht blos als der Repräsentant seiner Regierung, sondern als der Vertreter einer ganzen Nation; man urtheilt von seinem Betragen und seiner Handlungsweise auf den Charakter und die Sitten des Volkes, das er vertritt, weil man (leider mit Unrecht) voraussetzt, es müßte einer seiner edelsten und würdigsten Söhne sein, den man mit einer solchen ehrenvollen Mission betraut. Bis jetzt hat man aber vielfach nur unbedeutende und wenig charaktervolle Persönlichkeiten als Vertreter nach den Tropen geschickt und dadurch weder das Handelsinteresse noch das Ansehen

der deutschen Nation sonderlich gefördert.*) Man hielt namentlich die Staaten Central-Amerikas bis jetzt für viel zu unwichtig und unbedeutend, um ihrer Entwicklung eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Regierung Großbritanniens war entgegengesetzter Meinung und hat unseren Irrthum zum großen Vortheil für seine Handelsinteressen auszubeuten verstanden. Auch das System, welches die deutschen Regierungen bei der Anstellung von Consuln befolgen, scheint wenig geeignet, den Zweck, den sie damit beabsichtigen, zu erreichen. Sie wählen zu ihren Vertretern gewöhnlich Kaufleute, die bereits im Orte leben, zum größten Theil einer fremden Nationalität angehören und denen die ganze Würde nicht viel mehr einträgt, als vielleicht im Falle einer Revolution durch das Aufziehen der nationalen Flagge ihr Besitzthum und ihre Waarenvorräthe vor der Wuth des Pöbels geschützt zu sehen. In England ist man längst zur Ueberzeugung gelangt, daß ein Consul, soll er die Interessen des von ihm vertretenen Landes wirklich fördern, weder ein Ausländer noch ein Geschäftsmann sein darf und eine völlig unabhängige Stellung in der Gesellschaft einnehmen muß. Im entgegengesetzten Falle wird er sich in seinen Verfügungen und Beschlüssen nur zu häufig von Privatrücksichten bestimmen lassen und die

*) Während meiner Anwesenheit in Central-Amerika war bei den dortigen Regierungen ein Consul einer deutschen Macht accreditirt, der sich die bedauernswerthesten Unzukömmlichkeiten zu Schulden kommen ließ. In jedem einzelnen Staate vernahm ich dieselben Klagen über verschiedene, die Würde seiner Stellung verletzende Handlungen. Selbst mehrere Vertreter anderer Nationen sprachen sich in gleich mißbilligender Weise über ihn aus. Einmal, wo er zur Feier des Geburtstages seines Herrschers ein großes Diner gab, vergaß er sich sogar so weit, daß er von seinen Gästen, darunter der Präsident des Staates, ein früherer Indianerhäuptling, zu Bette gebracht werden mußte. Jeder der dabei Anwesenden denkt noch mit Beschämung an diesen Vorfall, welcher nicht gerade dazu beitrug, das Ansehen der deutschen Nation zu erhöhen. Gleichwohl wurde dieser Vertreter nicht abgerufen, sondern verlegte nur seinen Aufenthalt. Muß man da nicht vermuthen, manche deutsche Regierungen betrachten die Consulatsposten im spanischen Amerika blos als Sinekuren für Individuen, die sie wegen früherer Handlungen belohnen und wegen späterer sich vom Halse halten wollen? —

Vortheile des Kaufmannes werden nur zu oft die Pflichten des Consuls in den Hintergrund drängen. Die Consular-Agenten Großbritanniens sind daher nur Engländer, dürfen keinerlei Geschäft nebenbei betreiben und werden von der Regierung gleich anderen Staatsbeamten entsprechend honorirt. Die achtungsvolle, imponirende Stellung, welche Großbitannien überall einnimmt, wo es Vertreter unterhält, ist die treffendste Antwort auf die Frage über die Zweckmäßigkeit des von ihm befolgten Systems.

Am Morgen der zweiten Tagreise kamen wir nach Jucasapa, einer kleinen Indianer-Ansiedlung mit ungefähr 200 Einwohnern. Die Landschaften, durch die wir ritten, hatten einen wellenförmigen Charakter und einer der Diener, der niemals früher seinen Heimathsort im Hochland verlassen hatte, bemerkte ganz richtig, in ähnlicher Weise stelle er sich das Meer vor. Gegen Mittag begegneten wir dem Briefboten, der von St. Rosa nach der Hauptstadt ging. Er trug ein blankes Waldmesser in der Hand und sprach viel von der Unsicherheit der Wege. Er meinte, der Krieg und die Landplage der letzten Jahre haben die Diebe in bedenklicher Weise vermehrt. Zahlreiche Feiglinge flüchteten, um dem Militärdienste zu entgehen, nach den Wäldern und als sie sich bald dem größten Mangel ausgesetzt sahen, griffen sie in der Verzweiflung zum stählernen Handwerk. In der That soll niemals früher in Central-Amerika eine solche Noth geherrscht haben, wie zur Zeit, als wir Honduras bereisten. Die fortwährenden Werbungen hatten die ohnedies geringe Zahl der Arbeiter noch mehr verringert, nur ein Theil der Felder wurde bebaut und selbst diese verheerten die Heuschrecken. Die Bewohner der meisten Dörfer lebten seit Monaten nur von Mais und Bananen, sie hatten nicht einmal Bohnen oder Reis. Der Postbote erzählte uns, er habe seit drei Tagen nichts zu essen bekommen und selbst das Schreiben der Regierung an die Alcalden der verschiedenen Dörfer, die er passirt, habe ihn nur zu zwei Tortillas verholfen. Was die armen Leute noch an Lebens-

mitteln besaßen, behielten sie für sich selbst und ließen ungern sogar gegen theure Bezahlung davon ab, weil sie fürchteten, die herrschende Noth möchte ihre Vorräthe überdauern. Auch Futter für die Thiere war nur sehr schwer zu bekommen. Die Wiesen sahen alle dürr und vertrocknet aus, und die sonst so nahrungsreichen Blätter der Maispflanzen und des Zuckerrohrs hatten die Chapulins (Heuschrecken) völlig abgenagt. Das waren traurige Aussichten für unsere Weiterreise! Ich besorgte, daß die Mittheilungen des Postboten einen nicht sehr vortheilhaften Einfluß auf den Muth unserer Diener äußern würden und versuchte ihnen die Lage weniger ernst darzustellen. „Ich habe durchaus keine Furcht,“ erwiderte einer der Diener, „denn keiner stirbt, dessen Tag nicht gekommen!“ Diese Antwort lehrte mich, daß der Aberglaube zuweilen auch eine Lichtseite hat und bei gewissen Anlässen beitragen kann, den Muth zu heben.

Die drückendsten Stunden des Tages brachten wir auf einer Hacienda der Savanna grande zu. In einer kleinen, aber niedlichen Blockhütte suchten wir Schutz vor der directen Einwirkung der versengenden Strahlen der Mittagssonne. Mehr als ein schattiges Asyl vermochten uns die Inwohner nicht zu geben. Ich ließ von unseren mitgebrachten Vorräthen ein bescheidenes Mahl bereiten. Der Braunschweiger sah äußerst angegriffen aus. Die fürchterliche Hitze, die entmuthigenden Berichte des geschwätzigen Postboten von St. Rosa und die schlechte Kost hatten ihn sehr herabgestimmt. Er legte sich in eine Hängematte und schlief, bis Kaffee und Reis gekocht waren, dann verschlang er mit Unmuth das magere Mahl und kehrte hierauf wieder in seine frühere Stellung zurück. Der schlechte Zustand der Wege sowohl wie unsere Thiere ließen bald alle Hoffnung verschwinden, daß wir noch am selben Abend das Städtchen Intibucat erreichen würden. Wir hatten kaum die Savanna grande, eine weite, öde, baumlose Grasfläche hinter dem Rücken, als die Nacht einfiel und uns zwang, das Nachtlager im

Freien aufzuschlagen. Wir befanden uns gerade in der Nähe der Quebrada de Marilla, einer Schlucht, durch die ein kleines Bergwasser floß, das uns wenigstens gestattete, den Durst zu löschen und Kaffee bereiten zu können. Die Thiere wurden jetzt mit gekoppelten Vorderfüßen im Walde ausgelassen, um sich ihr Futter selbst suchen zu können, unsere Führer bereiteten sich aus den Satteldecken der Maulthiere auf der Erde ein Lager, während der Gefährte aus Braunschweig und ich, in Hängematten zwischen zwei Tannenbäumen schwebend, die Nacht zubrachten.

Erst am nächsten Mittag kamen wir in Intibucat an, bis wohin wir die Thiere gemiethet hatten. Es war Gründonnerstag. Die meisten Dorfbewohner waren zur Feier des Tages in Bußkleider gehüllt und staunten nicht wenig unsere kleine Caravane an, als sie sich durch die Straßen des Städtchens bewegte. Ich besaß ein Regierungsschreiben für den Alcalden des Ortes und ließ mich sogleich nach dessen Wohnung führen. Man wies uns den Rathsaal des Cabildos zur Unterkunft an. Es war eine große Räumlichkeit, die selbst mein schwer zu befriedigender Reisegefährte hübsch und anständig fand. Auch die Besorgung einer Mahlzeit machte wenig Schwierigkeit. Man gab uns zwar, des Bußtages wegen, nur magere Fastenkost, aber für Reisende durch die Wälder von Honduras, während Kriegsnoth und Heuschreckenplage, bestand selbst diese aus ungewohnten Leckerbissen. Ein größeres Bedenken erhob der Alcalde oder Ortsvorstand, als wir ihm unsere Absicht kund gaben, den nächsten Tag weiter reisen zu wollen. Er meinte, es würde unmöglich sein, für unsere Fortschaffung zu sorgen, da sich keiner der Einwohner zur Vermiethung von Thieren an einem so hohen Festtage herbeilassen dürfte. Ich stellte ihm darauf die Dringlichkeit unserer Reise vor und fügte hinzu, wie gerne wir der Landessitte, während der Charwoche nicht zu reisen, gehorchen möchten, wäre mein Reisebegleiter nicht gezwungen, an einem bestimmten Tage nach dem Hafen von Omoa zu gelangen, um nicht die gute

Gelegenheit eines Schiffes nach den Vereinigten Staaten zu versäumen. Der Ortvorsteher, ungleich den gewöhnlichen Alcalden ein äußerst gefälliger und unterrichteter Mann, versprach sein Möglichstes zu thun und uns das Resultat seiner Bemühungen noch vor Abends wissen zu lassen. Inzwischen versuchten wir uns mit der Physiognomie des Ortes bekannt zu machen. Intibucat ist ein hübsches, reinliches Indianerdorf mit netten Wohnhäusern, aus denen ein gewisser Grad von Wohlhabenheit spricht. Das Cabildo und die Kirche am Hauptplatze sind stattliche Bauten. Die Bevölkerung besteht in 4000 Seelen, meistentheils Vollblutindianer, die sich von der Cultur des Bodens nähren. Intibucat ist eine der höchsten Ansiedlungen im Staate Honduras, circa 5000′ über dem stillen Ocean, deren Lage die Vegetationsgrenze der meisten Tropenpflanzen längst überschritten hat, und wo nur mehr die Früchte der nordischen Zone mit Nutzen gebaut werden können. Der Mais gibt hier nicht mehr als Eine Ernte und liefert nicht mehr den gleichen Ertrag wie auf Höhen von 2 bis 3000 Fuß. Getreide hingegen gedeiht vortrefflich.*) Auch Pfirsichbäume,**) Aepfelbäume, Leinsamen, sowie verschiedene europäische Kohlarten sah ich in den Hausgärten gepflanzt. Dagegen hat die Cultur der Banane, der Yucca, Yam, Camote und anderer tropischer Knollengewächse bereits völlig aufgehört. Das Klima ist äußerst angenehm, die Luft unendlich erfrischend, stärkend und gesund. Im Januar soll zuweilen sogar Schnee fallen, der aber nur kurze Zeit liegen bleibt und ge-

---

*) Eine Fanega (circa 6 Centner) Waizen genügt zum Anbau von einem Morgen Ackerland, und liefert den fünffachen Ertrag. Die Aussaat geschieht im Mai, zu Anfang der Regenzeit, die Ernte im September; den Rest des Jahres bleibt das Land brach liegen.

**) Der Pfirsichbaum (durazno) blüht hier im März und beginnt Ende Juni reife Früchte zu tragen. In der Regel dauert es drei Jahre, bis ein Baum einen Ertrag gibt. Sechs Handvoll Pfirsiche kosten einen halben Real. Man kann annehmen, daß ein Baum seinem Besitzer in der Regel Früchte im Werthe von drei Piastern liefert.

wöhnlich von der Sonnenwärme der ersten Morgenstunde schon wieder aufgezehrt wird. In wenigen Dörfern traf ich so viele alte Leute wie hier. Es war der einzige Ort auf der ganzen Reise, wo man mich nicht um Arzneien anbettelte. Im Jahre 1837, als die Cholera in den niederer gelegenen Ansiedlungen der Umgebung mit ziemlicher Heftigkeit auftrat, blieb Intibucat von dieser furchtbaren Seuche völlig verschont. Hingegen sollen Blattern unter den Indianern des Ortes zu verschiedenen Malen große Verheerungen angerichtet haben, wobei allerdings berücksichtigt werden muß, daß der größte Theil der braunen Eingeborenen aus Abneigung gegen die Operation der Impfung noch immer die Vortheile der Jenner'schen Entdeckung entbehrt. Als ein Beweis des materiellen Gedeihens der Bewohner dürfte gelten, daß im Orte jährlich an 500 Rinder (größtentheils Kühe) im Gewichte von 250 bis 300 Pfund per Stück verzehrt werden, so daß man den jährlichen Fleischverbrauch eines Individuums auf einige dreißig Pfund veranschlagen kann, während sich derselbe in den meisten Dörfern von Honduras nach den erhobenen Erkundigungen aus Armuth und Noth der Bewohner kaum auf die Hälfte beläuft.

Ich war gerade von einem Ausfluge nach einem benachbarten Hügel, welcher eine reizende Rundschau gestattete, nach dem Orte zurückgekehrt, als das kaum verklungene Glockengeläute die Gläubigen schon wieder nach der Kirche rief. Frauen und alte Männer folgten, in lange weiße Tücher gehüllt, willig der frommen Mahnung; das junge Volk hingegen, das sich am Platze vor der Kirche mit allerhand Spielen die Zeit vertrieb, schien ungern die Belustigung aufzugeben und mußte von den sogenannten Aposteln, welche während der Charwoche die Leitung der Ceremonien und die Aufrechthaltung der Ordnung zu besorgen haben, mit langen, dünnen, hölzernen Kreuzen und Gerten (membrillas) buchstäblich in das Gotteshaus getrieben werden. Das Innere der Kirche hatte ein äußerst festliches Ansehen. Der Boden war dicht mit Tannenreisig über-

deckt, die kahlen Wände waren bis hoch hinauf mit den frischen, breiten, langen Riesenblättern der Banane und der Palme verziert, und verwandelten die schmucklose Holzbaute in einen prachtvoll grünen Naturtempel. Viele der Betenden waren weiß gekleidet oder in leinene Mäntel gehüllt und trugen große, schwere hölzerne Kreuze; die Behörden des Ortes erschienen in schwarzer Tracht, und der Alcalde hatte noch obendrein zur Auszeichnung eine große messingene Kette über die Brust hängen. Den Gebeten im Innern der Kirche folgte ein Umzug der Einwohner mit brennenden Lichtern durch die bedeutendsten Straßen des Ortes. Vier Männer trugen eine hölzerne Christusfigur mit fliegenden Haaren, deren buntes Costüm und rohes Schnitzwerk jedoch nichts weniger als geeignet war, auf einen geläuterten Geschmack einen erbauenden Eindruck hervorzubringen, während sich die reichaufgeputzte Statue der heil. Marie auf den Schultern von sechs weiß gekleideten Jungfrauen schwankend fortbewegte. Fast alle Einwohner folgten dem Zuge und wer sich nicht freiwillig anschloß, wurde von den Aufsehern oder „diputados de la semana santa“ auf eine nicht immer sehr zarte Weise dazu gezwungen. Das Schauspiel hatte daher wenig Zuschauer, aber desto mehr Mitwirkende. Welch ein Contrast zwischen den prunkhaften, sinnebetäubenden Processionen in den katholischen Ländern des europäischen Continents und diesem erbärmlichen, Augen und Ohren verletzenden Umzug im halbheidnischen Indianerdorfe von Honduras! Und doch bestand der ganze Unterschied nur in dem Mangel an Glanz, Flittergold und Prachtentwicklung.

Während der Procession, welcher ich aus Gründen der Klugheit gleichfalls folgte, gesellte sich ein Ladino oder Halbindianer zu mir, den meine Sehnsucht, weiter zu reisen, vielleicht auch die Aussicht auf gute Bezahlung zu rühren schien und der nun mitten unter den frommen Gesängen der Gläubigen mit mir wegen der Ueberlassung einiger Maulthiere zur Reise nach Gracias zu unterhandeln begann. Ehe noch die Procession in die Kirche zurück-

kehrte, war das Geschäft abgemacht. Er meinte, man müsse zeitig aufbrechen und durch Umwege gewisse Ansiedlungen zu vermeiden suchen, um nicht durch fanatische Einwohner im Weiterreisen gehindert zu werden oder noch größeren Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sein. Ich stützte mich auf das Schreiben der Regierung, auf die Dringlichkeit meiner Reise und im Stillen auch auf ein paar blanke Silberstücke. Ich hatte mich nicht geirrt. Wie gewöhnlich waren wir auch am nächsten Morgen trotz den Vorsätzen des Führers viel später abgeritten als beschlossen war. Simon Gomez, der Maulthiervermiether, theilte mit seinen Landsleuten den Fehler der Unpünktlichkeit. Das Volk war schon längst auf den Beinen und wir begegneten vielfach den Cruceros, die mit langen Holzkreuzen uns den Weg versperrten und nur gegen Bezahlung uns weiter ziehen ließen. Einer dieser Charfreitags-Apostel meinte sogar, ein Piaster sei der geringste Betrag, den er als Bußgeld für unsere Sünde annehmen würde. Es kam mir bei dieser Gelegenheit in den Sinn, welche bedeutende Rente die katholische Kirche in Europa davon ziehen könnte, wenn sie an besonderen Festtagen das sündhafte Reisen zu Wasser und zu Land, zu Eisenbahn und Dampfschiff nur gegen Entrichtung eines gewissen Sühngeldes gestatten möchte. Eine solche Steuer würde weit mehr einbringen als die jetzigen Ablaßgelder und gleichwohl nicht weniger moralisch sein.

Wir wurden im Laufe des Tages mehrmals angehalten und in gleicher Weise gebrandschatzt; ja, es schien mir sogar, als hätte unser eigener Führer eine Anzahl Leute beordert, um uns an verschiedenen Stellen im Namen des Kirchengesetzes anzuhalten und sodann in seinem Namen ein paar Silberstücke abzunehmen. Wir ritten so langsam, daß es selbst dem mäßigsten Fußgänger nicht schwer wurde, uns zu überholen, und da sich die Indianer einander unendlich ähnlich sehen, so mochte es leicht der Fall sein, daß uns in gewissen Distanzen immer wieder die nämlichen halbvermummten Cruceros den Weg versperrten und Bußgeld oder besser Schnaps-

geld verlangten, ohne daß wir den Betrug leicht merken konnten. Um 6 Leguas (18 engl. Meilen) zurückzulegen, brauchten wir einen ganzen langen Tag. Die Thiere waren fürchterlich ermüdet. Gegen sechs Uhr Abends erreichten wir endlich die einsame Hacienda San José. Es war die Besitzung des Eigenthümers unserer Maulthiere. Wir fanden ein ziemlich gutes Unterkommen und hofften die größten Schwierigkeiten für die Weiterreise überwunden zu haben; leider wurden wir am nächsten Morgen schon bitter enttäuscht. Man hatte unserer Verabredung zuwider die Thiere, anstatt sie im abgesperrten Raume mit dem von uns gekauften Mais zu füttern, im Walde ihre Nahrung suchen lassen und nun war eines der Maulthiere nicht wiederzufinden. Der Führer, der uns begleiten sollte, fehlte gleichfalls und Don Simon Gomez muthete uns jetzt zu, entweder abzuwarten oder nur mit vier Thieren die Reise fortzusetzen, obwohl wir bereits für fünf bezahlt hatten. Don Simon war nämlich der Ansicht, unser Diener könnte ebenso gut zu Fuß gehen. Es war dies einer der wenigen Momente meines Lebens, wo ich mir einen Gensdarm herbeiwünschte; — eine Prügelmaschine hätte es vielleicht auch gethan. Bei der Eigenthümlichkeit meiner Situation war ich nicht im Stande, ernsten Widerstand zu leisten. Man hätte leicht die Thiere gänzlich verweigern und mir dadurch noch größere Unannehmlichkeiten bereiten können. Auf welche Weise sollte ich auf dem Besitzthum meines Gegners, meilenweit umgeben von tauben Wäldern, meinen Beschwerden Gehör, meinem Rechte Geltung verschaffen? — Mit einem jähzornigen, leidenschaftlichen Yankee hätte dieser Vorfall leicht böse Folgen haben können. Amerikaner sind im Gebrauch der Waffe weniger scrupulös als Europäer. Mir aber sollte mein fünfschüssiger Revolver wohl zur Vertheidigung, niemals aber zum Angriffe dienen. Die Gerechtigkeit, die mit dem Gewehrlauf geübt wird, ist immer nur eine grausame. Der braunschweiger Gefährte verhielt sich während der ganzen Episode passiv. Nur als das Früh-

stück zu lange auf sich warten ließ, machte er einige unruhige Bewegungen.

Endlich, in später Morgenstunde ritten wir von San José ab. Als Don Simon seine betrügerischen Absichten erreicht und trotz der Nichterfüllung seiner Verpflichtungen uns Vorbereitungen zur Weiterreise treffen sah, that er so süßfreundlich, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre. Ein solches Benehmen liegt in der Natur der Eingeborenen, während den Fremden ein Gefühl der Beschämung darüber beschleicht, daß selbst das unbedeutendste Geschäft mit ihnen nicht ohne Streit und Zank beendet werden könne.

Während der drückendsten Mittagshitze hatten wir ungeheure Grasflächen zu überschreiten, und stießen den ganzen Tag nur auf einen einzigen, armseligen Weiler. Die Bewohner, obwohl Vollblut-Indianer, sprachen blos das spanische Idiom. Es waren meistentheils hohe, aber verkommene Gestalten mit äußerst rohen, verdächtigen Gesichtszügen, so daß man sich unwillkürlich die Taschen zuhielt, während man mit ihnen verkehrte. Wir konnten im ganzen Orte nichts bekommen als Wasser. Im Verhältniß, als wir uns dem Minendistricte näherten, nahmen Noth und Armuth wieder zu. Um fünf Uhr Abends erreichten wir endlich das Dorf Belén. Wir suchten im Cabildo ein Unterkommen. Da der Alcalde des Ortes nicht lesen konnte, so mußte ich selbst den Empfehlungsbrief der Regierung vorlesen, wobei ich allerdings nicht unterließ, auf gewisse Stellen im Regierungsschreiben einen besonderen Accent zu legen. Es wurde darin nämlich den sämmtlichen Militär- und Civilbeamten befohlen, mir, natürlich gegen Bezahlung, allen möglichen Vorschub zu leisten und namentlich die allenfalls benöthigten Thiere, Lebensmittel, Escorten u. s. w. unverzüglich herbeizuschaffen. Bei den traurigen Verhältnissen des Landes waren jedoch die Behörden nur selten in der Lage, den Geboten der Regierung Folge leisten und meine Wünsche, so bescheiden sie auch waren, erfüllen zu können. Ich mußte mich auch dieses Mal mit dem guten Willen des

Alcalden zufrieden geben. Man öffnete einen dunklen leeren Raum im Cabildo, brachte ein paar irdene Krüge mit Wasser und glaubte dadurch der Pflicht der Gastfreundschaft vollkommen Genüge gethan zu haben. Spät Abends entlud sich ein fürchterliches Gewitter. Der Regen stürzte in Strömen herab. Wir mußten besorgen ausgetränkt zu werden. Mitten in der Nacht, als Alles in den tiefsten Schlaf versunken schien, fiel plötzlich ein Schuß. Bei der drückenden Noth der Bewohner und ihrer großen Ueberlegenheit bedurfte es gerade nicht eines besonders ängstlichen Gemüthes, um die Möglichkeit einer feindlichen Absicht auf unsere kleine Caravane zu vermuthen. Einer meiner Diener wurde mit mir durch den Schuß geweckt. Auch der Braunschweiger fuhr aus seinem Traume auf. Ich machte Licht und befahl meinen Leuten, auf der Hut zu sein, während ich mich meines Revolvers versicherte, ins Freie ging und um die von uns bewohnte Holzhütte herum die Runde machte. Kein Lichtlein war zu sehen, kein Menschenlaut vernehmbar. Unsere Thiere weideten eifrig auf der durch den Gewitterregen erfrischten Grasfläche. Ich fand es gleichwohl gerathen, den Rest der Nacht einen der Diener über die Maulthiere wachen zu lassen, welche in diesen unsicheren Gegenden so häufig in Gefahr kommen, gestohlen zu werden. Am nächsten Morgen erzählte ich mehreren Bewohnern den Vorfall. Sie hatten alle den Schuß gehört, wußten sich aber dessen Veranlassung selbst nicht zu erklären. Vielleicht war es das Signal zu einer That, die außerhalb der Ansiedlung verübt wurde.

## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

# Gracias á Dios. — Talcua.

Trauriger Anblick der Stadt. — Absteigquartier im Hause des Gouverneurs. — Drückende Noth. — Ausflug nach den Umgebungen. — Geschichtliche Notizen. — Einwohner. — Erdbeben. — Eine eigenthümliche Procession. — Ein militärisches Geleite. — La Flores. — Ein musikalisches Dorf. — Gerüchte über große Unsicherheit der Wege. — Talcua. — Rio Cospa. — Ein „Weißer", der eigentlich ein „Schwarzer" ist. — Industrie der Bewohner von Talcua. — Schauerlicher Ritt durch die Nacht der Tannenwälder. — Auf was man sich in Central-Amerika im Falle eines Angriffs verlassen kann. — Selchfleisch anstatt Patronen. — Ankunft in Santa Rosa. — Der gastfreundliche Padre Miguel Leyba. — Gute Unterkunft. —

Am Ostersonntag Mittags ritten wir in Gracias á Dios, der Hauptstadt des Departements der Llanos de Gracias ein. Nach so langen, mühevollen, unangenehmen Wanderungen mochten wir mit Recht den frommen Spruch der ersten Ansiedler wiederholen, welcher dieser Stadt den Namen gab; damals aber sah wohl die Gegend friedlicher und einladender aus wie gegenwärtig, wo der größte Theil der Stadt zerstört, verlassen und in Ruinen liegt. Kein Ort von Honduras hat durch den letzten Krieg mit Guatemala im Frühling 1853 so viel gelitten als Gracias. Viele Familien, welche zu jener Schreckensepoche, wo der blutige Guardiola mit Brand und Plünderung seinen Einzug feierte, nach anderen Ansiedlungen flüchteten, waren noch immer nicht zurückgekehrt. Von ihren früheren Wohnsitzen sind nur die nackten, ausgebrannten Ruinen übriggeblieben, schaurige Denksteine der Parteiwuth und der Barbarei!

Wir nahmen im Hause des Gouverneurs, an den wir Empfehlungen mitbrachten, unseren Aufenthalt. Dasselbe konnte zwar als eines der weniger beschädigten Gebäude der Stadt gelten; aber es sah gleichwohl verfallen und unheimlich genug aus. Der Jefe politico, eine hohe, rüstige Gestalt mit gebräunten Gesichtszügen, welchen ein großer, langer Schnurbart ein noch imposanteres Ansehen verlieh, empfing uns äußerst zuvorkommend, wenngleich nicht ohne sichtbare Besorgniß, daß die neuen Ankömmlinge seine ohnedem magern Vorräthe noch geringer machen möchten. Namentlich die Frau des Gouverneurs konnte diese Angst schwer unterdrücken, und begann jedes ihrer Gespräche mit einem Klagelied über den großen Mangel an Lebensmitteln, während eine der Töchter sich fortwährend höflich entschuldigte, uns nicht besser und reichlicher bewirthen zu können und uns dadurch gleichfalls nur in zarterer Weise zu verstehen gab, daß eine Abkürzung unseres Aufenthalts für beide Theile nicht unerwünscht wäre. Es war den braven Leuten die Sorge, ihr geringes Proviant durch eine Vermehrung der Consumenten noch rascher aufgezehrt zu sehen, leicht zu verzeihen, obschon mir im Allgemeinen die Furcht vor gänzlichem Mangel übertrieben schien. Man war bisher in diesem fruchtbaren Lande dermaßen an Ueberfluß gewöhnt, daß man jetzt, wo seit Menschengedenken zum ersten Male eine augenblickliche Bedrängniß eintrat, sogleich die gräßlichste Hungersnoth vor der Thür glaubte. Wer daher Vorräthe besaß, theilte sie ungern mit den Nachbarn und weder Gold noch Seligkeitsverheißungen konnten die sonst so goldlüsternen und abergläubischen Eingeborenen bewegen, sich selbst der kleinsten Quantitäten von Lebensmitteln zu entäußern. „Ni por Dios ni por sus Santos venden una tortilla," sagte mein Diener, dem ich Geld gegeben hatte, sich ein paar flache Maiskuchen zu kaufen.

Unter solchen Umständen konnte es mir wenig angenehm sein, länger in Gracias zu verweilen, als nothwendig war, um nur einigermaßen dessen Physiognomie und dessen Bodenverhältnisse

kennen zu lernen. Ich gab dies auch unverzüglich unserem Hauswirth zu verstehen, was sichtbar in der ganzen Familie eine freundlichere Stimmung für uns hervorrief. Man hatte vielleicht erwartet, wir würden mehrere Wochen in der Stadt verweilen und war daher um so mehr getröstet, als man nun erfuhr, daß wir unseren Aufenthalt kaum auf ebenso viele Tage auszudehnen gedachten. In den Nachmittagsstunden machten wir mit einigen Familiengliedern einen Ausflug nach einem Hügel der Umgebung, von dessen kahlem Gipfel man einen äußerst vortheilhaften Rundblick über die ganze, herrliche Hochebene, die schon Thomas Gage so entzückend schön fand, genießt. Leider waren die meisten der Puncte, welche mir der Gouverneur zeigte, nur durch stattgehabte blutige Kämpfe, durch Siege oder Verluste bemerkenswerth, nicht durch das Glück der daselbst angesiedelten Bewohner, nicht durch großartige Pflanzungen oder andere Zeichen materiellen Fleißes und geistiger Regsamkeit.

Die Stadt Gracias, 2500′ über dem stillen Ocean gelegen, wurde im Jahre 1530 von Gabriel de Roxas zuerst bevölkert. Derselbe glaubte durch eine Niederlassung die benachbarten Silber- und Goldminen desto leichter ausbeuten zu können. Die muthige, rastlose Vertheidigung der Eingeborenen gestatteten jedoch den ersten spanischen Ansiedlern nicht, sich zu behaupten, und nach zahlreichen, fruchtlosen Kämpfen wurden sie gezwungen, sich wieder zurückzuziehen. Erst im Jahre 1536 gelang es den beiden Eroberern Juan de Chaves und Gonzalez de Alvarado in Gracias eine dauernde Niederlassung zu gründen. Die indianische Bevölkerung dieser Gegenden muß damals eine äußerst zahlreiche gewesen sein, da sich wenige Jahre nach der Besitznahme durch die Spanier 30,000 Männer aus 200 Ortschaften versammelten, um weiteren Invasionen zu begegnen. Nach dem letzten von der spanischen Regierung im Jahre 1792 aufgenommenen Census hatte damals das Departement Gracias auf 1541 □Leguas 40,000 Einwohner. Dagegen geht aus den späteren Aufnahmen einer im Jahre 1821 zu-

sammenberufenen Commission, welche ihre Arbeiten im Jahre 1832 schloß, hervor, daß zu jener Zeit die Einwohnerschaft dieses Departements auf 30,017 Individuen, nämlich 12667 Vollblut-Indianer und 17,350 Ladinos (Mestizen, Mulatten und Weiße) gesunken war, die sich auf neunzig Ansiedlungen (eine Stadt, eine Villa, fünfzig Dörfer und acht und dreißig Weiler) vertheilten. Damals zählte die Stadt Gracias 695 Einwohner (305 männliche, 390 weibliche). Gegenwärtig beträgt ihre Bevölkerung kaum 500 Seelen, so sehr hat diese Ansiedlung durch die Uebel des Krieges gelitten. Die Bewohner von Gracias beschäftigen sich theils mit der Tabak-Cultur, theils finden sie in den benachbarten Minen ihren Erwerb. — Die Mittheilungen, welche mir der Gouverneur über die dermalige Production der Stadt sowohl als des ganzen Departements machte, sind so wenig erfreulich und zugleich so unbestimmt, daß ich dieselben keiner Aufzählung werth halte.

In der Nacht vom 16. auf den 17. April wurde in Gracias ein so gewaltiger Erdstoß verspürt, daß viele Menschen aus Angst von ihrem Nachtlager auf die Straße stürzten. Ich eilte zu meinem in der Vorhalle angebrachten Thermometer und Aneroid-Barometer. Es war an beiden keine auffallende Veränderung bemerkbar. Der erstere zeigte 65° Fahrh., der letztere $25'\frac{29}{40}$. Der Himmel war klar und sternenhell; die Luft warm und frisch. Die Erschütterung wiederholte sich nicht. Einige Wochen später erfuhr ich, daß derselbe schauervolle Erdstoß die schöne Stadt Salvador gänzlich zerstört hatte. Der Schütterkreis besaß also eine nicht unbedeutende Ausdehnung. Die Entfernung von Gracias nach San Salvador dürfte in gerader Linie weit über 100 engl. Meilen betragen.

Vor meiner Abreise von Gracias sah ich noch eine eigenthümliche Procession. Es herrscht hier nämlich die Sitte, daß, wenn der Pfarrer einem Kranken oder Sterbenden die Wegzehrung reicht, der größte Theil der Bevölkerung dem ersteren in feierlichem Zuge mit

brennenden Kerzen und lauten Gebeten folgt. Schon Abends vorher zeigte sich im ganzen Orte eine ungewöhnliche Regsamkeit, die Frauen suchten ihren zierlichsten Anzug, die Männer ihre fleckenlosesten Kleidungsstücke hervor. Man hörte von nichts als vom „viatico“ sprechen. In einem Orte, wo das Dasein in der Regel so arm an Ereignissen ist, erscheint selbst der traurige Act der Viaticumsspendung als eine willkommene Gelegenheit, etwas Abwechslung in die stereotype Langweile des Alltagslebens zu bringen. Gegen neun Uhr am darauffolgenden Morgen bewegte sich die Procession von der Kirche langsam still nach dem Sterbehause. Die ganze Feierlichkeit dauerte mehrere Stunden. Ich bemerkte jedoch wenig Rührung und Theilnahme, selbst nicht in den Gesichtern der weiblichen Begleitung.

Am Osterdienstag verließ ich Gracias. Der freundliche Gouverneur gab mir einige Soldaten als Escorte mit, da die Gegend zwischen Gracias und Santa Rosa in der letzten Zeit sehr unsicher geworden war. Vielleicht hatten dieselben noch überdies von dem vorsorglichen Hauswirthe den geheimen Auftrag erhalten, uns keinesfalls mehr umkehren zu lassen, aus Furcht, seine Mundvorräthe könnten durch einen zweiten Besuch völlig erschöpft werden.

Ein zweistündiger Ritt brachte uns nach La Flores, einer kleinen Ansiedlung von kaum ein paar hundert Einwohnern. Auf dem Marktplatze stand eine Anzahl Männer, Frauen und Kinder versammelt, die alle ein länglichtes Rohr im Munde führten, so daß ich mich einen Augenblick lang der Vermuthung hingab, die guten Leute spielten die Flöte. Als ich aber näher kam, bemerkte ich bald, daß es Zuckerrohr war, aus dem sie den Saft sogen. Die Aermsten hatten in der letzten Zeit viel Unglück zu erdulden gehabt. Seit Monaten lebten sie fast ausschließlich vom Saft des Zuckerrohrs. Als ich die Umstehenden fragte, ob es denn gar nichts im Orte zu kaufen gäbe, erwiderten sie mir, daß sogar ein Richter der ersten Instanz (un juez de primer instancia), welcher

die verflossene Nacht in La Flores zugebracht hatte, zur Stillung seines Hungers sich gleichfalls mit dem Aussaugen von Zuckerrohr begnügen mußte. Der Saft dieser Graspflanze ist außerordentlich nahrhaft, aber eine längere Zeit hindurch ausschließlich genossen, äußert derselbe durch die übermäßige Säure, welche er im Magen erzeugt, eine sehr nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit.

Auch in La Flores faselten die Bewohner viel von der Unsicherheit der Wege. Nach allen Richtungen hin, erzählten sie, habe der Commadant von Santa Rosa Patrouillen ausgeschickt, um den Deserteuren, Ueberläufern und Uebelthätern nachzustellen, die sich in den Wäldern der Umgebung herumtrieben. Dort allein gäbe es noch Nahrung, Wurzeln, Früchte, Wild — und wenn sie nicht schon längst ihr Dorf verlassen haben und nach den Wäldern gezogen sind, so sei allein die Furcht vor diesem Raubgesindel daran Schuld. Es bleibt mir aber in der That bis heute ein Räthsel, was man eigentlich diesen armen, nackten, wehrlosen Unglücklichen hätte nehmen können! Auf die beiden barfüßigen zerlumpten Soldaten unserer Escorte schienen diese Mittheilungen nur wenig Eindruck zu machen. Beim Aufbruch hängten sie wie früher ihre halbverrosteten Gewehre, denen ein Sacktuch als Riemen diente, über die Schultern und einer von ihnen vertraute mir sogar mit großer Naivetät, daß sein Gewehr gar nicht geladen sei, und er bei einem etwaigen Angriff seine ganze Hoffnung auf das Bajonnet setze. In der Nähe des Dorfes fließt in großen Windungen der Rio La Flores vorüber. Dieser Fluß hat circa 3′ Tiefe und 50′ Breite. Da bei dem primitiven Zustande des Landes noch keine Brücken bestehen, so mußten wir denselben mehre Male durchwaten. Die geologische Formation des durchzogenen Terrains war vorherrschend Kalkstein und die große Quantität von Kalk, welche die Gewässer der Umgebung mit sich führen, scheint Ursache, daß die Zähne der Bewohner dieser Landschaft in überraschendem Gegensatze zu den in der Regel perlenschnurähnlichen Gebissen der Indianer von sehr

schlechter Beschaffenheit sind. Gegen 3 Uhr Nachmittags langten wir in Talcua an, welches auf einer steilen Anhöhe mindestens 400′ Fuß über dem Rio Cospa liegt, aus dem es seinen Wasserbedarf holt. Ein großer Theil der jungen Bevölkerung ist ähnlich wie in Managua den ganzen Tag damit beschäftigt, das Wasser in steinernen Krügen vom Ufer nach der Ansiedlung zu tragen. Während des Sommers, wo der kleine Fluß an vielen Stellen vertrocknet, herrscht zuweilen im Dorfe großer Wassermangel. Die Bewohnerschaft besteht aus 400 Vollblut-Indianern und einem einzigen sogenannten Ladino oder Weißen, der eigentlich aber ein Schwarzer ist! Die Neger haben nämlich eine besondere Vorliebe, sich bei der geringsten Mischung mit der kaukasischen Race das Ansehen von Weißen zu geben und trotz dem Zeugnisse der dunklen Gesichtsfarbe ihre äthiopische Abstammung zu verläugnen. Auch Señor Fonseca liebte es, sich als solchen zu geriren, obschon mehr als ein Zeichen seinen semitischen Stammbaum beurkundete. Ich verzieh jedoch dem braven Manne gern diese Eitelkeit, weil er sich wirklich Mühe gab, die Weißen in ihren besten Eigenschaften nachzuahmen. Er besaß einen kleinen Kramladen im Orte und schien mit den Eingeborenen einen ziemlich einträglichen Handel zu treiben, denn sein Hauswesen war vortrefflich bestellt und trotz der herrschenden Noth und Theurung fehlte sogar mancher Leckerbissen nicht. Es mußte unwillkürlich überraschen, die Bewohner der verschiedenen Dörfer in einer oft nur sehr geringen Entfernung in so völlig entgegengesetzten Verhältnissen zu finden. In La Flores trafen wir drückenden Mangel; in Talcua, kaum vier Stunden vom ersteren Dorfe entfernt, herrschte zwar kein Ueberfluß, aber jeder der Bewohner war mindestens im Besitze des Nothwendigen. Die Ursache dieser Erscheinung ist ohne Zweifel in der mehr oder minder großen Sorglosigkeit und Indolenz der Einwohner zu suchen; denn an den meisten Puncten Central-Amerikas liefert der überreiche Boden selbst unter momentan unglücklichen Verhältnissen noch immer

günstigere Ernten als das Ackerland Nord-Amerikas oder des europäischen Continents.

Talcua ist das Berchtesgaden von Honduras. Seine äußerst betriebsame Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit Holzarbeiten. Die Violinen, Guitarren, Siebe, Gestelle, Schachteln u. s. w., die man im Lande im Gebrauche findet, kommen zum größten Theil aus diesem Dorfe. Sie zeigen zwar, namentlich die musikalischen Instrumente, daß die Kunst in diesem Bergdorf noch nicht auf einer besonders hohen Stufe steht. Darauf deutet auch schon ihr Preis hin, indem man in der Regel für eine Violine nur $2\frac{1}{2}$ Piaster, für eine Guitarre nicht mehr als 3 Piaster bezahlt; allein dem Zwecke, zu dem sie verwendet werden, dienen dieselben vollkommen. — Unser gastlicher Hauswirth, der schwarze „Weiße", hatte uns nicht nur ein vortreffliches Mahl bereiten lassen, sondern zugleich Sorge getragen, daß die Fortsetzung unserer Reise keinerlei unliebsame Unterbrechung erleide. Señor Fonseca übte einen bedeutenden Einfluß auf die Indianer; er benützte denselben, um uns zu frischen, ausgerasteten Thieren zu verhelfen, um desto sicherer noch am selben Tage Santa Rosa erreichen zu können. Bevor wir uns auf den Weg machten, empfahl uns noch Señor Fonseca große Vorsicht; denn es gäbe viele „ladrones" (Diebe) in den Wäldern der Umgebung, auch sei bereits von der Regierung eine Commission ernannt worden, um dieselben zu verfolgen; allein sie habe noch immer versäumt, ihr Amt anzutreten. Die Reise nach Santa Rosa dauerte viel länger als man uns sagte, und wir erwartet hatten. Stundenlang ritten wir bereits im Dunkel der Nacht, nur mit Mühe den schmalen, braunen Streifen des Maulthierpfades erkennend, der sich durch dichten Buschwald dahinschlängelte, und noch immer schien keine Aussicht vorhanden, bald am Ziele zu sein. Der Braunschweiger ritt immer dicht hinter der Escorte und sprach kein Wort. Er schien sichtbar ärgerlich darüber, daß wir uns so leichtfertig von den guten Conserven unseres Wirthes in Talcua getrennt

und den selbst am hellen Tage gefährlichen Ritt bei düsterer Nacht gewagt hatten, anstatt zu diesem etwas unheimlichen Unternehmen den nächsten Morgen abzuwarten. Ich suchte den guten Herrn S. zu beruhigen, indem ich ihm vorstellte, wie ich während meiner Reise in den Tropenländern die Erfahrung gemacht habe, daß die Gefahr gewöhnlich viel geringer ist, als die feige Bevölkerung sie schildert und daß ein einziger, wohlbewaffneter Europäer es leicht mit zehn Eingeborenen aufnehmen könne. Ich führte einen ausgezeichneten fünfschüssigen Revolver und eine vortreffliche englische Doppelflinte mit mir und versprach meinem Landsmanne, unser Leben jedenfalls theuer verkaufen zu wollen. Auf unsere Begleitung durften wir uns allerdings nicht viel verlassen. Selbst die Escorte bot im Falle eines ernsten Angriffs nur wenig Garantie dar; wenn sie nicht davongelaufen wäre, würde sie sich wahrscheinlich zum Feinde geschlagen haben. Ich bin aber viel eher geneigt, das erstere zu vermuthen. Ihr ganzes Aussehen sprach dafür. Man konnte sich nichts Possierlicheres denken als unsere beiden militärischen Begleiter. Sie gingen barfuß und trugen blos Zwilchjacken und Unterhosen. Die Kopfbedeckung war aus Pappe und Goldpapier fabricirt. Die Schießwaffe und die Patrontasche ließen allein von ferne auf einen Wehrmann schließen. Wie wenig aber diese sorglosen Naturen auf eine allenfalls nothwendige Vertheidigung vorbereitet waren, geht daraus hervor, daß einer der Soldaten mehrere Stücke in lange Streifen geschnittenes Salzfleisch aus Mangel eines andern Raumes in den Lauf seines Gewehres gesteckt hatte. Ich glaube, der unbeholfenste slovakische Rekrut würde Anstand genommen haben, diese honduresischen Vaterlandsvertheidiger Kameraden zu nennen. Und doch waren es Glieder der regulären Heeresmacht eines souveränen Staates!

Es war bereits zehn Uhr Nachts, als wir in Santa Rosa ankamen. Obschon eine der bedeutendsten und wohlhabendsten Ansiedlungen des Departements, gibt es dennoch daselbst kein einziges

Gasthaus. Dieser Umstand läßt am besten auf die Unbedeutendheit des Fremdenbesuchs schließen. Die Wenigen, welche Geschäft oder Wißbegier nach diesen abgeschiedenen Hochthälern führt, steigen bei Freunden, Bekannten, bei der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit ab. Auch wir hatten eine warme Empfehlung an den Pfarrer von Santa Rosa, den gastfreundlichen Padre Miguel Leyba mitgebracht und waren daher vor allem nach der Pfarrerswohnung geritten. Trotz der späten Abendstunde, in welchen auf europäischen Pfarrhöfen schon Alles ruht und weich zu Bette liegt, trafen wir Padre Miguelito noch nicht zu Hause. Nach manchem vergeblichen Suchen fanden wir ihn endlich in einem Hause, wo gerade getanzt wurde und aus dessen offenen Fenstern gar lustige Weisen drangen. Der Padre, von unserer Ankunft schon unterrichtet, hatte bereits für ein Unterkommen in einem seiner Häuser Sorge getragen. Es war ein ebenerdiges, aber elegantes Gebäude mit einem großen, wunderhübschen Corridor. Wir hatten uns schon lange nicht so behaglich gefühlt, und auch der Freund aus Braunschweig gestand, daß sich in diesen netten, reinlichen Räumen gar angenehm wohnen ließe, vorausgesetzt, daß man auch etwas zu essen bekäme.

## Drei und zwanzigstes Kapitel.

# Santa Rosa.

Eindruck der Stadt. — Vortrefflichkeit des Klimas und der Lage. — Aeltere Geschichte. — Gegenwärtige Zustände. — Bevölkerung. — Cultur. — Statistisches über den Tabakbau. — Ernste Befürchtungen der Bewohner vor einem neuen Einfall der feindlichen Truppen aus Guatemala. — Die Kaufleute bemühen sich, ihre Vorräthe in Sicherheit zu bringen. — Besuch vom Stadtcommandanten. — Stand der Garnison von Santa Rosa. — Was die Revolution gibt und was sie nimmt. — Die Gerüchte vom Anmarsch des Feindes bestätigen sich nicht. — Ein lustiges Völkchen. — Santa Rosa, ein Stück Paradies. — Wiederholung der Gerüchte vom vorigen Tag. — Gegenvisite beim Platzcommandanten General Burbano. — Die Frau Commandantin. — Vorsichtsmaßregeln. — Wie man sich in Santa Rosa gegen den Feind vertheidigt. — Ein Musik-Enthusiast. — Die Deutschen zu Hause Poeten und auf der Reise Prosaiker. — Ein dienstgefälliger Pfarrer. — Vereitelte Hoffnung, die Ruinen von Copan besuchen zu können. — Zwei neue Reisegesellschafter. — Der Braunschweiger Freund trennt sich und reist nach der Ostküste. — Das letzte Lebewohl. — Ein Todter. — Abschiedsgruß an Santa Rosa.

Nächst Tegucigalpa ist Santa Rosa eine der freundlichsten Ansiedlungen im ganzen Staate. Seine Lage ist vielleicht sogar noch reizender, das Klima noch lieblicher.*) Ungefähr 4000′ über dem

Während meines Aufenthaltes in Santa Rosa im Monat April (trockne Jahreszeit) stand das Thermometer niemals unter 60° Fahr. Die mittlere Temperatur war ungefähr 70° Fahr. Herr Squier, welcher sich während der feuchten Saison einige Zeit in Santa Rosa aufhielt, gibt das Maximum der Temperatur im Monat Juli auf 75°, das Minimum auf 68° und das Mittel auf 71° 15′ Fahr. an.

stillen Ocean gelegen, von üppigen Hügeln mit Tannenwäldern umgeben, athmet man in diesem herrlichen Hochthale eine ungewöhnlich reine, erfrischende Luft und wohl auf keine Stadt der Welt läßt sich mit besserm Fuge anwenden, was Sir Humphrey Davy von Nizza sagte: „Daß nämlich die bloße Existenz daselbst schon Luxus sei!“ (The mere existence is luxury.)

Den ersten Anlaß zur Gründung von Santa Rosa gab die Tabaks-Cultur in seiner Nähe*). Im Jahre 1785 wurde daselbst eine königliche Tabakfabrik (factoria de siembras) mit einem Kostenaufwande von 19,600 Piastern errichtet. Zu jener Zeit war Santa Rosa, wie ein damaliger Schriftsteller berichtet, noch ein völlig verlassener, einsamer Ort (un paramo de decierto). Der Tabakhandel nahm rasch einen ungeheuren Aufschwung und im Jahre 1790 wurden von dieser Culturpflanze bereits für 160,000 Piaster nach Mexiko und Spanien exportirt. Allmählich vermehrte sich auch die Zahl der Ansiedler. Im Jahre 1797 standen in Santa Rosa erst vier Häuser. Um das Jahr 1801 wurde die gegenwärtige Pfarrkirche erbaut, deren Inneres durch eine Anzahl von Spiegeln, Uhren und anderen frommen Donationen auf den Besucher einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht. Gegenwärtig zählt Santa Rosa ungefähr 1500 Einwohner, zum größten Theile Ladinos, um nicht Mestizen zu sagen. Vollblut-Indianer gibt es nur sehr wenige im

*) Der Tabak ist bekanntlich ein einheimisches Kraut, welches die spanischen Eroberer bei ihrer ersten Landung in Amerika bereits im Lande angebaut fanden. Sein Same wurde zuerst im Jahre 1559 aus Tabasco in der Bucht von Campeche (Yucatan) nach Portugal gebracht und es ist von mehreren Schriftstellern die Vermuthung ausgesprochen worden, daß dieser Zufall der Pflanze (spanisch tabaco) ihren Namen gab, indem man denselben von ihrem ersten Fundorte Tabasco ableitete. Im Jahre 1560 überreichte Jean Nicot, damals französischer Gesandter in Portugal, der Königin Maria von Medici die ersten Tabakspflanzen. Man versuchte davon den Anbau im botanischen Garten und nannte das Kraut, Nicot zu Ehren, Nicotiana. Die Engländer lernten die Tabakspflanze erst 1587 durch Sir Francis Drake kennen. In Deutschland, wohin der Tabak namentlich durch die spanischen Soldaten unter Karl V. gebracht wurde, wird derselbe erst seit 1569 gebaut.

Orte. Die Hauptnahrungsquelle der Bewohner besteht noch immer in der Cultur des Tabaks. Derselbe gedeiht am vorzüglichsten auf feuchtem Boden. Im October werden die Pflänzchen in einem mit besonderer Sorgfalt vom Unkraut gereinigten Terrain umgesetzt. Auch später erfordert die Pflanze, an welcher man in der Regel nur 12—15 Blätter gedeihen läßt, während die übrigen Schößlinge fortwährend entfernt werden, große Pflege. Ungefähr hundert Tage nach der Umpflanzung, anfangs März, beginnt die Ernte. Jede Pflanze oder Mata liefert nicht mehr als 6—8 zur Fabrication taugliche Blätter. Vier Pflanzen geben in der Regel ein Pfund Taback. Eine Carga oder Ladung von 200 Pfund Pflanzen liefert eine hinreichende Anzahl brauchbarer Blätter, um daraus Cigarren im Werthe von 12 Piastern zu erzeugen. Die gesammte Tabakproduction von Santa Rosa beläuft sich dermalen jährlich durchschnittlich auf 12,000 Arrobas oder 3000 Zentner, von welchen der größere Theil gleich im Lande zur Cigarrenfabrication verwendet wird. Der hier gewonnene Tabak soll an Güte den besten Sorten der Insel Cuba gleichkommen*). Tausend Stück Cigarren kosten in Santa Rosa je nach ihrer verschiedenen Güte von 5—8 Piaster; hundert Pfund Tabak in Blättern werden mit 18—20 Piastern bezahlt. Die Ausfuhr geschieht nach Guatemala und auch nach dem Hafen von Omoa, von wo aus der Tabak nach den verschiedenen Puncten der Westküste und sogar nach den Vereinigten Staaten verschifft wird. Die Fracht von Santa Rosa nach

*) In Havanna, wo ich die vorzüglichsten Tabakpflanzungen der sogenannten Buelto abajo zwischen dem Rio ondo und St. Juan in einem Flächenraum von ungefähr 30 engl. Meilen besuchte, geschieht die Saat im October, die Ernte im Jänner. Man schätzt die jährliche Tabakproduction in der Umgebung von Havanna auf dreißig Millionen Pfund. Auf der ganzen Insel gibt es 600 Tabakfabriken (in Havanna allein 400), welche ungefähr 20,000 Arbeiter beschäftigen. Die jährliche Ausfuhr an Cigarren beträgt 200 bis 250 Millionen. Außerdem werden circa 6—8 Millionen Pfund in Blättern (ramos) versandt. Der Preis für tausend Stück Cigarren variirt von 20—45 Piaster. Der Arbeitspreis allein beträgt für tausend Stück 10 Piaster.

Omoa beträgt für 10,000 Stück Cigarren (circa 200 Pfund) 8 Piaster. Die Steuer, welche die Tabakspflanzer an die Regierung von Honduras zu entrichten haben, ist eine sehr geringe; dieselbe beträgt für je 1000 Matas oder Pflänzlinge 1 Real, was Veranlassung gab, einen gewissen Flächenraum, auf dem 1000 Matas stehen, einen „Real" zu nennen. Das Gebäude der königlichen Factorei ist seit der Lostrennung von Spanien in gänzlichem Verfall. Es stehen nur mehr die kahlen Mauern davon, und in den großen öden Räumen werden zuweilen Recruten eingeschult. — Unter günstigeren politischen Umständen, und durch die Hebung der Verkehrsmittel könnte der Tabakbau noch bedeutend an Ausdehnung gewinnen. Zahlreiche Grundstücke in den Districten von Santa Rosa und Trinidad, welche sich für diese Cultur ganz besonders eignen, sind gegenwärtig noch völlig unbebaut. Aber der Mangel an Händen, der geringe und erschwerte Absatz, die Unsicherheit der Zustände verhindern, wie die Entwicklung des Landes im Allgemeinen, so auch den Aufschwung der Tabakcultur.

Kaum waren die Wunden, welche die vorjährige, räuberähnliche Ueberrumpelung Guardiolas mit einer Truppe Soldaten dem Städtchen geschlagen, einigermaßen vernarbt, und schon wieder mußten die schwer geprüften Bewohner jede Stunde eines neuen Einfalls gewärtig sein. Der dictatorische Herrscher von Guatemala war nämlich seit Jahren mit dem demokratischen Präsidenten von Honduras unaufhörlich im Streit, und da es in diesen unwegsamen Bergländern ein sehr schwieriges und kostspieliges Unternehmen ist, die feindlichen Truppen bis an den Sitz der verhaßten Regierung vorzuschieben, so versuchte man wenigstens die Grenzbewohner fortwährend zu belästigen und sie in ihrem Gedeihen zu stören. Die zunehmende Verkümmerung und Verarmung des Landes sollte die Regierung des General Cabañas bei der Masse mißliebig und unpopulär machen, und dadurch indirect den Sturz des verhaßten Gegners veranlassen, den man bisher selbst durch die grausamste Krieg-

führung nicht zu erzielen vermochte. Im Juli 1853 hatte General Guardiola an der Spitze von einigen hundert Guatemalteken in Santa Rosa die furchtbarsten Verheerungen angerichtet. Von den 1000 Mann Truppen, aus welchen zu jener Zeit die ganze Heeresmacht von Honduras bestand, waren kaum 400 Mann in Santa Rosa concentrirt. Ihre Waffen, ihre Munition und ihr Muth mochten gleichfalls nicht die besten gewesen sein. Es kam zu keiner wirklichen Schlacht. Nach wenigen unblutigen Scharmützeln räumten die Hondurenser dem Feinde den Platz. Sechs Stunden lang wurde die Stadt geplündert, und viele Häuser, deren besorgte Bewohner geflüchtet waren, in Brand gesteckt. Einzelne glaubten ihre Habe am sichersten zu retten, indem sie dieselbe in der Kirche vergruben. Aber auch dahin reichte die frevelnde Hand der Stürmenden, und was sich nur immer in derselben an werthvollen Gegenständen vorfand, wurde ohne viel Bedenken mit fortgenommen. Die Verluste der Stadt beliefen sich auf mehr als 100,000 Piaster. Nach zwei Tagen zog Guardiola mit seinen Truppen wieder ab und kehrte nach der Grenze zurück. Er machte nicht einmal einen Versuch, mit seinen Soldaten weiter vorzudringen, da ihm die Noth, welche im Lande herrschte, und die große Schwierigkeit der Verköstigung einer zahlreichen Truppe wohl bekannt waren.

Kurz vor meiner Ankunft in Santa Rosa hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Guardiola mit einem bedeutenden Corps neuerdings im Anzuge sei. Man wollte ihn bereits nur mehr eine Tagreise von der Stadt entfernt wissen. Eingedenk der Grausamkeiten und Verheerungen, welche sich dieser rachsüchtige General bei seinem ersten Besuche gegen die wehrlosen Bewohner zu Schulden kommen ließ, wollte man nicht erst dessen Ankunft abwarten, sondern machte sich jetzt schon fluchtbereit. Die Kaufleute räumten ihre Waarenvorräthe auf, wie man bei einer Wassergefahr zu thun pflegt, und verrammelten Fensterbalken und Hausthore. Die wohlhabenden Familien brachten ihre werthvollsten Habseligkeiten in Sicherheit

und ließen ihre Maulthiere Tag und Nacht gesattelt stehen, um bei der ersten wirklichen Gefahr nach den Wäldern oder einem einsamen Wohnsitze der Umgebung entfliehen zu können. Die ganze Stadt befand sich in einer convulsivischen Aufregung. So günstig sich nun auch dieser Moment in mehrfachen Beziehungen, und namentlich für das Studium des Volkscharakters erweisen mochte, so konnte ich mir gleichwohl nicht verhehlen, daß friedlichere Zustände meinem Zwecke weit förderlicher gewesen wären. Der Stahl des Kriegers ist der Feind aller geistigen Strebungen und aller höheren Culturregungen. Selbst die edelsten Kämpfe um die Freiheit, welche doch die unbeschränkte Entwicklung der menschlichen Kräfte nach allen Richtungen hin zum eigentlichen Ziele haben, äußern gleichwohl eine Zeitlang auf alles wissenschaftliche Leben eine erlähmende Wirkung. Wenn die spanisch-amerikanischen Völkerschaften seit ihrer Lostrennung vom Königthum noch immer auf einer so niedern Stufe geistiger Cultur stehen, so sind unstreitig hauptsächlich ihre fortwährenden inneren Unruhen und Parteikämpfe daran Schuld. Die Revolution mag einem unterdrückten Volke die Freiheit geben, aber bürgerliches Glück und geistiger Aufschwung wird immer nur im Gefolge von Friede und Ordnung in einem Lande einziehen.

Am Morgen nach meiner Ankunft machten mir trotz der Verwirrung und Bedrängniß, in welcher sich die Stadt befand, mehrere politische Autoritäten des Ortes einen Besuch. Als ich mit dem Commandanten des Platzes, General Burbano, das Kritische der Situation besprach, gestand mir derselbe offen, daß die Besatzung des ganzen Militär-Districts aus nicht mehr als sechszig Mann bestehe, und daß es bei dem Umstande, wo kein Geld in den Staatscassen, keine Lebensmittel auf den Saatfeldern, und weder Muth noch Nationalstolz im Herzen des Volkes sich befinden, sehr schwer fallen dürfte, im weiten Bezirke auch nur ein Paar hundert neue Soldaten anzuwerben. In Santa Rosa selbst waren gar nur zwanzig Mann unter den Waffen, und der General ohne Truppen hielt es

daher am gerathensten, im Falle eines wirklichen Angriffes sich mit seiner kleinen Schaar in die Wälder der Umgebung zurückzuziehen.

Nach solchen Eröffnungen schien es mir unbillig, noch weiter auf der Ueberlassung einer Escorte zu bestehen, welche mir vom Präsidenten in Comayagua nach den Ruinen von Copan an der Grenze des Staates zugesichert worden war. Man befand sich unstreitig am Sitz der Regierung über die wahre Stärke der Militärmacht von Gracias in großem Irrthume, denn es waren mir daselbst mehr Leute zur Begleitung versprochen worden, als die ganze Besatzung Köpfe zählte. Der Commandant meinte, er könne von seinen Truppen nicht Einen Mann entbehren, auch dürften sie mir nur wenig wirklichen Nutzen gewähren, denn bei dem ersten Angriff würden sie vermuthlich sammt und sonders davonlaufen. Gleichzeitig glaubte mir General Burbano unter den herrschenden Umständen von einem Besuche der durch Stephen's Schilderungen so berühmt gewordenen Ruinenstätte von Copan dringend abrathen zu müssen, indem die wilde Kriegsbande Guardiola's in der Umgebung herumstreifte, und, zum größten Theile aus raublustigen Gesellen gebildet, zwischen feindlichem Eigenthum und den Habseligkeiten eines harmlosen Naturforschers nur wenig Unterschied machen würde. Ich war trostlos über diese Mittheilung, wodurch die Ausführung eines lang genährten Wunsches plötzlich in Frage gestellt wurde, und gab noch immer nicht alle Hoffnung auf, diese interessanten indianischen Denkmäler besuchen zu können. Mein Reisebegleiter hingegen schien anderer Ansicht zu sein und sagte, es sei nicht gerechtfertigt, um ein paar verfallene steinerne Idole zu sehen, sich so ernsten Gefahren aussetzen zu wollen. Obschon ein vortrefflicher Zeichner und erst noch so begeistert für einen Ausflug nach Copan, wollte derselbe, seitdem er die damit verbundenen Mühsale vernommen hatte, nichts mehr von einem Besuche der Ruinenstätte wissen und traf Anstalten, so schnell als möglich nach der Küste abzureisen, von wo ihn ein Segelschiff nach Neu Orleans bringen sollte.

Die wohlhabenderen Bewohner von Santa Rosa waren meistentheils eingewanderte Spanier, welche auch hier gewisse europäische Sitten pflegten und namentlich den edlen Brauch der Gastfreundschaft auf die ausgedehnteste Weise übten. Wenige Tage des Aufenthalts genügten, um mich überall wie ein Familienglied aufgenommen und behandelt zu sehen. Ich fand nirgends in Central-Amerika ein so heiteres, sorgloses, lebenslustiges Völklein wie in Santa Rosa. Am Morgen nach meiner Ankunft hatte sich, wie schon bemerkt, die Nachricht von dem Herannahen der feindlichen Truppe Guardiola's im Städtchen verbreitet, und viele der wohlhabenden Einwohner rüsteten sich bestürzt mit ihren werthvollsten Habseligkeiten zur Flucht; als sich Nachmittags diese Kunde nicht zu bestätigen schien, war man eben so schnell bereit, sich zu Sang und Tanz außerhalb der Ansiedlung im Freien zu versammeln. Es war ein Pique-nique dans l'herbe, wozu jede theilnehmende Familie irgend etwas geliefert hatte. Man lagerte sich auf einer herrlichen Wiese. Große Matten wurden ausgebreitet, auf denen sich die heitere Gesellschaft, Männer und Frauen, in bunter Folge niederließen. Wer die gewaltigen Körbe mit Fleischspeisen, Backwerk und Früchten aller Art sah, welche der Gesellschaft folgten, konnte nicht leicht glauben, daß in unmittelbarer Nähe Noth und Mangel herrschte. Becher und Guitarre gingen von Hand zu Hand. Auch an den Padre, meinen geistlichen Hauswirth, kam die Reihe. Er gab ein gar niedliches Liedchen zum Besten, und that hierauf einen herzhaften Zug. Man sah, er liebte wie Martin Luther Wein und Gesang; wie er's mit den Weibern hielt, ist mir nie recht klar geworden. Während sich auf dem reichen Naturteppich im Thale die Gesellschaft der ungebundensten Fröhlichkeit hingab, erstieg ich einen nahen Hügel, um mir die Gegend bei Abendbeleuchtung zu betrachten. Es war ein wundervoller Anblick. Eingeschlossen ringsherum von grünen Bergen, durchduftet von dem lieblichen Odem der benachbarten Tannenwälder lag die reizende Landschaft vor mir — ein Stück

Paradies. Ich habe seither großartigere, prachtvollere Naturbilder gesehen, aber keines, welches das Thal von Santa Rosa an Lieblichkeit und stillen Zaubern übertroffen hätte. Als es dunkel wurde, zog die ganze Gesellschaft, der lebensfrohe Padre mit der Guitarre voraus, nach der Stadt zurück, um in den herrlichen Gemächern der Familie C. die Unterhaltung bis spät in die Nacht fortzusetzen. Man schien die drohende Feindesgefahr aus dem Gedächtniß verloren zu haben, und sich nicht länger mehr daran zu erinnern, daß man auf dem Boden eines Vulcanes tanze!

Am nächsten Morgen wiederholten sich die Gerüchte von dem Anzuge des Feindes. Diesmal schenkte man denselben mehr Glauben. Ein Spion war eingetroffen, nach dessen Aussagen der General Guardiola nur mehr eine Tagreise von hier entfernt war. Noch am selben Abend konnte er in Santa Rosa einrücken. Fünf hundert Mann standen angeblich in der Nähe von Copan, andere fünf hundert marschirten von Ocotepeque gegen die Hauptstadt. Ich verfügte mich zum Commandanten, um aus seinem Munde zu erfahren, was an allen diesen Gerüchten Wahres sei. Der brave Mann lag im Bette und klagte über Halsschmerzen. Er wollte den Tag über das Zimmer hüten und Abends sich mit seiner kleinen Schaar auf eine benachbarte Anhöhe zurückziehen. Die Mittheilungen des braunen Kundschafters schienen ihm vollkommen richtig. Seine Frau, die Commandantin, welche einen Liqueurladen hielt, war eben im Begriffe, ihre Vorräthe einzupacken, um sie vor den lüsternen Schlünden der feindlichen Schaar in Sicherheit zu bringen. Im Zimmer des Generals gingen Ordonanzen und Officiere ab und zu. Jeder brachte ein anderes Gerücht und wollte genauer als sein Vorgänger unterrichtet sein. Niemand dachte an eine Vertheidigung des Platzes oder auch nur daran, dem Feinde die Besitznahme zu erschweren. Man berathschlagte blos, wie man im Nothmomente auf die vernünftigste Weise davonlaufen und ein sicheres Versteck erreichen könnte. Ach! sagte einer der Officiere, welcher mit ganz besonderer

Bangigkeit ins Zimmer trat, mich läßt der unversöhnliche Guardiola gewiß zuerst erschießen, wenn er meiner habhaft wird, denn ich habe ihm schon mehr als einen Sieg streitig gemacht." „Ich glaube nicht," erwiderte der Commandant mit zitternder Stimme, „daß sich sein Haß auf irgend Jemand mehr concentriren könne als auf mich; denn wir haben einmal in Guatemala und San Salvador zusammen gefochten und nun findet er mich wieder in den Reihen seiner erbittertsten Gegner!" —

Den ganzen Tag hindurch lag über das herrliche Thal die schwüle Atmosphäre der Angst und der Aufregung. Auf dem Marktplatze, vor den Häusern der angesehensten Familien stand fortwährend eine große Zahl gesattelter Maulthiere bereit, um auf das erste Zeichen von wirklicher Gefahr einen großen Theil der Bevölkerung nach einem Waldasyl in den Bergen zu tragen. Um den Hals mehrerer dieser Thiere hing eine Guitarre. Als die Nacht einbrach, verließ die ganze Garnison, ungefähr zwanzig Mann, die Kaserne und zog sich in ein sicheres Versteck zurück, Stadt und Bewohner der Großmuth und Barmherzigkeit der erwarteten Feinde überlassend. Das Cabildo am Platze war öde und leer, auch die Civilbehörden hatten ihre Wirksamkeit eingestellt und waren gleichfalls dem heldenmüthigen Beispiele des Militärs gefolgt. Viele Familien brachten die Nacht auf den Anhöhen der Umgebung im Freien zu. Bei der unendlichen Lieblichkeit des Klimas und der fortwährenden Gleichmäßigkeit der Temperatur mag man sich allerdings namentlich in der trockenen Jahreszeit, derartige Extravaganzen ohne irgend welche üble Folgen für die Gesundheit erlauben.

Wieder kam der Morgen, aber die Chapines (wie man spottweise die Guatemalteken nennt) kamen noch immer nicht. Man schien sich über diese wiederholte Täuschung fast schon zu ärgern. Alle Flüchtlinge, auch die Vaterlandsvertheidiger kehrten nach der Stadt zurück; die Verkaufsbuden öffneten sich wieder, und sogar die Liqueurfläschchen der Frau Commandantin wurden neuerdings aus-

gekramt. Das Gefühl der Furcht und Besorgniß machte bald wieder der ungetrübtesten Stimmung Platz. Ein Licenciado, wie hier die angehenden Rechtsgelehrten genannt werden, kam mit einer Mandoline auf mein Zimmer und sagte, er wolle mir etwas vorspielen und vorsingen, da ihm bekannt sei, daß die Deutschen große Freunde von Musik sind. Die Gattung der Musik schien ihm gleichgiltig. Ich dankte für diese Aufmerksamkeit und ließ mir geduldig die Production einiger spanischer Weisen gefallen; dann aber meinte ich, daß ich seine Aufmerksamkeit doch noch weit höher schätzen würde, wenn er mir ein paar kräftige Maulthiere und einen bewährten Führer nach den benachbarten Ruinen von Copan verschaffen möchte. „Sehen Sie," sagte ich, „daheim sind wir Deutsche außerordentlich begeistert für Musik und Poesie, aber auf der Reise sind wir unendlich prosaisch! Das Gewieher von einigen tüchtigen Maulthieren, die man zur sicheren, ungehinderten Fortsetzung meiner Reise herbeiführte, ist dermalen meinen Ohren ein willkommenerer Ton, als eine Rossini'sche Arie, und Bohnenbrühe und Salzfleisch bringen nach einer beschwerdevollen Wanderung durch die Wälder der Andes auf meine erschöpfte Stimmung einen wohlthuenderen Eindruck hervor, als das Recitiren der schönsten Verse von Zorilla." Der schwärmerische Licenciado schien nicht wenig überrascht über dieses prosaische Geständniß und bemerkte, er würde mich nach dieser Erklärung eher für einen berechnenden Yankee, als für einen gefühlvollen Deutschen halten, von welch' letzterer Nation er immer erzählen gehört, daß ihr Poesie und Kunst über Alles gehe. Gleichwohl versprach der manierliche Spanier, mir nach seinen besten Kräften nützen zu wollen, wozu er damit den Anfang machte, daß er mit seiner Guitarre nach Hause eilte. Ich habe indeß den Licenciado niemals mehr wiedergesehn, und würde vermuthlich heute noch in Santa Rosa sitzen und auf Maulthiere und Führer warten, wenn mir die „besten Kräfte" des Licenciado allein zu Gebote gestanden wären.

Der Padre Miguelito war aber zum Glück ein weit verläßlicherer, dienstfertigerer Mann. Kaum war der Licenciado mit seiner Guitarre weggegangen, als der junge Pfarrer eintrat und mir mittheilte, daß er alle Anstalten zu meiner Weiterreise getroffen habe. Sein eigener Diener, ein Muster von Tüchtigkeit und Redlichkeit, sollte mich nach San Salvador und wenn nöthig bis nach Guatemala begleiten. Aber meinen Besuch bei den Ruinen von Copan*), meinte der Padre, müßte ich aufgeben. Niemand wollte für eine Reise in eine so unsichere Gegend Thiere vermiethen, weil die Ge-

*) Diese indianische Ruinenstätte, die ansehnlichste und bedeutendste im ganzen Staate, wurde schon im Jahre 1840 von dem amerikanischen Reisenden Mr. J. L. Stephens besucht und ausführlich beschrieben. Copan liegt an der Grenze von Honduras und Guatemala am linken Ufer des Copanflusses, der sich ganz nahe dabei in den Montaguafluß ergießt, und in der Honduras-Bay bei Omoa ins karaibische Meer fällt. Die Ruinen bedecken einen Flächenraum von ungefähr 2 englischen Meilen, und bestehen in Opferaltären, Idolen, Tempeln, Gräbern, terrassenförmigen Gebäuden u. s. w. aus grobkörnigem Sandstein. Der Geschichtschreiber Francisco Fuentes, welcher diese Ruinen im Jahre 1700 besuchte, schildert dieselben, und namentlich den Circus von Copan, als noch gut erhalten; Oberst Galindo hingegen, welcher die Ruinen 1835 sah, so wie Stephens, fanden den größern Theil derselben bereits in einem sehr wüsten Zustande. Nur solche Denkmale, zu welchen ein besseres, widerstandfähigeres Material genommen worden war, machten hiervon eine Ausnahme. So z. B. ein Tempel am Flußufer aus gebauenem Stein, der 644 Fuß lang und 60—90 Fuß hoch war, und mehrere Idole und Opferaltäre. (Vgl. Incidents of travels in Central America by J. L. Stephens, New York, 1841.) Außer den Ruinen von Copan finden sich noch Reste von indianischen Baudenkmalen in der Nähe von Yarumela, Lajamini, Cururu und Tenampuca. Von letzteren gibt uns Squier in seinem neuesten Werke (notes on Central America p. 123) eine umständliche Schilderung. Tenampuca oder Pueblo viejo liegt 20 Meilen südöstlich von Comayagua, auf der Straße nach Tegucigalpa, in der Nähe des Weilers Lo de flores. Auf einer Anhöhe von ungefähr 1600′ über der Ebene von Comayagua breiten sich über eine Fläche von $1\frac{1}{2}$ Meilen Länge und $\frac{1}{2}$ Meile Breite zahlreiche Steinhügel (mounds of stone) aus. Squier schätzt dieselben auf mehrere Hundert, und ist der Ansicht, daß dieselben zu religiösen Zwecken dienten. Die Beschaffenheit des Bodens ist zu felsig und unfruchtbar, um zu vermuthen, daß jemals eine indianische Niederlassung hier bestanden habe. Sie wohnten vermuthlich in der Ebene und kamen nur zu gewissen Zeiten auf die Hügel um zu opfern, ihre Todten zu begraben oder vielleicht vor dem Feinde sich zu verbergen.

fahr der Beraubung durch die feindliche Bande dermalen zu groß war. Auch hatte ein Bergsturz in jüngster Zeit unter den indianischen Denkmalresten große Zerstörungen angerichtet, so daß bedeutende Ausgrabungen nöthig gewesen wären, um einen Besuch in wissenschaftlicher Beziehung auch nur einigermaßen lohnend zu machen. Uns standen aber weder die Mittel noch die Unterstützung wie Mr. Layard in Ninive zu Gebote, und so gaben wir am Ende — wenn auch ungern — ein Unternehmen auf, bei dem unter den obwaltenden Umständen nur die Mühsale und Gefahren sicher, die wissenschaftlichen Erfolge aber äußerst problematisch gewesen wären. Gleichzeitig bot sich mir die seltene Gelegenheit, die Reise nach San Salvador in Begleitung machen zu können, was bei der Unsicherheit der Wege und der Unmöglichkeit einer militärischen Escorte von großer Wichtigkeit war. Ich nahm daher die Einladung des Pfarrers von Santa Rosa, mich zweien Reisenden anzuschließen, welche der gleiche Weg, wenn auch verschiedene Zwecke, nach dem Nachbarstaate führten, bereitwillig an, obschon mir ein verdrießlicher Padre und ein herumziehender Krämer (truchero) keine besonders angenehme Reisebegleitung schienen. Beide hatten große Eile und wollten schon am nächsten Morgen aufbrechen. Der Padre, ein Mann von kaum mehr als 30 Jahren, aber ziemlich verlebtem Aussehen, verließ das Land, weil er's bei einer früheren Gelegenheit mit den feindlichen Truppen gehalten hatte und jetzt, bei einem Einfalle derselben sich als eine Art Geißel in den Händen der empörten Bevölkerung fühlte; der Krämer hingegen, der es mit keiner andern Partei hielt, als mit seinen Kunden, wollte noch gerne rasch eine Anzahl von Waaren in Sicherheit bringen, ehe der gefürchtete Einmarsch der Truppe Guardiola's eine solche Vorsichtsmaßregel unmöglich machte. Ich hatte noch spät Abends eine Besprechung mit meinen neuen Reisegefährten. Man kam überein, die Zeit unseres Abzuges geheim zu halten, indem der Padre große Besorgniß hegte, ein Theil der durch die drohende Gefahr aufge-

regten Bevölkerung könnte sich leicht seiner Mitreise widersetzen und ihn zum Hierbleiben zwingen. Jeder von uns sollte möglichst früh von seiner Wohnung allein wegreiten und erst in einiger Entfernung von der Stadt auf einem verabredeten Puncte zu einer bestimmten Zeit mit den übrigen Gefährten zusammentreffen. Um mit desto größerer Sicherheit zeitig abreisen zu können, ließ ich Thiere und Diener in dem von mir bewohnten Hause übernachten und gab selbst das Signal zum Aufbruch. Um 4 Uhr Morgens mußte Alles auf den Beinen sein. Die Thiere wurden gesattelt und bepackt, während ein Jeder der Diener ein Säckchen mit den nöthigsten Gegenständen auf dem Rücken trug. Noch ehe die Sonne aufging, ritt ich fort. Dem Braunschweiger geschah unendlich hart, als er allein zurückbleiben mußte. Unsere Trennung war aber unvermeidlich. Ich wollte nach der Westküste, mein junger Freund nach dem Hafen der Ostküste. Ich empfahl ihn dringend der Sorgfalt des braven Pfarrers von Santa Rosa, den ich bat, all seine zarten Aufmerksamkeiten für mich auf meinen bisherigen Gefährten übertragen zu wollen. Padre Miguelito versprach's und hielt Wort; denn schon am nächsten Morgen trat der Braunschweiger die ersehnte Reise nach Omoa an. Als ich ihm zum Abschiede die Hand schüttelte, hofften wir beide uns einmal in seiner Geburtsstadt wieder zu begegnen. Braunschweig ist ja nicht so unzugänglich wie Santa Rosa, und wenn auch gerade nicht besondere Natur-Schönheiten den Wanderer dahin ziehen, so ist es dafür um so anlockender durch die Schönheit seiner Frauen-Naturen! Leider sollte mir nicht mehr das Vergnügen zu Theil werden, Freund S. wiederzusehen. Bald nach seiner Rückkehr nach Europa nahm, wie ich seither erfuhr, die Krankheit, zu welcher er schon längst den unausrottbaren Keim in sich trug, einen tödtlichen Charakter an; er fing an zu siechen und starb kurze Zeit darauf umgeben von Freundesherzen in der von ihm so warm geliebten Heimath. Obwohl während seiner Wanderschaft unter den Tropen nicht sehr erbaut von den

Strapazen und Entbehrungen eines derartigen Unternehmens, soll er doch später zu Hause, wo ihn nur mehr die Herrlichkeiten des Erlebten umgaukelten, den Aufenthalt in der Aequatorialzone als die schönste Episode seines Lebens gepriesen haben. Mit der Erinnerung an ein Paradies ging er in eine andere geheimnißvolle Zauberwelt hinüber! —

Der Pfarrer von Santa Rosa gab mir fast eine Meile weit das Geleite. An der verabredeten Stelle trafen wir seinen geistlichen Collegen und den Krämer. Obwohl ich seit einer Reihe von Jahren an Abschied nehmen wie der Operateur an Amputationen gewöhnt war, so überkam mich dennoch ein peinliches Gefühl, als ich mich von dem gastfreundlichen Pfarrer von Santa Rosa trennen mußte. Was das Scheiden von liebgewordenen Menschen in diesen Ländern noch empfindlicher macht, ist der Umstand, daß man von ihnen wie von einem Sterbenden Abschied nimmt; denn wie gering ist die Aussicht für den heimkehrenden Europäer, sie jemals im Leben wieder zu sehen! Auch von Santa Rosa schied ich mit doppeltem Leidwesen in einem Augenblicke, wo diese schöne, gastliche Stadt, durch die Gunst seiner Naturverhältnisse berufen, das moderne Eden zu sein, vielleicht schon in den nächsten Tagen wiederholt der Schauplatz der rohesten Gewaltthaten werden sollte. Armes Santa Rosa, sei getröstet! trotz den Sturmwolken, welche deine Gegenwart bedrohen, lacht dir noch eine gar heitere, herrliche Zukunft entgegen. Wenn jemals fremde Ansiedler in deinen Gauen Fuß fassen — und wer möchte bei dem mächtigen Drängen der nordischen Emigration nach Westen daran zweifeln? — wird der Fleiß, die Ausdauer und die geistige Regsamkeit des Nordländers mit Riesenschritten das Versäumte nachholen und dir und sich zu Ruhm und glücklichem Gedeihen verhelfen! —

Vier und zwanzigstes Kapitel.

# Von Santa Rosa
nach
# der westlichen Grenze von Honduras.

Ein Bild meiner Reisegesellschaft. — Halt an dem Ufer des Legito. — Ein unheimlicher Ritt. — Guardiola ist doch im Anzuge. — Cucuyagua. — Menschen und Thiere fliehen vor dem Feinde. — Der Padre wird ängstlich und sein Freund, der Krämer, verliert die Courage. — Der Unterschied zwischen einem Nordamerikaner und einem Deutschen. — Begegnung mit einem Spion. — Todesschauer und Naturgenuß. — Die Sereschaner von Honduras. — Zusammentreffen mit Guardiola. — Der Padre wird aus Angst ein gemeiner Denunciant. — Colquin. — Der Indianerheld Lempira. — Eine traurige Wahrheit. — Der Pfarrer erhält unterwegs durch einen Boten Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters. — Ein „besorgter" Sohn der Tropen. — Untergang der Stadt San Salvador durch ein Erdbeben. — Vortheile der Civilisation. — Die Lust nach Abenteuern wird gestillt. — Cololaca. — Der Padre bezahlt seine Zeche mit einer heiligen Messe. — Alosingo, die letzte Ansiedlung in Honduras. — Die Grenze. — Fromme Wünsche.

---

Die Angst des flüchtigen Padre, dem Volksunwillen zum Opfer zu fallen, war so groß, das er trotz seines Aberglaubens gleichwohl kein Bedenken trug, seine Reise an einem Freitag anzutreten. Als Europäer gewohnt, einem reisenden Dorfcaplan sich mit hohen Stiefeln, einem langen blautuchenen Oberrock, einem breitkrämpigen Hut und dem unvermeidlichen rothkattunen Regenschirme vorzustellen, kam mir mein geistlicher Gefährte im bunten Reisecostüm mit zwei Pistolen

bewaffnet, einen großen Knüttel in der Hand und von Indianern mit Pfeilen und Wurfgeschossen gefolgt, allerdings höchst seltsam vor. In seiner ganzen Erscheinung lag weder etwas Geistliches noch Geistiges; das einzige Seelsorgende in seinem Aussehen war die sichtbare Sorge für seine eigene Seele. Mein zweiter Reisebegleiter, der truchero, schien zwar weniger feige als der Padre, aber nicht weniger unwissend und ungesellig. Wir ritten stundenlang fort, ohne eine Silbe zu reden. Zuerst die beiden Indianer als Avantgarde mit ihrem Wurfgeschosse, hierauf der Padre, dann ein großer Hund, dann der Krämer und endlich der Reisende von der „Donau" mit einigen Dienern und Packthieren. Da ich während des Rittes zuweilen Aufzeichnungen und Beobachtungen zu machen wünschte, so blieb ich gerne zurück, um solche desto ungestörter vornehmen zu können. Die kleine Caravane bewegte sich auf den steilen, steinigen Waldpfaden so langsam vorwärts, daß es selbst nach einer längeren Verzögerung nicht schwer wurde, dieselbe wieder einzuholen.

An den Ufern des Rio Legito (nach Squier Higuito) hielten wir eine kurze Rast. Der Padre führte ein Maulthier bloß zum Transport von Lebensmitteln mit sich. So oft wir Halt machten, ließ er abpacken und eine Anzahl Säckchen öffnen, in denen vortrefflich bereitete Speisen aufbewahrt waren. Auch Süßigkeiten und Confecte hatte der vorsorgliche Padre nicht vergessen mitzunehmen. In einem Moment, wo in den meisten Theilen des Landes großer Mangel herrschte und viele Bewohner sich nur von Wurzeln und Waldfrüchten ernährten, mußte der Umgebung des Padre ein solcher Speisereichthum wahrhaft lucullisch vorkommen. Nachdem wir ziemlich bedeutende Gebirgsrücken überstiegen hatten, gelangten wir in den Nachmittagsstunden nach der sogenannten Savana grande oder Ebene von Cucuyagua, eine ausgedehnte fruchtbare Grasfläche, im Nordosten von einer imposanten Bergkette mit den herrlichsten Conturen eingesäumt, aus welcher der in großer Entfernung sichtbare Vulcan-

kegel von Cucuyagua gleich einem riesigen Wegweiser herausragte. Auf der ganzen weiten Ebene begegnet man nur wenigen, höchst armseligen Ansiedlungen, deren Bewohner in sehr üblem Rufe stehen. Die meisten dieser Hütten sollen nur liederlichem Gesindel und Dieben zu Schlupfwinkeln dienen, und es sind schon zu wiederholten Malen einzelne dieser Räuberasyle auf Befehl der Regierung völlig niedergebrannt worden. In der Nähe des Dorfes Cucuyagua erfuhren wir von einigen flüchtigen Dorfbewohnern, daß sich ein Offizier Guardiola's bereits im Orte befinde und dessen wilde Schaar jeden Augenblick daselbst erwartet werde. Der Alcalde von Cucuyagua, hieß es weiter, habe schon die Schlüssel des Cabildos übergeben und alle Autoritäten des Dorfes seien entflohen. Der Padre wurde bei dieser Nachricht bleich und verzagt; er ängstigte sich vorwärts zu reiten und wollte doch auch nicht umkehren. Da gab es allerdings kein anderes Mittel mehr als stehen zu bleiben. Unter den grünen Schattenarmen eines riesigen Ceibabaumes fand nun eine lange Berathung statt. Auch die Diener wurden consultirt, ob man nicht vielleicht durch Umwege oder die Benützung minder betretener Pfade die unliebsame Begegnung mit der gefürchteten Horde vermeiden könnte. Den muthlosen Naturen schien es jedoch nicht weniger bedenklich, sich in Waldlabyrinthe zu verlieren, als der Gefahr direct entgegenzugehen. Man beschloß endlich, den Ritt nach Cucuyagua fortzusetzen und dort das Weitere abzuwarten. Als wir im Dorfe anlangten, fanden wir es öde und verlassen. Die Bewohner waren entweder fortgezogen oder hatten sich in ihren Hütten mit Weib und Kind eingeschlossen. Auch der feindliche Offizier, welcher wahrscheinlich die Ordre hatte, Quartier zu machen und Lebensmittel zu requiriren, war wieder abgezogen. Ueberall im Dorfe herrschte Todesstille. Nicht einmal Hausthiere sah man in den einsamen Straßen. Gleichwie sie instinktmäßig den nahen Zorn der Elemente wittern, so schienen sie auch die Wuth der heranstürmenden Horde zu ahnen und hatten sich furchtsam und scheu

wie vor einem Ungewitter oder einem Erdbeben in die verborgensten Schlupfwinkel zurückgezogen. Wir ritten weiter. Seitdem Gefahr vorhanden war, hatte sich die Reihenfolge in unserem Zuge völlig verändert. Der Padre, früher der erste, ritt jetzt der letzte und ließ die beiden indianischen Begleiter mit den Wurfgeschossen nicht von seiner Seite. Der Krämer hingegen hielt sich dicht neben mir, weil er meinte, einem Nordamerikaner oder Engländer (das Volk von Honduras hält nämlich alle Fremden ohne Unterschied für Nordamerikaner oder Engländer) und seinem Gefolge würde eine feindliche Truppe aus Furcht vor Repressalien nichts zu Leide thun. Man war sich bewußt, daß die Regierungen von Washington und St. James den Willen und die Macht besaßen, eine ganze Nation für eine dem ärmsten ihrer Angehörigen zugefügte Unbill zur Verantwortung zu ziehen, und fürchtete ihre Rache und ihre Züchtigung. Für die armen Deutschen aber war es ein Glück, daß auch sie für „Americanos“ oder „Ingleses“ gehalten wurden und so mit gleicher Sicherheit das Land bereisen und bewohnen mochten. Als Deutsche wären sie wahrscheinlich bei einem feindlichen Anlasse die ersten gewesen, die man beraubt und erschlagen hätte, da man nicht leicht Repressalien zu befürchten brauchte. Wer sollte sich auch im weiten germanischen Reich um einen armen todtgeschlagenen deutschen Auswanderer in den Einöden von Honduras kümmern, da man sich nicht einmal seiner annimmt, so lange er noch lebendig ist! Warum hieß der Kerl nicht Pacifico und war ein schlauer, portugiesischer Jude unter englischem Schutze, dann hätte ihm sicher kein Haar ungeahndet gekrümmt werden dürfen! So aber war es eben nur ein armer, deutscher Emigrant! — —

Außerhalb dem Dorfe begegneten wir einem Arbeiter mit einem langen, blanken Messer, der sich dem Padre nach einem kurzen Gesinnungsaustausch als einen Spion der feindlichen Horde zu erkennen gab und berichtete, daß Guardiola mit seinen Soldaten ihm auf dem Fuße folge. Worüber sich der Padre Gewißheit zu

verschaffen wünschte, war hauptsächlich die Thatsache, daß es wirklich der gefürchtete General mit regulären Truppen aus Guatemala und nicht blos eine räuberische Bande war, welche unter dieser schauerlichen Firma die Savana grande durchstreifte und Volk und Land zu brandschatzen suchte. Aus den Aussagen des Spions ging allerdings ziemlich sicher hervor, daß es Guardiola mit Soldaten aus dem Nachbarstaate war, welcher sich im Anzuge befand. Allein die Antecedentien des Anführers der Guatemalteken waren derart, daß eine solche Versicherung den Ernst unserer Lage keineswegs verminderte. Ich glaube, ich hätte mich ebenso gerne in der Nähe von Räubern befunden, denn:

„Auch der Räuber selbst hat Stunden u. s. w.“

Guardiola hingegen schien ähnliche gefühlvolle Stunden, wie sie Grillparzer seinen Jaromir schildern läßt, durchaus nicht zu haben.

Der Padre gehörte seinem Benehmen nach offenbar zu jener Partei, welche von Guardiola eher Schutz als Feindseligkeiten zu erwarten hatte. Und doch war auch er der Aufnahme nicht ganz gewiß. — Bald nach der Unterredung mit dem Spion kamen zwei unserer vorausgeeilten Diener zurückgelaufen um zu berichten, daß in einiger Entfernung ein Haufen Fußvolks sichtbar sei, der sich aus dem Thal in großer Hast auf uns zubewege. Der Padre wurde neuerdings bleich, und diesmal wurde es auch der Krämer. Mit dem Steigen der Gefahr sank ihr Muth. Einen Augenblick lang schien der ängstliche Geistliche durch die Kunde getröstet, daß die sich nähernde Truppe reguläres Militär und nicht eine zügellose Räuberbande sei; allein wer bürgte dafür, daß die Mittheilung eines Spions irrig und nur in der Absicht gemacht worden war, um uns desto sicherer in die Falle zu locken, und sich unserer Habseligkeiten und unserer Proviantvorräthe um so leichter bemächtigen zu können. Gleich der üblen Gewohnheit des Gähnens ist auch die Angst ansteckend. Die Muthlosigkeit des Padre und des Krämers wirkte höchst nachtheilig auf die Diener unserer Begleitung. In

der Physiognomie jedes Einzelnen war eine gewisse fieberhafte Spannung sichtbar, die bald so sehr überhand nahm, daß meine sämmtliche Begleitung völlig unempfindlich blieb für die grünen Herrlichkeiten, welche sich soeben vor unsern Augen entfalteten. Auch ich fühlte zwar den Ernst und die Unheimlichkeit unserer Lage; allein, wenn ich schon vielleicht im nächsten Augenblicke durch einen feindlichen Zusammenstoß mein Leben einbüßen sollte, so wollte ich doch wenigstens die letzten Momente nicht in vager Sorge und Bangigkeit, sondern im ungeschmälerten Genusse einer der zaubervollsten Naturlandschaften Central-Amerikas zubringen. Mich vertiefend in die reizenden Einzelnheiten dieses imposanten Vegetationsgemäldes, hatte ich bald die drohende Gefahr vergessen, die mich umgab, und während der Padre und der Krämer nur mit Grauen und Beben weiterritten, empfand ich alle Seligkeiten eines empfänglichen Gemüthes beim Anblicke von so entzückenden Naturschönheiten. — Plötzlich kamen aus einer Biegung ungefähr ein Dutzend Mestizen mit scharlachfarbigen Blousen und hochrothen Mützen in schweigsam ernstem Schritte uns entgegen, welche mich unwillkürlich an jene Jellachich'schen Rothmäntel gemahnten, welche im Schlußact des Wiener Revolutions-Drama's eine so furchtbare Rolle gespielt haben. Diese kleine Schaar bildete die Avantgarde des Gros der feindlichen Krieger. Sie war weniger zerlumpt uud schmutzig gekleidet als irgend ein Truppenkörper, den ich noch in Central-Amerika gesehen hatte, sah aber noch immer erbärmlich genug aus. Wir zogen stumm an einander vorüber, obwohl sich unsere Blicke mehr als einmal begegneten. Bald darauf kam das Heer selbst, mit Guardiola an der Spitze. Als wir uns näherten, hielt der General sein Pferd an, reichte dem zitternden Padre, der sich ihm zu erkennen gab, die Hand, fragte, woher wir kämen und wohin wir gingen und war besonders eifrig bemüht, Erkundigungen über den Stand der Dinge in Honduras einzuziehen. Guardiola war in einen buntgestreiften Kattun-Schlafrock gekleidet, trug einen großen Cavallerie-

säbel um die Mitte, einen schwarzen Calabreser auf dem Kopf und ritt ein kleines, unansehnliches aber kräftiges Pferd, das für die Strapazen eines solchen mühevollen Feldzuges gar wohl geeignet schien. Der General sah angegriffen und verdrossen aus; um seine Lippen spielte ein böser Zug verhaltenen Grolls; als sich aber der Padre in seiner maßlosen Angst zu den ausführlichsten Denunciationen über die Trostlosigkeit der Zustände im Lande und die Schwäche der Regierung des Präsidenten von Cabañas hinreißen ließ, konnte Guardiola ein kurzes, schadenfrohes Lächeln nicht unterdrücken. Angefeuert durch die Mittheilungen des Padre und jeden Augenblick seines Lebens für verloren haltend, in dem er keinen Racheact beging, ritt er in wilder Hast mit dem Ausruf weiter: „Es necesario que acabamos con este picaro *)“. Die ganze Heeresmacht Guardiola's bestand ungefähr aus 300 Mann Infanterie; junge, frische, braune Barfüßer in größtentheils rothen Hemden und leinenen Hosen, welche weit besser für den Pflug als für das Gewehr getaugt hätten. Sie führten weder Proviantwagen noch sonst viel Gepäck mit sich. Zu ihrem Unterhalte stahlen sie unterwegs Rinder auf den Weideplätzen, oder holten sich ihren Proviant aus den verschlossenen Vorrathskammern der geflüchteten Dorfbewohner, und nährten sich so bloß von Raub und Plünderung. Bei dem herrschenden Mangel an Lebensmitteln fanden sie freilich nur selten eine reiche Beute und mußten oft wochenlang ausschließlich vom Fleische der gestohlenen und geschlachteten Thiere leben. Der Nothstand und die Trostlosigkeit der Verhältnisse, welche einerseits den Sturz der Regierung zu erleichtern schienen, erschwerten von der andern Seite wesentlich das Vorrücken des Feindes und machten den Erfolg äußerst zweifelhaft. Selbst die Erreichung der edelsten und uneigennützigsten Zwecke scheitert in diesen Ländern oft an der Wucht der zu überwindenden Mühsale und Entbehrungen. Mit wie viel mehr

*) „Es ist nöthig, daß wir mit diesen Schurken einmal ein Ende machen.“

Schwierigkeiten muß also ein Unternehmen zu kämpfen haben, wo das Ziel ein so rohes und egoistisches ist, wo ein Haufe Söldner ohne Neigung und Bewußtsein, sondern halb gezwungen, halb aus Interesse sich nur so lange maschinenähnlich auf Befehl eines gefürchteten Zuchtmeisters fortbewegen, als nicht die Noth noch gewaltiger wirkt wie der Zwang und sie nicht in peinlichem Hunger und in der Verweigerung des Soldes Anlaß genug zur Empörung und wilden Flucht zu finden glauben. Auch diesmal stellten die unglücklichen Zustände des Landes dem Vordringen des Feindes mächtige Hindernisse entgegen. Trotzdem daß Guardiola fast nirgends auf bewaffneten Widerstand stieß, mußte er gleichwohl mit seiner Horde im traurigsten Zustande wieder umkehren, ohne Comayagua erreicht, ohne Cabañas entsetzt, ja, ohne der Regierung von Honduras auch nur irgend einen erheblichen Schlag beigefügt zu haben. Unter allen Staaten Central-Amerikas dürfte Honduras von einer feindlichen Truppe am schwersten zu erobern sein. Die schlechte Beschaffenheit seiner Verkehrswege, die Undurchdringlichkeit seiner Wälder, der häufige Mangel an Lebensmitteln ersetzen die Stärke, den Muth und die Tapferkeit einer gewaltigen Armee. Im Verhältniß, als der Feind durch Verluste sich vermindert und durch Krankheiten sich aufreibt, nehmen diese natürlichen Hindernisse noch zu. Wenn die Regierung von Honduras allmählig unterliegt, so wird dies in Folge der inneren Verkümmerung des Landes geschehen, keineswegs aber durch die Siege ihrer unversöhnlichen Gegner. —

Nach einem Tagemarsche von mehr als 14 Stunden erreichten wir endlich einen einsamen Pachthof, in dem wir die Nacht zuzubringen beschlossen. Der Besitzer desselben bot uns mit vieler Bereitwilligkeit den Corridor vor seiner Holzhütte zur freien Benützung an, vermochte aber nicht, uns auch nur die einfachste Nahrung zu reichen. Der Padre besaß freilich noch manchen guten Bissen, allein davon wollte er meinem weltlichen Magen nichts ablassen,

und die Diener waren an derbere, ausgiebigere Nahrung gewöhnt. Ich führte zwar noch eine hinreichende Quantität Kaffee, Zucker und Reis mit mir, aber von Fleisch und Brot hatte ich nicht mehr den kleinsten Vorrath. Endlich brachte einer meiner Diener aus einem benachbarten Gehöfte ein Huhn, wofür man ihm 1 Piaster ($2^1/_2$ Gulden rh.) abverlangt hatte. Zum Mangel an Nahrungsmitteln gesellte sich jetzt gleichfalls der Mangel an Wasser. Die Cisternen waren bereits ausgetrocknet, und auf den Grasflächen, welche wir durchzogen, begegneten wir nur selten einem Bach oder einer Quelle. Auch unsere armen Lastthiere mußten vielfach Noth leiden, da der Mangel an Futter eben jetzt am Ausgange der trockenen Jahreszeit beispiellos groß war.

Am nächsten Morgen passirten wir Colquin, jetzt ein armseliges, verfallenes Indianerdorf, einst der Schauplatz der Thaten Lempira's, eines der bedeutendsten Helden der indianischen Geschichte. Während der größere Theil von Honduras von den Spaniern binnen sechs Wochen erobert und in Besitz genommen wurde, bedurfte es eben so vieler Jahre, um die Indianer der Provinz Corquin der spanischen Krone dauernd unterwürfig zu machen. Kaum waren die Spanier ins Land gedrungen und hatten versucht, sich daselbst niederzulassen, als Lempira alle Herren und alles streitbare Volk der Provinz (nach dem Geschichtsschreiber Herrera ungefähr 30,000 Mann) zusammenrief und sie beschwor, ihre Freiheit wieder zu erkämpfen, indem er es für eine Schmach erklärte, daß so viele und so tapfere Männer auf ihrem eigenen Boden die erniedrigende Knechtschaft von einem so kleinen Häuflein Fremder ertragen sollten! Er bot ihnen an, ihr Führer sein und in allen Gefahren sich an ihre Spitze stellen zu wollen. Sein Beispiel begeisterte und fand Nachahmer. Noch einmal (1537) loderte unter den Eingeborenen die Flamme des Nationalstolzes und des Freiheitsgefühls auf, um leider bald wieder für immer zu erlöschen. In den vielen Schlachten welche Lempira dem Feinde lieferte niemals verwundet noch von

einem Pfeil getroffen, hielten die abergläubischen Indianer ihren Führer für bezaubert und fügten zu ihrem Gefühle der Neigung für ihn noch das der Furcht und der Verehrung. Lempira genoß einen so großen Ruf der Tapferkeit, daß man von ihm behauptete, er habe in einem einzigen Treffen 120 spanische Soldaten mit eigener Hand getödtet. Unbezwingbar durch die gewöhnlichen Kriegskünste, versuchte der schlaue spanische Hauptmann Caceres sich den gefährlichen Gegner durch gemeine List vom Halse zu schaffen. Unter dem Vorwande, neue Unterhandlungen anknüpfen zu wollen, sollte sich ein spanischer Söldner dem Helden Lempira auf Schußweite nähern und demselben scheinbar ein neues Freundschaftsbündniß antragen. Lempira, die Gefahr nicht ahnend, die ihm drohte, erwiderte dem Abgeordneten mit kühner Entschlossenheit: „daß Waffenthaten wahre Krieger weder ermüden noch entmuthigen dürfen, und daß der Stärkere am Ende den Sieg davon tragen werde!" In diesem Augenblicke schoß ein feindlicher Soldat einen Pfeil auf ihn ab und der unbesiegbare Held sank gemeuchelt zu Boden. — Nach den Schilderungen, die wir von ihm besitzen, war Lempira von mittlerer Größe, breitschultrig und grobknochig, muthig und tapfer, und, wie Herrera meint, auch klug, „weil er blos zwei Weiber hatte." Als ihn der Mordstahl des Feindes traf, war er kaum vierzig Jahre alt. Sein Tod wurde das Signal der völligen Unterwerfung. Die Masse kämpfte längst nur mehr aus Furcht, nicht aus Unabhängigkeitsdrang. Mit dem letzten Herzschlage Lempira's hörte auch jeder Impuls zur Fortsetzung des Kampfes auf, ja die den Vorfall begleitenden Umstände lassen fast die traurige Vermuthung auftauchen, daß Lempira als ein Opfer des Verraths der Seinen gefallen sei. Der indianische Führer schien wie mancher moderne Freiheitsheld von dem großen Irrthume befangen, daß der gewaltige Drang nach Unabhängigkeit in seiner Brust der Ausdruck eines Gefühls ist, welches sein ganzes Volk beseelt. Der große Haufen aber wird immer lieber ge-

horchen als selbstständig handeln, weil das erstere bequemer ist. Nach dem Tode Lempira's sandte der spanische Hauptmann Caceres den verschiedenen Gebietsherren der Provinz Colquin Geschenke, bestehend in gestickten Oberhemden, Geflechten, mexicanischen Tüchern, Hähnen und 4 Lanzen mit dem Bedeuten, daß, wenn sie sich nicht unterwürfen, ihr Ende ein gleiches sein würde wie das ihres Führers. Die Indianer erwiderten die Geschenke, indem sie dem spanischen Befehlshaber gleichfalls Hähne schickten und ihm ihre Unterwerfung anzeigten. „Sie wollten," sagten sie, „dem König von Castilien sich ergeben, den sie in ihrer Sprache Alcapuca (mächtiger Christ) nannten und der, weil ihm so viele tapfere Menschen dienten, gewiß ein großer Fürst sein müsse." — Die Bewohner des heutigen Colquin haben nur mehr eine dunkle Vorstellung von dem heldenmüthigen Auftreten Lempira's und bewundern in ihm ähnlich wie die Indianer Mexicos in Montezuma, mehr eine überirdische Erscheinung als einen gewöhnlichen Menschen. In ihrer Versunkenheit wagen sie kaum zu glauben, daß Einer aus ihrem Stamm vom selben Fleisch und Blut jemals so ruhmvolle Thaten verübt haben könne wie der unbezwingbare Lempira. Aber nicht bloß die verkommenen Indianervölker, auch die weiße Race hat es zu allen Zeiten geliebt, jede ungewöhnliche menschliche Kraftäußerung einem übernatürlichen Einflusse zuzuschreiben und statt sich durch die gottähnlichen Thaten eines ihrer Individuen selbst gehoben zu fühlen, in der Regel vorgezogen, sich vor ihrem Ebenbilde wie vor einem höheren Wesen im Staube zu beugen.

Auf dem Wege von Colquin nach Sensenti, einer unbedeutenden Indianer-Ansiedlung, stießen wir auf einen Boten, welcher aus San Salvador kam und dem Padre, den man noch in St. Rosa vermuthete, die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters überbringen sollte. Durch einen Zufall traf der Bote den Sohn bereits unterwegs nach der Heimath. Die Krank-

heit war eine apoplektische und der Bote meinte, der Padre würde seinen Vater schwerlich mehr am Leben finden. Der junge Geistliche befand sich selbst in leidendem Zustande; eine „ärgerliche" Krankheit hatte manche böse Spur zurückgelassen und, da er zugleich äußerst ängstlich und egoistisch dachte, so war seine erste Frage, als er den bevorstehenden Verlust erfuhr, ob ich wohl glaubte, daß es ansteckend sei, sich mit Schwielen am Körper einer Leiche zu nähern. Ich will diesen so bezeichnenden Zug für die Gemüthsverfassung des Pfarrers keineswegs als maßgebend für das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern in Central-Amerika im Allgemeinen hinstellen, obschon ich nicht verhehlen kann, daß ich nirgends eine so große, fast verletzende Gleichgiltigkeit bei ähnlichen Vorkommnissen bemerkt habe, wie unter den Volksclassen dieses doch so romantischen Landes.

Durch denselben Boten, welcher dem Padre die obige Hiobspost brachte, erfuhren wir zugleich die Schauerkunde von der vor wenigen Tagen erfolgten Zerstörung der Stadt Salvador durch ein Erdbeben. Tausende von Menschen, so erzählte der geschwätzige braune Bote, hatten dabei ihr Leben eingebüßt; was sich noch zu retten vermochte, floh nach den Bergen; die Stadt sei völlig verschwunden und an ihrer Stelle ein mächtiger See getreten. Ich war bei diesem Unglück doppelt betheiligt; als Mensch im Allgemeinen und als Freund insbesondere. In San Salvador war es nämlich, wo ich meinem vielgeschätzten Reisecollegen Dr. Wagner in Folge vorhergegangener Verabredung nach monatlanger Trennung wieder zu begegnen hoffte, und da der für unsre Zusammenkunft bestimmte Zeitpunct bereits vorüber war, so hatte ich genügenden Grund zu vermuthen, mein edler Freund habe während der Zerstörung in der verunglückten Stadt geweilt und sei allen den vielfachen eine solche Schauer-Katastrophe in der Regel begleitenden Gefahren ausgesetzt gewesen.

In solchen trostlosen Fällen lernt man die großen Vortheile

der Civilisation erst recht würdigen. In den Vereinigten Staaten hätte ich mir mit Hilfe des Telegraphen binnen wenigen Minuten über die Größe des Unglücks Gewißheit verschaffen und mich mit der Benützung von Eisenbahnen oder Dampfschiffen rasch an den Schauplatz des Ereignisses selbst zu versetzen vermocht. In Central-Amerika hingegen, auf den langsamen Tritt eines Maulthieres als die einzige fortbewegende Kraft angewiesen, mußte ich noch viele lange Tage in qualvoller Sorge verbringen, ehe es mir mit aller Anstrengung möglich wurde, den Brennpunkt der Zerstörung zu erreichen. Noch kurz vorher hatte ich einmal im Gespräche eine Art Bedauern darüber geäußert, daß Wanderungen in der Aequatorial-Zone von so wenigen Abenteuern begleitet sind. Reisen und Leben daselbst kam mir zu zahm, zu monoton vor; ich fürchtete fast, die Tropen wieder verlassen zu müssen, ohne den wunderbaren Eindruck einer eigenthümlichen tropischen Naturerscheinung oder irgend eines wilden Erlebnisses mit mir zu nehmen. Jetzt schien, wie um das Versäumte zehnfach einzuholen, mit Einem Male eine ganze Wucht von Ereignissen über mich hereinzubrechen. Heuschreckenplage, Hungersnoth, Seuchen, Krieg, Diebsbanden, Erdbeben — „Herz was willst du mehr!" — Ich hatte wahrlich auf Einmal übergenug, und würde nicht ungern manche dieser Plagen — namentlich Erdbeben und Seuchen — für eine spätere Zeit aufgehoben haben.

Wir ritten trotz der großen Ermüdung unserer Thiere bis spät Abends, da sich auf der ganzen Strecke nur eine einzige Ansiedlung befand, in welcher man ohne ernste Gefahr zu übernachten vermochte. Unterwegs stießen wir zu verschiedenen Malen auf Menschengruppen, braune Wanderer, welche, mit Guitarre, Violon oder Geige behängt, herumziehenden Musikanten glichen, in der That aber nichts als Raubgesellen waren, die schon manchen einsamen Wanderer in den Himmel gegeigt zu haben schienen. Es war bereits längst die Sonne untergegangen, als wir Cololaca, ein

kleines aber nettes Indianerdorf, erreichten. Der Padre hatte sich kurz vorher in seinen geistlichen Ornat geworfen, was ihm zu vielem Ansehen und unseren Thieren zu reichem Maisfutter verhalf. Es nimmt mich Wunder, daß schlaue Diebsnaturen nicht vorziehen, sich dieser ehrwürdigen Maske zu bedienen, anstatt in der von Musikanten von Ort zu Ort zu ziehen; sie würden mit der erstern weit besser ihre Rechnung finden! — Der Padre zeigte sich für die erwiesenen Ehren keineswegs undankbar, er versprach dem gläubigen Volk am nächsten Morgen vor Tagesanbruch in der kleinen Dorfkirche eine Messe zu lesen und den Segen zu spenden. Pfeilschnell verbreitete sich diese Nachricht durch das Dorf. Die armen Bewohner befanden sich bereits seit mehreren Jahren ohne geistlichen Hirten. Nur zu den heiligsten Zeiten der katholischen Christenheit kommt ein Seelsorger aus einer der nächsten Ortschaften zur Verrichtung gewisser kirchlicher Functionen ins Dorf; wer inzwischen stirbt, muß sichs gefallen lassen, auch ohne geistlichen Beistand begraben zu werden.

Schon um vier Uhr früh rief der Ton eines bescheidenen Glöckleins die Bewohner von Cololaca nach der Kirche. Eine halbe Stunde später celebrirte der Padre die Messe. Mit brennendem Kienholz suchten die frommen Indianerweiber ihren Weg zum Gotteshaus. Es war eine kleine, aber andächtige und dankbare Versammlung. Alle unsere Diener und Führer, welche nicht mit Vorbereitungen zur Weiterreise beschäftigt waren, wohnten dem Meßopfer bei. Ich glaube unter den Betenden sogar einen jener Musikanten bemerkt zu haben, welche uns Tags vorher so verdächtig erschienen. Vielleicht daß er aus Langeweile oder Mangel an Beschäftigung plötzlich ein devoter Christ geworden war.

Sobald man Cololaca im Rücken hat, nimmt die Landschaft trotz der Großartigkeit ihrer plastischen Formen einen äußerst kahlen, traurigen Charakter an; man reitet stundenlang über sterilen, sandigen Boden, welcher die versengende Hitze der tropischen

Sonnenstrahlen mit verdoppelter Kraft reflectirt. Es war ein ungemein peinlicher Ritt über diese Sandhügel, auf denen auch nicht ein einziger Baum seine grünen Schattenarme über dem Wanderer ausstreckte.

Gegen Ein Uhr Nachmittags kamen wir an den Fluß Sumpul, welcher die westliche Grenze zwischen Honduras und dem Staate San Salvador bildet. Olosingo, ein kleiner erbärmlicher Weiler ist die letzte Ansiedlung in Honduras. Als wir den ungefähr 60 Fuß breiten Fluß mit unseren Thieren durchwatet hatten, befanden wir uns in dem kleinsten, aber dichtbevölkertsten Staate Central-Amerikas. Kein Grenzstein, keine Zollschranke, kein Paßvisitator und kein Mauthhaus kündigen dem Wanderer an, daß er sich auf einem fremden Territorium befindet.

Wir scheiden hier von Honduras nicht ohne lebhafte Erinnerung an manchen gewonnenen Freund, nicht ohne die Gefühle des innigsten Dankes für die genossene Gastfreundschaft, nicht ohne die regste Theilnahme an dem künftigen Geschicke dieses herrlichen Landes. Die jüngsten Ereignisse in Nicaragua bereiten einen völligen Umsturz der Dinge in Central-Amerika vor. Wenn diese Blätter die Presse verlassen, hat der Präsident der Vereinigten Staaten den Gesandten Nicaraguas wahrscheinlich schon in feierlicher Audienz empfangen und dadurch die Regierung des amerikanischen Abenteurers Walker officiell anerkannt. Dies ist der erste Schritt um dem schwergeprüften Lande Ruhe und Ordnung wiederzugeben und seine zahlreichen Naturschätze allen Völkern der Erde zugänglich zu machen. Die Annexation von Nicaragua und Honduras wird muthmaßlich der zweite Schritt sein. Die englischen und französischen Staatsmänner werden sich vergeblich dagegen sträuben. Einem fait accompli gegenüber steht selbst der klügste Diplomat verdutzt!

# San Salvador.

## Fünf und zwanzigstes Kapitel.

# San Salvador.

---

Physisch-geographischer Blick über das Land. — Grenzen. — Flächenraum. — Vulcane. — Flüsse. — Seen. — Die Hafenorte La Union, Acajutla und La Concordia. — Historische Notizen. — Die politischen Zustände des Landes seit der Lostrennung von Spanien. — Der Klerus. — Der Zehent und die „Ofrenda religiosa." — Erziehungswesen. — Stehendes Heer. — Humanitätsanstalten. — Bevölkerung. — Indigobau. — Sonstige Culturpflanzen. — Der Balsamholzbaum. — Die Silberminen von Tabanco. — Handelsverkehr in den verschiedenen Seehäfen.

---

San Salvador ist der kleinste, am dichtesten bevölkerte und zugleich der cultivirteste der fünf Freistaaten Central-Amerikas. Seine klimatischen Verhältnisse sowohl wie die häufigen convulsivischen Zuckungen seines Bodens würden jedoch San Salvador auch bei einer geringeren Bevölkerungszahl zum Ansiedlungspunct für nordische Auswanderer nur wenig empfehlen. San Salvador (indianisch Cuscatlán oder Land der Schätze), liegt zwischen dem 13° und 14° 10′ nördlicher Breite und dem 87° und 90° westlicher Länge und umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 1060 Quadratleguas oder 9600 Quadratmeilen. Es grenzt im Nordwesten an Guatemala, von dem es der Rio Paza scheidet, im Norden und Osten an Honduras, wo die Flüsse Sumpul und Lempa die natürliche Grenze bilden und endlich gegen Südwesten an den pacifischen Ocean, an dem es eine Küstenentwicklung von ungefähr 160 englischen Meilen besitzt. Zwischen den Bergen der

Küste und dem großen Systeme der Cordilleren dehnt sich ein herrliches Thal von ungefähr 100 Meilen Länge und 20—30 Meilen Breite aus, das, vom Rio Lempa durchströmt, einen der reichsten und fruchtbarsten Landstriche Central-Amerikas bildet. Während die Durchschnittshöhe des Plateaus von San Salvador kaum mehr als 2000 Fuß beträgt, erscheinen dem Kamm desselben zahlreiche isolirte Vulcankegel aufgesetzt, die eine weit beträchtlichere Höhe haben. Die bedeutendsten derselben sind: der Conchagua, San Miguel, Chinemeca, San Vincente, San Salvador, Isalco, Santa Ana und Apaneca-Vulcan. Außerdem giebt es noch viele erloschene Krater, Schlammvulcane und heiße schwefelige Quellen, welche der Volksmund „Hornillos" oder auch „Infernillos" nennt.

Die ansehnlichsten Flüsse des Landes sind der Lempa, Sumpul, Torola, San Miguel und Pazafluß. Der Rio Lempa, einer der größten Flüsse Central-Amerikas, entspringt im Norden des Staates und fließt erst in südöstlicher, dann in südlicher Richtung nach dem stillen Ocean. Sein Lauf beträgt über 150 englische Meilen in der Länge, von welchen mindestens zwei Drittheile ohne große Schwierigkeiten selbst für Dampfer schiffbar gemacht werden könnten. Ich passirte diesen Fluß im April 1854 auf meiner Reise von Honduras nach der Stadt San Salvador in der Nähe der Stadt Suchitoto ziemlich an derselben Stelle, wo ihn neun Monate früher Herr Squier überschritten hatte. Dieser Reisende sah den Fluß in der Mitte der Regenzeit, also in vollster Kraft, wo die kleinste Bergquelle dem mächtigen Strom ihren Tribut bezahlte und ihm zu großer Gewalt verhalf. Ich hingegen kam durch diese Gegend zu Ende der trockenen Jahreszeit, wo fünf Monate lang fast gar kein meteorischer Niederschlag stattgefunden hatte und die meisten Zuflüsse bereits versiegt waren. Gleichwohl erschien der Rio Lempa als ein ansehnlicher Fluß, der noch immer 200 bis

250 Fuß Breite und 2 bis 3 Fuß Tiefe hatte *). Ich trage keinen Augenblick Bedenken, zu behaupten, daß derselbe mit Dampfschiffen ähnlich den Flachbooten des Mississippi den größten Theil des Jahres hindurch für beträchtliche Strecken befahren werden könnte. Bekanntlich haben die Dampfer der westlichen Gewässer der Union einen sehr geringen Tiefgang; ich erinnere mich auf einem dieser Dampfschiffe bei sehr niederem Wasserstand den Alabamafluß hinabgefahren zu sein, welches nur 13 Zoll Wasser zog und gleichwohl mit mehreren 100 Passagieren und 1500 Baumwollenballen beladen war. In ähnlicher Weise könnte nun auch der Rio Lempa mit Dampfkraft beschifft und dem Lande dadurch eine neue Verbindungsstraße eröffnet werden. — Der Rio Sumpul, ein Tributär des Lempa, entspringt ebenfalls an der Grenze von Guatemala, in der Provinz Esquipulas, und fließt nahe an 90 Meilen in gleicher Richtung mit dem Rio Lempa, ehe er sich mit den Gewässern des letzteren vereinigt. Außer den genannten Flüssen besitzt San Salvador noch zwei Süßwasserseen von einiger Bedeutung, nämlich den Guijasee im nordwestlichen Theil, und den Cojutepeque- oder Ilopangosee ziemlich im Centrum des Staates. Ich habe diese beiden Seen nicht selbst besucht. Nach den Angaben von Eingeborenen ist der Guajasee 15 Meilen lang und 6 Meilen breit und äußerst fischreich. Der Ilopangosee hat ungefähr 12 Meilen Länge und an der weitesten Stelle 5 Meilen Breite und ist, gleich dem Massayasee in Nicaragua, vulcanischen Ursprungs.

Die bedeutendsten Hafenstädte von San Salvador sind La Union in der Fonseca-Bai und La Libertad und Acajutla am stillen Ocean, welche beide letzteren jedoch nur als Rheden betrachtet

*) Auch Juarros betrachtet den Rio Lempa als einen der bedeutendsten Flüsse Central-Amerikas und schätzt dessen Breite auf ungefähr 400 Fuß (cuando va mas bajo no le faltan 70 toezas de ancho). Compendio de la Historia de la Ciudad de Guatemala. Tom. I. p. 24.

werden können. Ein vierter Port, La Concordia ist seit August 1853 zwischen La Union und La Libertad eröffnet worden, in der Absicht, einen der wichtigsten Handelsorte des Staates, San Vincente durch eine zehn englische Meilen lange Fahrstraße mit der Westküste in directe Verbindung zu setzen.

Cuscatlán wurde im Jahre 1525 durch Pedro Alvarado für die spanische Krone erobert. Einige Jahre später, im März 1528 kam eine Anzahl angesehener Spanier aus dem benachbarten Guatemala nach Cuscatlán, um daselbst auf Befehl Georg Alvarados, des Bruders des Adelantaden, eine Stadt zu gründen, die sie, zur Erinnerung an den entscheidenden Sieg über die Eingeborenen am 6. August 1526, dem Tage, an welchem die katholische Kirche die Verklärung des Erlösers feiert, „Salvador" nannten.

Um das Jahr 1539 wurde die kaum gegründete Stadt sechs Leguas südlicher nach demselben Punkte verlegt, wo sie bis zum Erdbeben vom Jahre 1854 stand. Lange Zeit hindurch geschah in derselben alle Jahre am 6. August ein feierlicher Umzug, bei welchem das spanische Banner und der Degen Pedro Alvarado's durch alle Straßen der Ansiedlung getragen wurde. Wegen der Regengüsse, die zu jener Zeit gerade aufs Heftigste auftreten, verlegte man später dieses Fest auf Weihnachten, wo die bereits herrschende trockene Saison die ungehinderte Bewegung im Freien gestattet. Alvarado's Degen aber gelangte seither in den Besitz der Municipalität von Guatemala, wo ich ihn noch im Herbste 1854 in einem rothsammetnen Futteral aufbewahrt gefunden habe.

Während der spanischen Herrschaft war San Salvador in zwei Provinzen und vier Partidos eingetheilt, welche unter dem Generalcapitän von Guatemala standen und von einem Intendanten regiert wurden. Seit der Lostrennung von Spanien bildet der nämliche Complex einen unabhängigen Staat. In keinem Theile von Central-Amerika war der Wunsch nach einer Vereinigung zu einer einzigen Föderativrepublik so vorherrschend, wie in

San Salvador. Von hier ging die Hauptbewegung zu Gunsten der Föderation aus; hier herrschten, vom Beginne der Revolution an, die lebhaftesten Sympathien für den Norden. Im December 1822, als jede Aussicht auf eine Vereinigung der fünf Provinzen zu Einem Föderativstaate verschwunden schien, und der imperialistisch gesinnte General Fisiola mit 2000 Mann mexicanischer Truppen den liberalen Staat mit einem feindlichen Einfalle bedrohte, beschloß der provisorische Congreß sich durch eine Annexation den Vereinigten Staaten völlig in die Arme zu werfen. Später, während der politischen Wirksamkeit Morazan's, wies man, nach dem Vorbilde der Vereinigten Staaten, der Bundesregierung einen besonderen neutralen District an, und wählte die Stadt San Salvador zum Sitz derselben. Dieses Verfahren erregte aber bald den Neid der andern großen Städte, welche gegründeteres Anrecht auf diese Wahl zu haben glaubten, und namentlich Guatemala, die alte Hauptstadt des spanischen Vicekönigreichs zeigte sich dadurch tief verletzt. Indeß war es weniger der beleidigte Stolz, als die Furcht, daß die materiellen Interessen des Landes durch die Erhebung San Salvadors zum Sitz der Föderativ-Regierung einen erheblichen Schaden leiden möchten, was die feindliche Stimmung der Guatemalteken hervorrief. Seit dem Jahre 1839, wo mit dem Aufhören der gesetzlichen Präsidentschaft Morazan's zugleich auch die letzten Hoffnungen an die Möglichkeit einer Föderativ-Republik schwanden, bildet San Salvador eine selbstständige Republik, deren Verfassung und sonstige politische Institutionen mit dem herrschenden Regierungssysteme in Honduras große Aehnlichkeit haben. Es ist von allen fünf Staaten Central-Amerikas der am freisinnigsten regierte, und erfreut sich nächst Costa Rica am meisten der Ruhe und geordneter Zustände. Dueñas, der frühere Präsident sowohl als José Maria San Martin, der gegenwärtige, welcher das Staatsruder in einer schwer bedrängten Zeit mit großer Gewandtheit führte, gehören der demokratischen Partei an und haben

für die geistige wie für die materielle Entwickelung des Landes stets gleiche Sorge getragen. Die Staatseinnahmen bestehen in den Einfuhrzöllen und in dem ausschließlichen Rechte des Verkaufs von Tabak und Branntwein (Aquardiente). Man kann annehmen, daß sich dieselben jährlich auf circa 450,000 Dollars belaufen und die Ausgaben eine ziemlich gleich hohe Summe erreichen. Im Jahre 1852 betrugen die Einnahmen für bezahlte Eingangszölle 205,191 Dollars; für Branntwein 110,592 Dollars; für Tabak 10,290 Dollars. — Die Zahl der während der nämlichen Periode eingeführten fremden Waaren betrug 43,163 Ballen (bultos). Die Ausgaben des Staates beliefen sich in demselben Jahre für das Heer auf 69,000 Dollars, für die Verwaltung auf 160,000 Doll.*). Vom 1. October 1852 bis 30. September 1853 betrugen nach dem mir vorliegenden officiellen „Cuadro demonstrativo“ die Einnahmen für Tabak 11,448 Doll., für Aquardiente 148,084 Doll.

Die innere Staatsschuld erreichte einschließlich einer neuen Emission von „Bonos“ im Jahre 1852 die hohe Ziffer von 399,685 Doll.; davon wurden jedoch in demselben Jahre 185,747 Dollars zurückbezahlt, so daß mit Anfang 1853 nur mehr 213,938 Dollars verblieben. Die an fremde Gläubiger schuldigen Beträge belaufen sich auf ungefähr 300,000 Dollars, welche größtentheils aus der Zeit der Föderation und den, durch die gewaltsam angestrebte Einführung derselben verursachten Bürgerkriegen stammen. Das namenlose Unglück, welches San Salvador durch die furchtbaren Zerstörungen des

*) Mr. Squier giebt die Total-Einnahmen und Ausgaben während fünf Jahren nach officiellen Ausweisen, wie folgt, an:

| | Einnahme. | Ausgabe. |
|---|---|---|
| 1848—49 | 397,405 | 384,227 |
| 49—50 | 353,127 | 342,453 |
| 50—51 | 402,619 | 385,836 |
| 51—52 | 454,113 | 415,207 |
| 53—54 | 600,188 | 579,460 |

Erdbebens im Jahre 1854 getroffen, von dem mein Reisecollege Dr. Wagner dem Leser in einem der folgenden Kapitel als Augenzeuge eine ausführliche Schilderung bietet, hat auch den Staatsschatz tief erschüttert und die Negocirung eines neuen Anlehens nöthig gemacht. Während meiner Anwesenheit in San Salvador hatte der Präsident San Martin die Absicht, zum Aufbau der Stadt und zur Vermehrung und Verbesserung der Verkehrswege nach den Hafenplätzen eine Summe von 500,000 Dollars (100,000 Livres Sterl.) in England aufzunehmen und war eben im Begriffe, zu diesem Zwecke einen Unterhändler nach Europa zu schicken. Ueber den Verlauf dieser Angelegenheit bin ich leider nicht im Stande, Näheres mittheilen zu können. Ohne die jüngste Katastrophe würde San Salvador die blühendste und wohlgeordnetste Republik Central-Amerikas sein.

Der Klerus spielt in San Salvador eine wenig hervorragende Rolle. Durch die Aufhebung des Zehents wurden seine Einkünfte derart geschmälert, daß sich die Regierung zur Aufrechthaltung der Würde der Kirche veranlaßt sah, diesen in einer anderen Form und einer gerechteren Vertheilung unter dem Titel einer „religiösen Gabe" (ofrenda religiosa) wieder einzuführen. Die Errichtung eines eigenen, von Guatemala unabhängigen Bisthums, eines Domcapitels (Cabildo ecclesiastico) und eines geistlichen Seminars machten die Herbeischaffung von Geldmitteln immer dringender und schienen der geeignetste Moment zu sein, um dem Volke die Nothwendigkeit der projectirten Maßregel einleuchtend zu machen. Statt des früher bezahlten Zehents (Diezmo) sollten nun laut Senatsbeschluß vom 12. März 1850 alle Einwohner von San Salvador sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts vom zurückgelegten 18. Jahre angefangen bis zum vollendeten 60. Jahre zum Unterhalte der Kirche folgende jährliche Beisteuer leisten: Die Unbemittelten (proletarios) 1 Real (18 Xr. rh.); die sogenannten Kleinhäusler bis zu 50 Dollars Besitzthum 2 Realen;

von 50 bis 1000 Dollars Werth an Besitz vier Realen; von 1000 bis 3000 Dollars acht Realen; von 3—5000 Dollars drei Dollars; von 5—10,000 Dollars fünf Dollars, endlich von 10,000 Doll. und darüber acht Dollars. Nur arme Kranke, Gefangene sowie Soldaten im effectiven Dienste sollten von diesem geistlichen Tribut zeitweise befreit sein, welcher jedes Jahr im September und October durch Regierungsbeamte (collectores) einzuheben und an die Staatscasse abzuführen bestimmt wurde. Am Schlusse des Decrets wird die geistliche Behörde aufgefordert (encargado), durch ihre Hirtenbriefe sowohl wie durch Vermittlung der Pfarrer die Einwohner zu belehren, daß diese religiöse Gabe keinen andern Zweck hat, als den früheren Zehent zu ersetzen, welchen sie als Christen der Kirche schulden, und daß diese so mäßige und wichtige Gabe um so pünktlicher entrichtet werden müsse, als sonst die eben erst gegründete Kathedrale zum Schaden für die Religion sowie zur Schmach für den Staat nicht fortbestehen könnte *).

Trotz diesen Anfeuerungen und Bemühungen der geistlichen und weltlichen Behörden soll indeß diese oblacion religiosa (was eigentlich nur eine andere Benennung für denselben Gegenstand ist, wie man z. B. im Jahre 1848 eine Zeitlang die Wiener Polizei-Stadt-Hauptmannschaft nannte), von den Eingeborenen nur sehr fahrlässig entrichtet werden. Ein hochgestellter Geistlicher versicherte mich, daß die beste Pfarre des Landes nicht mehr als 1000 Dollars einträgt und daß der Bischof in seinem Einkommen hauptsächlich auf die 2000 Dollars angewiesen ist, welche ihm der Staat bezahlt.

---

*) Se encarga à la autoridad eclesiastica que por sus pastorales y por medio de los párocos haga conocer à los pueblos que esta ofrenda religiosa subroga en alivio suyo los diezmos que debieran como cristianos; y que siendo tan moderada e interesante debe cubrirse punctualemente; porque de lo contrario la creacion de la Iglesia Catedral será efimera y de hecho desaparecerá con detrimento de la religion y oprobio del Estado. — Decreto Nr. 17, Marzo 12 de 1850.

Das Erziehungswesen steht noch auf einer sehr niederen Stufe; indeß zeigt sich allenthalben viel guter Wille, und namentlich die Universität des Landes ist nächst Guatemala die am besten geleitete in Central-Amerika. Dieselbe besitzt 15,000 Dollars Renten und hat 10 Lehrer, unter denen zwei Ausländer (Franzosen). Jede Lehrkanzel ist mit 400 Dollars jährlich dotirt. Die Zahl der besuchenden Schüler belief sich zu Anfang des Jahres 1854 auf 250. Seit der Zerstörung der Stadt wurde die Universität provisorisch nach Cojutepeque verlegt. Die gewöhnlichen Schulen sind ziemlich mangelhaft. Dieselben sind nach dem Lancasterschen System eingerichtet, wo immer die älteren kenntnißreicheren Schüler die jüngeren lehren. In den meisten Schulen wird bloß im Lesen und Rechnen Unterricht ertheilt; Schreiben ist schon ein Privilegium der bemittelteren Städtebewohner.

Das stehende Heer des Staates zählt bloß 300 Mann Soldaten, sogenannte Veteranos. Indeß kann die Streitmacht des Landes in Zeiten der Gefahr bis zu 5000 Mann Miliz erhöht werden.

Von den Humanitätsanstalten verdienen bloß die Spitäler einige Erwähnung. Es gibt deren im ganzen Staate vier, mit zusammen 150 Betten; die Unterhaltungskosten werden aus Privatfonds bestritten.

Eine genaue Ermittelung der Bevölkerungszahl fällt in San Salvador eben so schwer, als in den übrigen Staaten Central-Amerikas. Es ist noch niemals ein förmlicher Census aufgenommen worden und der Wahrscheinlichkeitscalcul spielt daher bei allen Angaben die Hauptrolle. Daher kommt es auch, daß die Einwohnerzahl von den verschiedenen Schriftstellern, welche bisher über San Salvador schrieben, sehr verschieden angegeben wurde. Nach Juarros, der sein Werk über Guatemala um das Jahr 1805 veröffentlichte, betrug die Bevölkerung von San Salvador (mit Einschluß von Sonsonate, welches damals noch eine eigene

Provinz war) zu jener Zeit 161,954 Seelen *). Oberst Galindo, ein geborner Irländer, schätzt im Jahre 1836 in einem allgemeinen Berichte über Central-Amerika an die geographische Gesellschaft in London die Einwohnerzahl von San Salvador auf 400,000 Seelen. Heute, fast 20 Jahre später, wird dieselbe von Herrn Squier in seinem neuesten Werke, allerdings auf Grundlage bestimmterer Daten, zu 394,000 oder 41 Seelen per Quadratmeile angegeben **). Nach der Production und dem Verkehr des Landes zu urtheilen, scheint indeß selbst diese Angabe eher zu hoch als zu niedrig zu sein. — Von den Bewohnern gehört der größte Theil in ziemlich gleichem Verhältnisse der indianischen und der gemischten Race an, während kaum ein Vierzigstel der Bevölkerung als Vollblut-Weiße betrachtet werden kann. Die Zahl der Fremden beträgt schwerlich fünfzig, welche meistens in den Ports als Kaufleute leben. Die Einwohner beschäftigen sich in San Salvador hauptsächlich mit der Cultur des Bodens und haben mit Ausnahme von nur wenigen Puncten nicht nur die meisten ihrer heidnischen Sitten und Gebräuche, sondern sogar das Idiom ihrer Voreltern aus der Erinnerung verloren. Von allen fünf Staaten fand ich hier die Eingeborenen bei vorherrschendem Indianertypus am meisten „spanisirt."

Das Hauptproduct des Landes ist der Indigo (spanisch Añil, indianisch Jiguilite). Im Handel kommt dieser edle Färbe-

*) Compendio de la historia de la Ciudad de Guatemala, escrito por el Br. don Domingo Juarros, Guatemala 1808, tom. 1. pag. 21 & 23.

**) Nach Squier vertheilen sich diese 394,000 Einwohner auf die 6 Departements in folgenden Zahlen:

| Departement. | | Hauptstadt. | | Bevölkerung. |
|---|---|---|---|---|
| San Miguel | — | San Miguel | — | 80,000 |
| San Vicente | — | San Vicente | — | 56,000 |
| La Paz | — | Sacatecolirca | — | 28,000 |
| Cuscatlan | — | Suchitoto | — | 75,000 |
| San Salvador | — | San Salvador | — | 80,000 |
| Sonsonate | — | Santa Ana | — | 75,000 |
| | | | | 394,000. |

stoff als Indigo de Guatemala vor, was zur Verbreitung der indeß völlig irrigen Meinung Anlaß gegeben, als werde derselbe im Staate Guatemala gebaut. Selbst ein hochgebildeter, angesehener italienischer Kaufmann schrieb mir einmal, wie sehr er mich darum beneide, daß ich über die Indigofelder Guatemalas wandeln könne, während dieses Staudengewächs daselbst gar nicht cultivirt wird. Die Ursache dieser irrthümlichen Benennung kommt daher, daß früher unter der spanischen Herrschaft die gegenwärtigen fünf Staaten Central-Amerikas den Namen Vicekönigreich Guatemala führten, und die Producte aus den verschiedenen Provinzen sämmtlich nur unter Einer Bezeichnung im Handel vorkamen.

Der Indigo (Indigofera disperma *L.*) ist eine einheimische Culturpflanze. Sie gedeiht bloß bis zu einer Wärme von 60° Fahrenheit. Unter dieser Temperatur giebt dieselbe nur mehr sehr unsichere Ernten. Schon der Geschichtschreiber A. de Herrera erwähnt (1530) dieses seltsamen Staudengewächses, „welches das Wasser blau färbt" *), und zur Zeit des irischen Mönches Thomas Gage (1630) war die Cultur des Indigos bereits dermaßen ausgebreitet, daß Raynal die damalige Ausfuhr auf mehr als 1000 Centner angibt. Das Verfahren beim Indigobau ist ein ziemlich einfaches. Die Hauptsorgfalt muß auf ein häufiges Ausjäten der Felder verwendet werden, um das Aufsprossen anderer Gräser zu verhindern, was dem Gedeihen der Indigopflanze höchst nachtheilig ist. Indeß sind vier Arbeiter zur Besorgung von fünf Acres vollkommen hinreichend. Ungefähr 50—60 Pfund Samen werden zur Bebauung von 4—5 Acres Landes benöthigt. Die Aussaat geschieht in der Regel zu Ende der trockenen Jahreszeit, Ende April

*) „En el lugar de Santa Rosa hay dos generos de madera, con la una tiñen la color leonada: y echando *la otra en el agna se vuelve azul.*" Herrera, historia general de los Hechos de los Castellanos en las Islas y tierra firma del Mar Oceano. Madrid 1601. Dec. IV. l. 8. c. X. p. 165.

oder Anfangs Mai. Drei Monate später, im Juli und August beginnt die Ernte. Während der übrigen Zeit des Jahres werden die Felder zum Maisbau benützt. Die 5—6′ hohen Indigopflanzen werden gleich nach der Ernte in große, ausgemauerte, mit Wasser gefüllte Behälter (ähnlich unseren Kalkgruben) gebracht, wo man sie 4—5 Tage lang maceriren läßt. Nach dieser Zeit setzt sich durch eine Behandlung mit Kalkwasser ein Färbestoff, der blaue Indigo, ab, welcher hierauf in Formen (panes) gebracht, getrocknet und endlich im October und November, in häutene Säcke (surones) gefüllt, im Gewicht von 150 Pfund versendet wird. Die Cultur der Indigopflanze nimmt einen ungeheuren Flächenraum ein, denn es bedarf 300 Pfund Gewicht an grünen Pflanzen, um 1 Pfund Indigo zu gewinnen. Ich glaube nicht sehr zu irren, wenn ich den Flächenraum, welchen gegenwärtig die Indigocultur in San Salvador umfaßt, auf nahe an 1,500,000 Acres Landes veranschlage. Von einem Acre mit Indigo bebauten Grundstücke werden beiläufig 10,500 Pfund grüner Pflanzen gewonnen, so daß ein Acre ungefähr 35 Pfund Indigo gibt oder 31 Dollars jährlich einträgt*). Das Product der ersten Aussaat (tinta nueva) ist niemals so vorzüglich wie das im darauf folgenden Jahre (tinta retoña). In der Regel unterscheidet man drei Qualitäten (flores, cortes y cobres), welche im Handel mit den Nummern 7, 8 und 9 bezeichnet, vorkommen, und von 5—9 Realen per Pfund werthen. Im Jahre 1854 betrug die Indigoernte 8000 Surones oder 1,200,000 Pfund und es wurde mir damals dieser Ertrag als eine Mittelernte geschildert**). Im Ganzen hat die Indigocultur seit der Lostrennung von Spanien durch das Sinken des Preises

*) Die Arbeitslöhne und Regiekosten betragen ungefähr 10—11 Dollars per Acre.

**) Der Gesammtverbrauch von Indigo beträgt jährlich gegen 30,000,000 Pfund. Davon kommen auf die Vereinigten Staaten 1½ Million, auf England und Frankreich je 9 Millionen, der Rest auf die übrigen Länder.

sowohl als namentlich durch die fortwährenden Parteikämpfe, welche einer gedeihlichen Entwickelung des Landes so hindernd in den Weg traten, eher ab- als zugenommen. Dieselbe betrug nach Baily zu jener Zeit an 12,000 Surronen oder 1,800,000 Pfund. Man kann indeß den Werth des dermalen in San Salvador jährlich erzeugtem Indigo noch immer auf mehr als eine Million Dollars annehmen, für welche Summe größtentheils europäische Manufacte eingeführt werden.

Nebst Indigo sind es Tabak, Balsam, Zucker, Mais, Bohnen, Reis, Cacao, Vanille, Rhubarber*), Baumwolle, Kaffee, Schmuckhölzer und edle Metalle, wodurch San Salvador einen Verkehr mit den Nachbarstaaten und mit dem Auslande unterhält. Der Balsam, welcher in Europa als peruvianischer Balsam bekannt ist, wird von dem Balsamholzbaume gewonnen, der an der westlichen Küste von San Salvador zwischen Acajutla und La Libertad in so großer Menge vorkommt, daß der ganze Küstenstrich (von einer Ausdehnung von ungefähr 50 engl. Meilen in der Länge und 20 in der Breite) den Namen „Costa del Balsamo" führt. Baily schätzt die Quantität der jährlich von den daselbst angesiedelten Indianern gewonnenen harzartigen Substanz auf 20,000 Pfund, welche von braunen Sammlern an die Händler in den Städten durchschnittlich für 4 Realen (1 Fl. 15 Xr. rh.) das Pfund verkauft werden. Man gewinnt den Balsam auf ziemlich ähnliche Weise wie bei uns die Pecher das Harz aus den Nadelholzarten, nämlich durch Einschnitte in den Stamm, nur daß man hier, wo es sich um eine edlere Flüssigkeit handelt, etwas sorgsamer verfährt. Nachdem die Industrie des Indianers dem Stamme erst mit dem scharfen Waldmesser Wunden beigebracht

*) Schon Herrera erwähnt dieser Heilpflanze in seiner schlichten Beschreibung der Producte des Landes. „En su campana hay muchas arboles y yervas para buenos effectos, y los montes estan llenos de la raiz de Mechoacan (Rhubarba)." Dec. IV. l. 8. c. 10. p. 166.

hat, füllt sie diese wieder mit Baumwolle aus, aber nicht etwa im Gefühle der Reue über die geschehene That, sondern bloß um auch nicht einen Tropfen des kostbaren Saftes zu verlieren, welcher aus dem lebenskräftigen Stamme trieft. Später werden diese Baumwollenstückchen in kochendes Wasser geworfen, wo die Hitze den Balsam von der Baumwolle scheidet, der hierauf in Flaschenkürbisse gefüllt und zum Verkaufe bereitet wird. Ein großer Theil des sogenannten „Peruvianischen Balsams," dessen Wunderkraft indeß mehr in öffentlichen Blättern angepriesen als durch Erfolge bestätigt erscheint, kommt von der Küste San Salvadors am stillen Ocean, von wo derselbe häufig zuerst nach Peru verschifft wird und von dort erst seinen Weg nach den Apothekerläden Europas findet. Schon in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wurden nicht unbedeutende Quantitäten dieser edlen Flüssigkeit nach Europa geschickt und Pius IV. erklärte bereits im Jahre 1562, daß man sich des amerikanischen Balsams zur Consacrirung des heiligen Oeles bedienen könne (que se puede usar de este Balsamo Americano en la consagracion del Sagrado Crisma *)).

Von den übrigen Culturpflanzen sind es blos Mais, Zucker und Tabak, welche in größeren Quantitäten gebaut werden, obschon sich der Boden von San Salvador an vielen Puncten zum Anbau von Cacao und Kaffee ganz vortrefflich eignen würde. Die größten Zuckerpflanzungen fand ich in der Nähe von Santa Ana und in dem prachtvollen Thal von Agnachapam, wo allein jährlich über 15,000 Arrobas (375,000 Pfd.) Zucker erzeugt werden. Der Tabak, welcher namentlich in den Umgebungen von Istepec von vorzüglicher Güte wächst, könnte bei mehr Sorgfalt und Pflege einen sehr bedeutenden Handelsartikel abgeben. Gegenwärtig werden von dieser Culturpflanze verhältnißmäßig nur geringe Quantitäten nach den Nachbarstaaten ausgeführt. —

*) Juarros, Compendio de la Historia de la Ciudad de Guatemala, tom. I. Provincia de San Salvador p. 24.

Die Silberminen von Tabanco im Departement von San Miguel an der Grenze von Honduras, die einzigen im ganzen Staate von einiger Bedeutung, welche eine Zeitlang, von einer Gesellschaft englischer Kapitalisten bearbeitet, reichen Ertrag versprachen, sind seither in Folge des Mangels an tüchtigen Arbeitern und der großen Schwierigkeiten, die sich dem Transporte und der Aufstellung von Maschinen entgegenstellten, wieder zum Theil aufgelassen worden. Gleichwohl dürften dieselben, unter günstigeren Verhältnissen neuerdings in Angriff genommen, eine lohnende Ausbeute liefern. Ich habe selbst mehrere Stufen aus dem St. Rosalia-Bergwerk mitgebracht, welche außerordentlich reich an Erzgehalt sind. Gegenwärtig werden kaum 30,000 Dollars Werth aus den verschiedenen Silberminen gewonnen. Wenige Leguas von Tabanco gibt es gleichfalls Goldminen, welche aber dermalen nicht bergmännisch bearbeitet werden. Auch Steinkohlenlager finden sich in mehreren Haciendas auf dem Wege nach der Stadt San Miguel, sowie das Thal des Lempaflusses reich an Braunkohle sein soll.

Der Haupthandel des Landes geschieht durch die Hafenstädtchen La Union in der Fonseca-Bay und Acajutla, sechs englische Meilen von Sonsonate; der Verkehr mit Port Libertad und La Concordia ist dermalen noch ohne alle Bedeutung. Nach einem uns vorliegenden Berichte des britischen Consuls in San Salvador an das foreign office ergab der Gesammtverkehr der beiden erstgenannten Häfen vom 1. Jänner 1853 bis 1. Jänner 1854 folgendes Resultat:

Im Port La Union liefen ein:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Aus England | 8 | Schiffe | mit 2189 Tonnen Gehalt und 96 Mann Schiffsmannschaft. |
| Aus den Verein. Staaten | 3 | „ | |
| Mit central-amerikanischer Flagge | 44 | „ | |

zusammen 55 Schiffe mit 9490 Tonnen Gehalt, welche zusammen Baumwollenwaaren aus England und Nordamerika, Seide, Wein, Oel, Früchte aus Frankreich und Spanien,

Spielzeug und Quincaillerie aus Deutschland im Werthe von zusammen 530,827 7/8 Dollars einführten.*)

Die bedeutendsten Ausfuhrartikel bestanden in:

| | | |
|---|---|---|
| 3731 | Tercios (à 150 Pfd.) Indigo im Werthe von . . . | 488,333 Dollars. |
| 1718 | „ Erzgestein (Brozas de Minas) . . . . . | 25,480 „ |
| 362 | „ Tabak . . . . . . . . . . . . . . | 5,179 „ |
| 702 2/3 | Dutzend grobes Tuch (Rebozos), einheimisches Fabricat im Werthe von . . . . . . . . . | 8,931 „ |
| 1957 | Stück Thierhäute im Werthe von . . . . . . . | 2,361 „ |
| | zusammen im Werthe von | 500,284 Doll. |

und außerdem in 187 Arrobas (4675 Pfd.) Braunzucker, dann Balsam, Guaco, Pfeffer (chile), Cigarren, Schildpatt und Ochsenhörner in unbestimmten Quantitäten.

Im Hafen von Acajutla liefen während derselben Periode ein:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Aus England | 7 Schiffe m. | 2737 Tonnengehalt u. | 107 M. Schiffsvolk. |
| Aus den Verein. Staaten | 1 „ „ | 140 „ „ | 9 „ „ |
| Aus Frankreich | 1 „ „ | 280 „ „ | 15 „ „ |
| Aus den Nachbarstaaten | 30 „ „ | 2890 „ „ | — „ „ |

zusammen 39 Schiffe mit 6047 Tonnengehalt, welche 14,326 Ballen (bultos**)) fremder Manufacturwaren u. s. w. im Werthe von 129,443 Dollars einführten. Die Ausfuhr betrug aus dem nämlichen Hafen 5,716 Ballen einheimischer Producte: Indigo, Früchte, Cocosnüsse, edle Holzgattungen und Thierhäute nach den Nachbarstaaten sowohl als nach Californien, Südamerika und Europa, über welche jedoch keine specielle Werthangabe vorliegt. Da San Salvador blos auf der Westseite eine Küstenentwicklung besitzt, so geschieht gegenwärtig der Hauptverkehr des Staates sowohl mit der Union wie mit Europa um das Cap

*) Im vorhergegangenen Jahre (1852) betrug die Einfuhr in La Union 577,620 Dollars; der Ausfall in der Einfuhr im Jahre 1853 muß der Ueberfüllung des Marktes mit europäischen Producten und der ungünstigen Indigoernte zugeschrieben werden.

**) Unter bultos versteht man in der Regel Waarenballen im Gewichte von 150—200 Pfund, deren Inhalt man durch grobe Leinwand oder Rindshaut vor Beschädigung schützt.

Horn, eine Reise, welche 3—4 Monate erheischt, und zu den unangenehmsten und gefahrvollsten des neuen Continents gehört. Die Herstellung eines Schienenweges in Honduras würde einen großen Theil des Handels nach der Ostküste ziehen und San Salvador der alten Welt um 50—60 Reisetage näher rücken. Der Einfluß, den eine solche erleichterte Verbindung auf den Verkehr des Landes und die Hebung seiner zahlreichen Naturschätze üben würde, ist wohl zu sehr in die Augen springend, um besonders hervorgehoben werden zu müssen. Auch in San Salvador ließen sich Eisenbahnen ohne große Terrainschwierigkeiten herstellen und die Flüsse für Dampfschiffe fahrbar machen; auf diese Weise der Civilisation und ihren Strebungen mehr zugänglich gemacht, würde San Salvador durch die Mannigfaltigkeit seiner Naturproducte dieselbe Bedeutung für den deutschen Handel erlangen, welche die Staaten Costa Rica, Honduras und Guatemala durch ihre unermeßlichen Ländereien für die deutsche Auswanderung besitzen.

---

## Sechs und zwanzigstes Kapitel.

# Suchitoto.

Das erste Dorf in San Salvador. — Seltsames Trostmittel der Bewohner von Betaca. — Lügenhafte Gerüchte über die zerstörte Stadt. — Geschickte Antwort auf eine ungeschickte Frage. — Die Aldea del Moro. — Das Aussaugen des Zuckerrohrs als Mittel gegen den Durst und Hunger. — Indianer, welche von allen ihren nationalen Eigenthümlichkeiten nur mehr ihre Tracht und ihre Wurfgeschosse bewahrt haben. — Der Rio Lempa und seine Ufer. — Schwere Strapazen der Maulthiere. — Ankunft in Suchitoto. — Gastliche Aufnahme von einen Altspanier. — Erste Kunde über Dr. Wagner. — Ursache, warum verhältnißmäßig nur wenige Menschen beim Untergange von San Salvador ums Leben kamen. — Die Bevölkerung einer ganzen Stadt im Umzug. — Traurige Aussichten für die nächste Zeit. Suchitoto, seine Physiognomie, seine Bewohnerzahl, seine Cultur und sein Klima. — Trauer um einen verstorbenen Genossen. — Die Freundschaft in den Tropen.

Das erste Dorf, durch welches ich im Staate San Salvador kam, nachdem wir bei Olosingo die Grenze von Honduras überschritten hatten, hieß Betaca. Es war eine arme, kleine, unansehnliche Ansiedlung, deren Bewohner, größtentheils Mestizen, sich in Folge des jüngsten furchtbaren Erdbebens, welches die Hauptstadt völlig zerstörte, in großer Aufregung befanden. Weiber liefen heulend und weinend, mit zerrauften Haaren, halbverrückt durch die Straßen; die Männer glaubten ihre Angst und ihren Kummer mit Branntwein ersticken zu können, und hatten dadurch nur noch schau-

erlichere Visionen. Im Dorfe selbst waren bloß leichte Erdstöße verspürt worden. Man kannte das Unglück, welches die Stadt San Salvador betroffen, nur aus den Mittheilungen, welche von wandernden Indianern aus den benachbarten Dörfern herrührten, und die allerdings abenteuerlich genug klangen. Man erzählte, daß einige Tage nach der entsetzlichen Katastrophe, in Folge eines wiederholten gewaltigen Erdstoßes, selbst die Trümmer der Stadt sammt ihrer Bevölkerung spurlos verschwunden seien, und an derselben Stelle sich ein See gebildet habe. Manche wollten sogar mit flüchtenden Bewohnern der Nachbarschaft gesprochen haben, welche den neu entstandenen See von Indianern mit kleinen Kähnen befahren sahen. An allen diesen Berichten war natürlicher Weise kein wahres Wort. Allein auch ohne Uebertreibung erschien das Unglück namenlos. Es würde mich durchaus nicht gewundert haben, wenn die pechschwarzen Haare der braunen Eingeborenen aus Schrecken und Schauer plötzlich grau geworden wären, und dieses furchtbare Ereigniß sogar auf das Seelenleben der innerhalb einer gewissen Zeit geborenen Kinder nicht ohne auffallende Wirkung bleiben würde, wie denn auch die französische Schreckensperiode auf den Charakter und die Gemüthsstimmung der damals zur Welt gekommenen Kinder einen erheblichen Einfluß übte. —

Unsere kleine Caravane hielt unter dem Laubdach eines riesigen Ceibabaumes Mittagsrast. Mein Reisegefährte, der Padre, neugierig und plaudersüchtig, wie er war, hatte bald eine ganze Schaar Dorfbewohner um sich versammelt, die vor Erzählen nicht zu Athem kamen, während er ihnen als Belohnung dafür seinen geistlichen Trost gab. „Ach!“ schrieen ein paar alte, halbbetrunkene Weiber, „was wird mit den vielen Menschen geschehen sein, die ohne gebeichtet zu haben, gestorben sind! Wo werden die Unglücklichen hinkommen, die nicht einmal in geweihter, heiliger Erde begraben liegen?“ „Beruhigt euch!“ erwiederte der Padre, „und seid getrost; denn, wenn wirklich die ganze Bevölkerung zu Grunde gegangen

sein sollte, so sind ja der Bischof und viele fromme Priester auch darunter, und diese werden schon dafür sorgen, daß den Verunglückten der Himmel erschlossen werde!“ Das aufgeregte Volk war durch diese Auskunft in der That besänftigter; es schien dem leichtgläubigen Sinne der Masse mit Einem Male so einleuchtend, daß man in so illustrer Gesellschaft wahrlich nicht viel riskiren könne. — Nach zweistündigem Aufenthalte setzten wir, selbst aufgeregt durch die vielen widersprechenden Nachrichten über das Erdbeben, die uns eben zu Ohren gekommen waren, unsere Reise nach dem Thale von Moro fort. Wir befanden uns bereits in der heißen Region (tierras calientes), ungefähr 1500′ über dem stillen Ocean und hatten eine fürchterliche Hitze auszustehen. Um 2 Uhr Nachmittags zeigte das Thermometer 97° Fahrh., und noch Abends um 6 Uhr, als wir in der Aldea del Moro anlangten, stieg das Quecksilber bis auf 85° Fahrh. Die Nacht brachten wir in einem Gehöfte am Wege zu, wo man uns mit ziemlicher Bereitwilligkeit bewirthete. Der Padre hatte einen Moment lang die Absicht, mit einem Diener vorauszureiten, um desto schneller am Krankenbette seines Vaters anzulangen; allein es fiel ihm bald wieder sein persönlich leidender Zustand und die bedenkliche Unsicherheit der Wege ein, und er zog daher vor, die Reise erst nach gepflogener Nachtruhe gemächlich und in unserer Begleitung fortzusetzen.

Zeitig am nächsten Morgen, es war der 24. April 1854, ritten wir über eine weite, fruchtbare Ebene, welche schon völlig den Charakter der tropischen Vegetation trug. Weder Eichenbäume noch Nadelholzgattungen waren mehr sichtbar, während Pinien, staudenartige Mimosen, Palmen und Hikarobäume, zuweilen auch Zuckerrohr und Indigopflanzen in der mannigfaltigsten Abwechslung zum Vorschein kamen. Jeder unserer Diener hatte aus der Hacienda, wo wir übernachteten, ein Paar Stäbe frisches Zuckerrohr mitgenommen, welches unter den hiesigen Eingeborenen eine ähnliche Stelle einzunehmen scheint, wie der Betel bei den Indianern Süd-

Amerikas. Das Aussaugen des Zuckerrohrs (chupar caña) ist nicht nur eine Lieblingsbeschäftigung der Volksmasse, sondern stillt auf Reisen durch unwirthbare Gegenden Hunger und Durst, und ist häufig fast die einzige Nahrung, welche wandernde Eingeborene während tagelangen Märschen zu sich nehmen. Auch die beiden Indianer aus Lacampa, welche den Padre in bizarrer Nationaltracht mit Pfeilen und Wurfgeschossen begleiteten, saugten unaufhörlich an dem abgeschälten Rohre und schienen sich gar sehr daran zu delectiren. Ich ließ mich zu wiederholten Malen in Gespräche mit ihnen ein und glaubte, diese urwüchsigen Gestalten von wenig civilisirtem Aussehen müßten im Stande sein, mir viele interessante Aufschlüsse über die Sitten und Gebräuche sowohl wie über die Sprache ihrer Vorfahren zu geben. Auffallenderweise verstanden sie kaum einige Worte mehr indianisch, sondern sprachen ausschließlich nur spanisch. Sie brüsteten sich zwar anfänglich, das Idiom ihrer Väter zu verstehen, konnten mir aber gleichwohl auf keine meiner späteren Fragen antworten oder Auskunft geben. Es war dies nicht vielleicht Mangel an gutem Willen, sondern Mangel an „Können." Einige seltsame Kleidungsstücke und ihre Wurfgeschosse waren Alles, was sie von ihren nationalen Eigenthümlichkeiten bewahrt hatten. Auch der Padre bestätigte mir, daß es nur mehr wenige Puncte im Staate gibt, wo noch die indianische Sprache nebst der spanischen gesprochen wird. Kein einziger Padre in San Salvador ist des Indianischen kundig, und nur einzelne Händler finden es noch in ihrem Interesse, sich zum vortheilhafteren Verkehre mit den Stämmen der Küste die Sprache Montezumas anzueignen.

Gegen Mittag erreichten wir die Ufer des Rio Lempa. Wir passirten diesen größten Fluß San Salvadors in der Nähe von San Francisco, drei englische Meilen östlich von Suchitoto. Obwohl es zu Ende der trockenen Jahreszeit war, hatte dieser mächtige Fluß noch immer 200—250′ Breite, 3—4′ Tiefe und eine nicht unerhebliche Strömung. Da es im ganzen Staate noch keine Brücken

gibt, so mußten wir denselben mit Mann und Thier durchwaten. Während der Regenzeit bei starken Anschwellungen sind solche Ritte durchs Wasser häufig sehr gefährlich, und gar mancher unvorsichtige Reiter, von der Strömung mit fortgerissen, versinkt, ehe er das jenseitige Ufer zu erreichen im Stande ist. Führer und Träger müssen trotz dem Schweißzustande ihres Körpers die Flüsse und Bäche gewöhnlich zu Fuß durchwaten, ein Umstand, dem man bei der Beurtheilung der Krankheitserscheinungen in den Tropen viel weniger Beachtung zu schenken scheint, als er verdient. — Als unsere kleine Caravane gerade mitten durch den Fluß ritt, strauchelte plötzlich das Maulthier des Padre und dieser sank bis über die Kniee ins Wasser. Das kluge Thier richtete sich indeß rasch wieder auf und der ganze Vorfall hatte außer der Durchnässung keine weitere Unannehmlichkeit. Gleichwohl wurde der geängstigte Padre todtenbleich und zitternd wie Espenlaub vermochte er nicht länger die Zügel zu halten. Ein Indianer mußte das Thier beim Zaum nehmen und ans Ufer führen. Sonst begegnete uns kein Unfall. Am rechten Ufer des Rio Lempa angelangt, gestatteten wir unseren Thieren unter dem Schatten eines riesigen Bombaxbaumes eine kurze Ruhe. Der Padre ließ abpacken und zog seine schönsten Kleider an, um in einer seinem Stande entsprechenden Weise den Einzug in die seit Jahren nicht geschaute Vaterstadt zu halten. Wir waren jetzt nur mehr eine halbe Stunde von Suchitoto entfernt, und da der Padre durch Wanderer, die aus dem Orte kamen, erfuhr, daß sein Vater noch am Leben sei, so machte er sich mit seinen beiden Indianern unverweilt auf den Weg, während wir unseren schwerermüdeten Maulthieren noch einige Zeit Erholung gönnten. Es war dies dringend nöthig, wenn wir die Reise nicht zu Fuß fortsetzen wollten. Seit unserer Abreise von Santa Rosa waren die armen Thiere fortwährend großem Futtermangel ausgesetzt und konnten sich kaum ein einziges Mal ausreichend sättigen. Dabei hatten sie täglich eine Strecke von 8—10 Leguas mit einer

Last von 150—200 Pfund auf steinigen Pfaden bei schwüler Atmosphäre zurücklegen, und sahen überdies schon zu Anfang der Reise nicht genug wohlgenährt aus, um solche schwere Strapazen ohne ernsten Nachtheil ertragen zu können. In den Nachmittagsstunden erreichten wir endlich Suchitoto. Als wir in die Stadt ritten, ertönte eben vom Kirchthurme das Sterbeglöcklein. Es galt dem Vater des Padre, der gerade aus dem Leben schied. Da es in Suchitoto kein öffentliches Gasthaus gibt, so klopfte ich an die Hausthür eines der angesehensten Bürger der Stadt. Man empfing mich mit der herzlichsten Bereitwilligkeit, eine Auszeichnung, die ich um so höher anschlagen mußte, als mein Hauswirth, ein Kaufmann aus San Salvador, durch das Erdbeben erst kürzlich großen Schaden erlitten hatte, und, aus der zerstörten Stadt mit seiner ganzen Familie nach diesem Landsitze flüchtend, sich selbst in arger Verwirrung befand. Don Cajetano Bosque war ein Spanier von Geburt, und obschon seit langen Jahren im Lande lebend, hatte er gleichwohl in seinem ganzen Wesen viel europäische Sitten und europäischen Ton bewahrt. Auch seine Frau und seine Kinder waren äußerst liebenswürdige Erscheinungen. Man wies mir provisorisch ein großes Magazin zum Absteigequartier an, in dem sich eine Unzahl von Kistchen und Geräthschaften befand, welche aus der zerstörten Stadt noch gerettet werden konnten; meine Hängematte aber ließ ich im großen, breiten Corridore schwingen, der einen Hauptbestandtheil der Häuser Central-Amerikas bildet. Ich hatte mich kaum etwas von der Beschwerde des Rittes erholt und meine Reisekleider mit einem gesellschaftsfähigeren Anzuge vertauscht, als mir Don Cajetano bereits einen Besuch abstattete. Er war Augenzeuge der jüngsten Schreckenskatastrophe in San Salvador gewesen und daher im Stande, mich ausführlich über den ganzen schauderhaften Vorgang zu unterrichten. Wiederholt traten dem braven Manne während der Erzählung Thränen in die Augen, und er mußte einen Augenblick innehalten. Don Cajetano hatte

selbst große Verluste erlitten. Auch sein prächtiges Haus am Hauptplatze war eingestürzt und alle die zahlreichen europäischen Verkaufsgegenstände, welche sich darin befanden, unter dem Schutthaufen begraben worden. Meine erste Frage war natürlich, ob er vielleicht zufällig mit meinem Reisegefährten, Dr. Wagner, bekannt gewesen und ob er nichts Näheres über dessen Schicksal wußte? Die Ankunft eines Europäers ist in Central-Amerika noch immer ein Ereigniß; und gehört derselbe gar den gebildeten Ständen an, so wird er rasch zum Löwen des Tages. Ich hatte also guten Grund, zu vermuthen, daß auch mein Freund meinem dermaligen Hauswirthe nicht ganz unbekannt geblieben war. Mit Zittern erwartete ich dessen Antwort. Es war ein peinlicher Moment. Vor zwei Monaten hatte ich Dr. Wagner in Managua verlassen und als er sich damals auf sein Pferd schwang und ich ihm zum Abschiede die Hand reichte, sagte er zu mir ohne sichtbare Veranlassung, wie von einer Ahnung erfaßt: „Ich fürchte, daß Einem von uns während der nächsten Reise irgend ein Leid widerfährt und daß wir uns nicht wiedersehen werden!" Ich hatte seither den unbekanntesten und wildesten Staat Central-Amerikas bereist und war, obschon unausgesetzt den verschiedensten Gefahren preisgegeben, dennoch glücklich und unbeschädigt bis nahe dem Orte gekommen, wo laut Verabredung unsere Wiedervereinigung stattfinden sollte; Freund Wagner hingegen hatte nur eine verhältnißmäßig geringe Strecke zurückzulegen gehabt und sollte muthmaßlich bereits seit einem Monat in der Hauptstadt San Salvadors verweilen. War er eines jener zahlreichen Opfer, welche, wie man uns in Betaca erzählte, die sich öffnenden Erdspalten verschlangen? Seine Begeisterung für die Wissenschaft, sein Muth und sein ganz besonderes Interesse an dieser merkwürdigen Naturerscheinung ließen mich voraussetzen, daß Wagner während der Katastrophe ohne Rücksicht auf persönliche Gefahr vorzüglich jene Puncte aufgesucht habe, wo es am meisten zu beobachten gab und wo er der Forschung den

erheblichsten Dienst zu erweisen vermochte. Wenn irgend ein Menschenleben aus Eifer für die Wissenschaft dabei verloren ging, dachte ich mir, so war es gewiß das des deutschen Forschers. Für einen Geognosten, und namentlich einen Vulcanisten, wären allerdings der erstarrte Lavastrom eines Feuerberges, oder die Trümmer einer durch Erderschütterungen untergegangenen Stadt eine gar romantische, bedeutungsvolle Grabstätte gewesen; einem theilnehmenden Freundesherzen aber mußte es weit schätzenswerther sein, dem treuen Reisecollegen lebendig und gesund wieder zu begegnen. — Die Antwort meines Hauswirthes in Suchitoto sollte mich indeß bald von allen bangen Zweifeln befreien. Ich erfuhr nämlich zu meiner großen Freude, daß sich Dr. Wagner nicht unter den Verunglückten befand. Näheres aber wußte mir Don Cajetano über ihn nicht zu sagen. Derselbe hatte den „naturalista aleman", wie er Dr. Wagner nannte, nicht persönlich gekannt, wohl aber viel von ihm erzählen gehört, und einer seiner Verwandten, ein Arzt, war mit ihm sogar ziemlich befreundet gewesen. Wagner bewohnte zu naturwissenschaftlichen Zwecken eine kleine einsame, ländliche Besitzung des damaligen preußischen Vice-Consuls Herrn Kronmeyer, wenige Meilen von San Salvador, und kam nur zeitweise nach der Hauptstadt. Als der unheilvolle Stoß geschah, befand er sich gerade in derselben. Man hatte ihn jedoch noch wenige Tage nach der furchtbaren Katastrophe mit dem Augustinermönch Don Estevan Castillo durch die wüsten Straßen wandern sehen. Die kleine Chacra, welche Dr. Wagner bewohnt hatte, war gleichfalls zerstört worden, und man vermuthete, daß mein Freund später die zerstörte, keine Unterkunft bietende Stadt verlassen und sich in Gesellschaft des preußischen Consuls auf eine außerhalb des Schütterkreises gelegene Ansiedlung zurückgezogen habe. Im ersten Augenblicke war ich überglücklich, meinen Freund wenigstens gerettet und am Leben zu wissen. Bald aber bemächtigte sich meiner neuerdings eine peinliche Unruhe über seine gegenwärtige Lage, und wie es

wohl möglich sein werde, seinen dermaligen Aufenthalt ausfindig zu machen und zu ihm gelangen zu können. Alle meine Nachfragen in dieser Beziehung blieben ohne Erfolg, und selbst ein Verwandter des Don Cajetano, der Dr. Gallardo, welcher mit Wagner näher bekannt gewesen war, vermochte nicht, mir über seinen gegenwärtigen Aufenthalt irgend eine nähere Auskunft zu geben. Man tröstete mich damit, daß ich wohl in Apopa (eine Tagreise von Suchitoto) oder in San Salvador selbst, Umständlicheres über meinen Freund erfahren würde, was mich zum Entschlusse brachte, möglichst bald meine Weiterreise anzutreten. Der Leser wird im nächsten Kapitel erfahren, auf welche romantische Weise ich von dem Aufenthalte meines Freundes Nachricht erhielt. Auch auf die interessanten Details, welche mir mein Hauswirth von dem schauerlichen Ereigniß gab, will ich hier nicht näher eingehen, indem der Leser die wichtigsten Momente des Unterganges von San Salvador in einem späteren Abschnitte von der Feder Dr. Wagner's ausführlich geschildert finden wird, welcher diesem grauenvollen Schauspiel als Augenzeuge beiwohnte.

Wenn trotz der totalen Zerstörung der Stadt gleichwohl verhältnißmäßig nur wenige Menschen ihr Leben dabei einbüßten *), so muß dies bloß dem Umstande zugeschrieben werden, daß die Bevölkerung durch zahlreiche vorausgegangene Erdstöße gemahnt und gewarnt worden war. Fast fünf Tage hindurch verspürte man convulsivische Zuckungen des Bodens. An einem einzigen Tage, am Gründonnerstag, geschahen sechszig Erdstöße (temblores). Obschon die Verheerungen auf die Stadt beschränkt blieben, so waren doch die Folgen davon viele Meilen selbst weit sichtbar, indem der größte Theil der geängstigten Bevölkerung

*) Man schätzt die Zahl der zu Grunde gegangenen Menschenleben auf 200, und selbst diese sind nur aus unerhörtem Leichtsinn umgekommen, indem sie sich trotz der furchtbarsten unterirdischen Warnungen seit drei Tagen, dennoch des Nachts in ihre baufälligen Lehmhütten einschlossen.

mit ihren geretteten Habseligkeiten auszog, und sich nach allen Richtungen hin zerstreute. Halbnackte Indianer trugen alle Arten von Einrichtungsstücken, Stühle, Tische, Schränke u. s. w. aus der zusammengestürzten Stadt nach einem provisorischen Asyl. Eine Bevölkerung von 20,000 Menschen befand sich plötzlich ohne Obdach und war auf der Flucht begriffen. Nicht blos auf den Marktplätzen der Ansiedlungen, welche außerhalb des Schütterkreises lagen, sondern allenthalben, auf der Landstraße, im Walde, auf den Feldern sah man improvisirte Laubhütten errichtet, wohin die angstdurchzitterten Flüchtlinge ihre zusammengeraffte Habe und sich selbst in Sicherheit gebracht hatten. Die ganze Umgebung von Suchitoto und San Salvador sah wie ein großartiges Lager aus. Ueberall erblickte man die sogenannten Ranchos de temblor, vier Pfähle mit einem Dach aus Palmenblättern, deren elastische Bauart selbst den heftigsten Erderschütterungen widerstanden haben würde. Man fühlte hier wenigstens sein Leben sicher, und vergaß darüber die sonstige Noth. Während der trockenen Jahreszeit läßt sich unter solchen grünen Hütten aus Baumstämmen und breiten Palmenblättern gar wohl hausen. Ich selbst habe monatelang in ähnlichen Waldranchos gelebt, und unter dem Einflusse der Naturzauber, die mich umgaben, das gewohnte europäische Comfort nur wenig vermißt. Die obdachlosen Bewohner von San Salvador aber mußten bald auf eine höchst unangenehme Veränderung der Naturscene gefaßt sein. Der Einsturz der Stadt geschah zu Ende der trockenen Jahreszeit. Schon binnen Kurzem standen gewaltige tropische Regengüsse in Aussicht, die gerade zu Anfang der nassen Jahreszeit in der Regel mit doppelter Heftigkeit auftreten; es blieb ihnen daher weder hinreichend Zeit, um ihre Häuser wieder aufzubauen, noch konnten sie ohne ernste Gefahr für ihre Gesundheit in diesen leichten Waldbauten aus Blätterwerk die ganze Regenzeit hindurch zubringen. Sie mußten also darauf bedacht sein, in den benachbarten Dörfern ein Unterkommen zu erhalten, und so befand sich denn der größte

Theil der Bevölkerung von San Salvador eben auf der Wanderschaft. — Am nächsten Morgen reiste ich von Suchitoto ab.

Suchitoto, auf einer bedeutenden Anhöhe gelegen, nimmt sich gar hübsch und stattlich aus. Die meisten Häuser seiner Bewohner beurkunden eine gewisse solide Wohlhabenheit. Es herrscht viel reger Verkehr mit den Ansiedlungen der Nachbarschaft. Fast jedes Haus hat zugleich einen Verkaufsladen, in dem Frau und Kinder des Besitzers alle Arten von Manufacturen feil halten. Der bei weitem größere Theil der auf 3000 Seelen geschätzten Bevölkerung beschäftigt sich mit Landwirthschaft. Mais namentlich wird in der Umgebung von Suchitoto sehr viel gebaut. Das Klima ist außerordentlich heiß und für europäische Ansiedler nur wenig empfehlenswerth. Während meines Aufenthaltes wechselte das Thermometer zwischen 84 und 95° Fahrh., der niedrigste Stand um 6 Uhr früh war 79° Fahrh. In der feuchten Jahreszeit, wo die Nordwinde aufhören, und die Atmosphäre mit Dünsten aller Art geschwängert ist, muß eine noch höhere Temperatur daselbst herrschen, die vielleicht nur durch die größere Feuchtigkeit der Luft erträglicher und weniger empfindlich sein dürfte.

Den Padre, meinen Reisegefährten aus Santa Rosa, bekam ich nicht mehr zu Gesicht. Er hatte mit dem Begräbniß seines Vaters und mit der Erbschaftsantretung vollauf zu thun. Als letzterer am zweiten Tage meiner Anwesenheit zur Erde bestattet wurde, folgte ein großer Theil der Bevölkerung mit brennenden Kerzen dem Zuge. Er soll ein „dunkler Ehrenmann" gewesen sein und für die Stadt sich manche Verdienste erworben haben. Meinem Hauswirthe ging dessen Tod sehr zu Herzen; er war mit dem Verstorbenen auf demselben Segelschiffe vor einigen vierzig Jahren aus Catalonien nach San Salvador gekommen, und hatte seither Freud und Leid mit ihm stets redlich getheilt. Beide regsame Männer waren zusammen reich, angesehen und grau geworden, und nun mußte einer von ihnen in die Grube. In den abge-

schiedenen Ansiedlungen der Tropen hat die Freundschaft unter Europäern, wenn sie einmal Wurzel gefaßt, einen solideren Charakter, wie daheim, wo man so vielfältig in die Lage kommt, neue Bekanntschaften knüpfen zu können und alte aufgeben zu müssen. Hier, wo der Hinzutritt eines neuen Freundes so selten, ist man darauf angewiesen, mit einem oder zwei Gleichgesinnten durchs Leben zu gehen. Bei der primitiven Einfachheit der Verhältnisse schließt man sich hier auch weit inniger an und wird viel vertrauter wie im Getriebe der Civilisation; das Glück, welches der europäische Großstädter in den Zerstreuungen und Genüssen der Welt zu suchen gewohnt ist, findet man hier nur in der Familie und in der Freundschaft. — Vielleicht trug auch der Gedanke an das eigene Alter dazu bei, um Don Cajetano beim Hinscheiden seines ehemaligen Jugendgenossen so wehmüthig zu stimmen. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, nachbarliches Mißgeschick immer gleich mit dem persönlichen Zustande in Verbindung zu bringen, und dabei einen kritischen, besorgten Blick in die eigene Lage zu werfen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

# Von Suchitoto nach Sonsonate.

Vermehrte Schwierigkeiten des Reisens. — Ein angeblich ehrlicher Diener und ein wirklicher Dieb. — Apopa. — Noch immer keine Nachrichten über Dr. Wagner. — Entschluß, nach der zerstörten Stadt selbst aufzubrechen. — Quesaltepeque. — Ein flüchtiger Pfarrer mit seinem kirchlichen Inventarium. — Eine unfreiwillige Volkswanderung. — Die Ruinen von San Salvador. — Die Mühle des preußischen Vice-Consuls. — Eine Palme gibt Kunde vom verlorenen Freund. — Die gastfreundliche Familie aus Königsberg. — Spätes Wiedersehn. — Von San Salvador nach Sonsonate. — Indianer mit Kröpfen. — Muthmaßliche Ursache der Anschwellung der Kehlkopfsdrüsen bei den Bewohnern von Tiefebenen. — La Puerta. — Erster Anblick des berühmten Feuerberges Isalco. — Eine grauenvolle Nacht. — Gräber ermordeter Wanderer. — Gefahr von Krokodilen beim Baden. — Ankunft in Sonsonate.

Das jüngste vulcanische Ereigniß hatte die Schwierigkeiten des Reisens noch vermehrt. Es mangelte an Allem. Menschen und Thiere waren ausschließlich mit dem Fortschaffen von Habseligkeiten aus der zerstörten Stadt in Anspruch genommen. Man war in Verlegenheit um Führer und Maulthiere, um Unterkunft und Lebensmittel. Eine riesige Volkswoge bewegte sich durchs Land. Dörfer, welche bis jetzt kaum einige hundert Einwohner zählten, sollten nun ebenso viele Tausende beherbergen und nähren. Die größeren Ansiedlungen waren in gleichem Maße überfüllt.

Der Diener, den mir der besorgte Pfarrer von Santa Rosa zur Begleitung bis über die Grenze mitgegeben hatte, schickte sich nun an, mich wieder zu verlassen, um zu seinem geistlichen Gebieter zurückzukehren. Ich hatte mich aber bisher von der großen Verwendbarkeit dieses Individuums so vielfältig überzeugt, daß ich mich nur ungern von demselben trennte und einen neuen Vertrag mit ihm zu schließen bemüht war. Simon erwies sich unendlich sorgsam und gewandt, selbst im erbärmlichsten Dorfe, wo wir Rast hielten, wußte er einen Imbiß für mich aufzutreiben, und erreichten wir am Abend die Nachtstation, so bereitete er mir immer ein vortreffliches Lager, setzte rasch den mitgeführten Kochtopf ans Feuer und bekümmerte sich dabei mehr um das Futter für unsere Maulthiere, wie um seine eigene Nahrung. Dazu kam noch, daß mir derselbe vom Padre Miguelito von Santa Rosa wegen seiner Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit — zwei seltene Eigenschaften in diesen Ländern — ganz besonders gerühmt und anempfohlen worden war. Ich hatte auch bis jetzt nicht die geringste Ursache, daran zu zweifeln, vielmehr flößte mir sein Benehmen so volles Vertrauen ein, daß ich ihm häufig während eines ermüdenden Rittes durch einsame Wälder meine Schießwaffe anvertraute und mich so gewissermaßen freiwillig zu seinem Gefangenen machte. Durch die Zusicherung eines dreifach so hohen Lohnes, als der landesübliche war, erkaufte ich mir auch leicht seine Dienste bis nach Guatemala, wohin ich, nachdem die Aufregung und Verwirrung, welche eben in San Salvador herrschten, wissenschaftlichen Forschungen daselbst nur wenig Erfolg versprachen, in den nächsten Wochen meine Schritte zu lenken beabsichtigte. Man bezahlt einem Peon oder Diener gewöhnlich 3—4 Dollars monatlich nebst freier Verköstigung; ich sagte dagegen Simon 12 Dollars Monatlohn nebst Kost zu, und miethete für ihn außerdem ein gutes Maulthier zum Reiten, während in der Regel Peone die Reisenden zu Fuß begleiten. Ich glaubte dadurch vielen Unannehmlichkeiten enthoben zu sein und schwang

mich getrost auf das Pferd, das mich von Suchitoto nach Apopa bringen sollte, wo ich nähere Auskünfte über meinen Reisecollegen zu erlangen hoffte, nicht ahnend, welch verschmitztem Gesellen ich die Sorge über meine Person anvertraute. Simon war nämlich, wie ich einige Monate später in Guatemala erfuhr, ein sehr berüchtigter Dieb, der namentlich eine große Virtuosität im Stehlen von Pferden und Maulthieren besaß, die er dann nach einem anderen Staate trieb und dort verkaufte. Ich glaube indeß nicht, daß sich Simon bloß mit dieser Specialität allein abgab, sondern daß er, wenn Zeit und Umstände günstig waren, sich wohl auch mit anderen Branchen seines dunkeln Handwerks befaßte. In Guatemala kam zufällig ein Mann zu mir, der ihn als Gauner kannte und mich dringend vor demselben warnte. Als Simon merkte, daß man ihm auf der Spur war, verschwand er und kam nicht wieder zum Vorschein, obschon er mir seine Dienste für eine zweite Reise zugesichert hatte. Ich selbst habe mich indeß über ihn nie zu beklagen gehabt. Staunenswerth bleibt nur, daß der Pfarrer in Santa Rosa, bei dem sich Simon bereits mehre Jahre im Dienste befand, von dessen Charakter nicht besser unterrichtet war und mir denselben gerade als besonders ehrlich empfohlen hatte. Es ist dies ein Beweis mehr, und aus diesem Grunde erwähne ich auch den ganzen Vorfall, von der großen Sorglosigkeit der Eingeborenen und ihrer geringen Menschenkenntniß. Ohne die günstige Voreingenommenheit in Folge der warmen Empfehlung des edelherzigen Padre Miguelito würde ich gegen Simon ein ganz anderes Benehmen beobachtet haben.

Von Suchitoto nach Apopa sind ungefähr sechs Stunden. Der Weg führt über wellenförmiges Hügelland, ähnlich dem Naturcharakter der Prairien im Staate Minnesota in den Umgebungen von St. Paul, nur mit dem vortheilhaften Unterschiede, daß hier das Auge statt monotonen unübersehbaren Getreidefeldern herrlichen Palmen, Pisangs, Orangen, Limonen, Tamarinden,

Granadillos und Zuckerrohrpflanzungen in heiterster Abwechslung begegnet. Auch Apopa war mit Flüchtenden überfüllt, welche in improvisirten Ranchos unter luftigen Palmendächern bivouakirten, umgeben von einem wunderlichen Quodlibet von alten Geräthschaften, Schachteln, Spiegeln u. s. w., meist Gegenständen von geringem Werthe, welche augenscheinlich nur im Zustande gedankenloser Angst gerettet worden waren, wie man auch daheim oft bei einer Feuersgefahr verwirrt Fliehende hastig den gleichgiltigsten Tand ergreifen und dagegen gerade die werthvollsten Dinge zurück lassen sieht. An eine Unterkunft war in Apopa nicht zu denken. Es lebten weit mehr Leute auf den Straßen als in den Häusern. Ich schlug gleichfalls mein Lager im Freien auf, und suchte Erkundigungen über meinen Reisecollegen einzuziehen. Der preußische Vice-Consul, Herr Kronmeier, welcher sich ebenfalls nach Apopa geflüchtet hatte, war gerade abwesend und niemand Anderer wußte mir über das Schicksal des „naturalista aleman" irgend einen Bescheid zu geben. Ich beschloß daher, nach der zerstörten Stadt selbst weiter zu reisen und dort meine Erkundigungen fortzusetzen.

In Quesaltepeque, einer erbärmlichen Indianeransiedlung von circa 4000 Einwohnern, 18 englische Meilen von San Salvador und 54 Meilen von Sonsonate entfernt, brachte ich die Nacht zu. Ich schlief mit meinem Diener im Corridor eines Hauses, während unsere Thiere vor uns im Freien weideten. Jeden Raum im Innern des Wohngebäudes hatte ein Pfarrer aus San Salvador in Beschlag genommen, dem es gelungen war, einen großen Theil von den Kleinodien seiner Kirche zu retten, die er nun vorläufig, so gut es ging, in den verschiedenen Gemächern unterzubringen suchte. Man hatte noch nicht Zeit gefunden, eine der Würde der Gegenstände entsprechende Sichtung vorzunehmen und so lag denn Alles bunt durcheinander, männliche und weibliche Heiligenfiguren, Meßgewänder, Monstranzen, silberne Leuchter, Rauchfässer, Missale und viele jener Aufputzgegenstände, mit welchen die Inventarien

der katholischen Kirche in der Regel so reich dotirt sind. Die Hauswirthin fühlte sich ungemein geehrt, den Pfarrer mit seinen Kirchenschätzen zu beherbergen, und ließ vom Besten was sie besaß, auftragen, überglücklich, vom geistlichen Herrn dafür einen vierzigtägigen Ablaß anstatt der Zeche zu erhalten.

Zeitig am nächsten Morgen brach ich von Quesaltepeque nach San Salvador auf. Unterwegs begegneten wir einer großen Zahl halbnackter Indianer, welche Einrichtungsstücke und Waaren aus der eingestürzten Stadt nach entfernten Zufluchtsorten trugen. Es war eine förmliche Volkswanderung.

Das moderne Herkulanum sah wüst, traurig, verlassen aus, einem kolossalen Schutthaufen vergleichbar, dessen rohes Material den Forscher weit weniger zu Nachgrabungen einlud, als die Ruinen der alten, von ähnlichem Schicksal betroffenen Stadt Campaniens. Die meisten Einwohner waren entflohen. Nur auf dem großen Platze herrschte noch einiges Leben und hier im Freien, wo man ohne Gefahr verweilen konnte, hatten nebst einem Theile der Behörden auch jene Familien ihren provisorischen Wohnsitz aufgeschlagen, welche entweder zu arm waren, um dem Unglück den Rücken kehren zu können, oder aus dem Schutte noch manchen begrabenen Sparpfennig zu retten hofften. Ich begab mich eiligst nach der nur eine Viertelstunde nordöstlich von der Hauptstadt gelegenen kleinen Besitzung des Herrn Kronmeier, wo nach der Aussage des Dr. Gallardo in Suchitoto mein Reisegefährte kurze Zeit vor dem Ausbruche des Erdbebens seinen Aufenthalt genommen hatte. In einem Thaleinschnitte an einem von Thermalquellen gebildeten Bassin, mit Gruppen von Cocospalmen, Orangen und Mangobäumen umschattet, stand eine Waldhütte und eine Mühle, welche beide durch das Erdbeben gleichfalls stark gelitten hatten. Nur die Natur erschien noch reizend, lächelnd und unverändert wie vor dem Schauermoment. Ich traf keine Seele, die mir hätte Auskunft geben können. Als ich mich schon wieder voll trostloser

Enttäuschung entfernen wollte, gewahrte ich zufällig am Stamme mehrerer Bäume verschiedene Einschnitte und Zeichen, die augenscheinlich erst kürzlich gemacht worden waren und offenbar irgend einen geheimen Zweck vermuthen ließen. Ich trat näher und erkannte bald zu meiner nicht geringen Ueberraschung mehrere Namen, darunter den meines Freundes und den eines Pachtgutes in der Nähe der Küste. Unzweifelhaft war Dr. Wagner auf den romantischen Einfall gerathen, mir, im Falle ich ihn hier aufsuchen sollte, durch diese in Palmenstämme eingeschnittenen Worte seinen gegenwärtigen Aufenthalt kundzugeben. Leider mußte ich auf das Glück verzichten, den gefundenen Freund unverweilt besuchen zu können. Die Hacienda Tepeyagua, wo sich Wagner befand, lag nämlich noch mehr als eine Tagereise weit auf sehr schlechtem Wege von San Salvador entfernt, und während meine eigenen Maulthiere bereits dermaßen erschöpft waren, daß ich mit denselben die Reise dahin nicht leicht hätte antreten können, erschien es bei der allgemeinen Bewegung unmöglich, andere Thiere zu miethen. Dabei fühlte ich mich selbst derart leidend, daß ich einer Rast und Erholung dringend bedurfte; ich beschloß daher, Dr. Wagner durch einen Boten von meiner Ankunft zu benachrichtigen und vorläufig in dem näher gelegenen ebenso freundlichen als angenehmen Städtchen Sonsonate das Weitere abzuwarten. Noch in den Nachmittagsstunden, trotz einer Glühhitze von 95° Fahrenheit brach ich auf. Unterwegs traf ich zufällig mit dem preußischen Vice-Consul, Herrn Kronmeier zusammen, der mir nun über die Bauminschriften nähere Details gab. Dr. Wagner war nämlich wiederholt krank geworden und konnte daher nicht länger allein auf der halbverfallenen Mühle bleiben; er gerieth daher auf den Gedanken, mich durch Zeichen von seinem veränderten Aufenthalte in Kenntniß zu setzen. Derselbe hatte sich mit der Familie Bogen, angesehenen deutschen Ansiedlern aus Königsberg, nach ihrer Besitzung in der Nähe des Seehafens Libertad zurückgezogen, wo das Erdbeben weniger Ver-

heerungen angerichtet hatte und die gute Pflege der biedern deutschen Familie ihm rasch wieder zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit verhalf. Auch Herr Kronmeier rieth mir ab, selbst nach Tepeyagua zu reisen, wo ich, wie er meinte, ohne helfen zu können, nur die momentan herrschende Noth noch vermehren würde, und übernahm es mit freundlicher Zuvorkommenheit, seinen eigenen Diener mit einem Briefe von mir an Dr. Wagner abzufertigen. Durch einen Conflict von Umständen sah ich leider den schwer entbehrten Freund erst nach langen Wochen in Guatemala wieder.

Von San Salvador nach Sonsonate sind ungefähr 15 Leguas. Mit guten Thieren kann man den Ritt leicht in Einem Tage machen. Da aber meine Maulthiere äußerst erschöpft waren und mein Gesundheitszustand außerdem nur eine langsame Fortbewegung gestattete, brauchte ich dazu fast zwei Tage. Ein großer Theil des ziemlich guten, ebenen Maulthierpfades führte durch einen ungemein reizenden Urforst mit einer Vegetationspracht, die mir vielfach die wundervollen Waldpartien des Sarapiqui im Staate Costa Rica ins Gedächtniß rief. Auf dem Wege nach Sonsonate passirten wir zwei kleine Indianerdörfer, Alteos und Guaymoco. In letzterem, kaum 400′ über dem Meeresspiegel gelegen, war mir besonders das häufige Vorkommen von Kröpfen auffallend, eine Krankheitserscheinung, die in Europa in der Regel nur in Gebirgsländern auftritt. Dieselbe scheint hier indeß weniger von dem Einflusse der Luft und des Wassers als von dem Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe herzurühren. Auch im Staate Nicaragua sind nach den Mittheilungen des Herrn Squier *) Anschwellungen der Kehlkopfsdrüsen in Chinandega, Leon, Granada und Rivas ziemlich häufig, obschon keiner dieser Orte mehr als 150′ über dem stillen Ocean liegt.

Gegen 6 Uhr Abends kamen wir nach La Puerta, einem

*) Nicaragua, its people, scenery, etc. New York 1852, vol. I. p. 154.

einsamen abgelegenen Pachthofe, wo Reisende gewöhnlich die Nacht zuzubringen pflegen. Die Hütte, in welcher ich mein Lager mit zehn oder zwölf Indianern theilen sollte, sah so schmutzig und unheimlich aus, daß ich vorzog, im Freien zu campiren. Ich ließ eine Kuhhaut — die Matratze der Bewohner Central-Amerikas — auf den Boden breiten und streckte mich schicksalergeben auf das harte, wenig behagliche Lager. Dafür wurde ich reichlich durch eines der wunderbarsten Naturschauspiele unseres Erdkörpers entschädigt. Ich genoß hier nämlich zum ersten Male die Ansicht des Feuerberges Isalco, der nächst dem Yorullo in Mexico bekanntlich der einzige Vulcan ist, welcher erst seit Menschengedenken entstanden. Noch vor einigen achtzig Jahren war auf demselben Platze eine Viehweide, wo sich jetzt ein prachtvoller Vulcankegel erhebt, der sich aus seinen eigenen Auswürflingen bereits bis zu einer Höhe von 2500′ aufgebaut hat und noch immerwährend im Wachsen begriffen ist. Alle 10 bis 20 Minuten geschieht eine Eruption, begleitet von einem furchtbaren unterirdischen Donnergetöse, das mit der Entladung eines Artillerieparks viele Aehnlichkeit hat. Vor fünf bis sechs Jahren sollen diese Explosionen noch viel häufiger und regelmäßiger gewesen sein. Die prachtvolle Feuergarbe aus rothglühenden Steinen und aus Lava, welche bis zu einer beträchtlichen Höhe aufsteigt, ist nicht immer sichtiar, das wilde Getöse hingegen wird fortwährend viele Meilen weit gehört. Dr. Wagner hat diesen merkwürdigen Feuerberg einen Monat später bestiegen, und wird die Resultate seines mehrtägigen interessanten Aufenthaltes auf dessen Abhängen in einer besonderen Schrift veröffentlichen.

Ein heftiger tropischer Regenschauer unterbrach plötzlich mein ehrfurchtvolles Bestaunen dieser wundervollen Naturerscheinung und zwang mich, in der erbärmlichen Waldhütte Schutz zu suchen. Es war nur mehr wenig Raum für mich und meinen Diener vorhanden. Zehn oder zwölf nackte Indianer mit weißen Tüchern

bedeckt, neben sich das unzertrennliche lange Waldmesser, lagen theils auf der Erde, theils in halb zerrissenen Hängematten aus den Fäden der Aloe, so daß für mich nur mehr nahe am Eingange ein Plätzchen übrig blieb. Ich ließ nun meinen Hammak befestigen, und legte mich mitten unter diese unheimlichen Schmutzgestalten zur Ruhe. Das war eine grauenvolle Nacht! draußen goß und stürmte es mit aller Gewalt eines tropischen Gewitters; Cuyoten und Brüllaffen heulten im nahen Walde, und das unterirdische Getöse des Isalco tönte wie schweres Belagerungsgeschütz dazwischen. — Im Innern der luftigen Waldhütte ging es nicht behaglicher her. Nur aus dünnen Baumstämmen zusammengefügt, ohne Fenster, ohne Thüren, ohne irgend einen Verschluß, ist ein solcher Raum gewöhnlich zugleich der Aufenthalt von Schweinen, Hühnern, Enten, Hunden, Katzen, Fröschen, Fledermäusen, Skorpionen, Schlangen, Eidechsen und noch vielem anderen Ungeziefer, das des Nachts aus dem Boden und den hohlen Baumstämmen kriecht und sich ganz ungenirt auf die Haut des Schläfers setzt.

Mitten in der Nacht, wo sich doch der Mensch dem Schlafe und der Ruhe hingeben sollte, fingen die Indianer plötzlich unter sich zu reden an. Sie sprachen spanisch, aber so undeutlich und leise, daß man sie nicht verstehen konnte. Unter den Verhältnissen, in welchen ich mich befand, in einem engen, stockfinsteren Raume, umgeben von einem Dutzend roher, bewaffneter Halbwilder, hatte ich alle Ursache vorsichtig zu sein. Ich führte stets einige Stearinkerzen für außerordentliche Fälle bei mir. Noch war mir eine einzige übrig geblieben, und ich zündete sie nun an, um wenigstens zu sehen, was um mich her vorging. Die meisten Indianer lagen auf der Erde und schienen von Muskitos oder anderen Insecten geplagt, denn sie schlugen unaufhörlich mit der flachen Hand, wie zur Abwehr, auf den nackten Körper; einige von ihnen hatten sich vom harten Lager erhoben und waren, das Waldmesser in der Hand, ins Freie gegangen. Nachdem ich mich meiner Waffen ver=

sichert hatte, legte ich mich wieder in meine Hängematte, mehr um auszuruhen, als um weiter zu schlafen. Auch mein Diener war durch die seltsame Conversation der Indianer in der Mitte der Nacht aufgeschreckt worden und blieb wachend neben mir sitzen. Seitdem die Stearinkerze einen sanften Schein über den ganzen Raum warf, hatte die Nachtscene bedeutend an Unheimlichkeit verloren. Ich konnte jetzt deutlich sehen, was in der Waldhütte vorging, und vermochte jede Bewegung unserer verdächtigen Schlafcameraden zu beobachten. Leider verzehrte der Wind, der von allen Seiten durch die Hütte blies, noch früher die Kerze, als es Tag wurde, und so stellte sich bald wieder die vorige Finsterniß ein. Ich trat, den Revolver im Gürtel und die Doppelflinte über die Achsel geschwungen, ins Freie. Der Regen hatte aufgehört. und der ausgetrocknete, durstige Boden hatte die niedergefallene Flüssigkeit völlig wieder verschlungen, die Luft war unendlich milde, und durch das zerrissene Gewölk ließen sich bereits wieder einzelne Sterne blicken. Auch die Thierstimmen im benachbarten Urwalde veränderten sich mit dem Nahen des Tagsgestirns; das unheimliche Gelärme der Cicaden, der Frösche und Unken, sowie das Geheule der Cuyoten und Allouaten war seltener geworden, und heitere, gefiederte Waldsänger trillerten ihren Morgengruß lustig vom grünen Blatte weg in die Luft. Nur der Feuerberg Isalco ließ sich noch mit der nämlichen schauerlichen Stimme vernehmen; es war dasselbe dumpfe Stöhnen wie am vergangenen Abend. Die Feuersäule hingegen war nicht mehr sichtbar, sondern blieb durch düsteres Gewölk dem Auge entzogen. Ich verweilte im Freien bis es Morgen ward, und obschon durch die kriechende und fliegende Thierwelt rings um mich her, noch mannigfaltigeren Gefahren ausgesetzt als im Innern der Waldhütte durch halbwilde Indianer, fühlte ich mich dennoch hier behaglicher und zuversichtlicher, wie im engen, schwülen, finsteren Raume unter den braunen Genossen, denen nur der Muth, keineswegs aber der Wille zu mangeln schien, sich meiner

Person und meiner Habseligkeiten zu bemächtigen. Gar peinlich ergreift den gebildeten Reisenden der Gedanke, seine Mitmenschen gleich wilden Thieren scheuen und meiden zu sollen; aber die Sagen von beraubten Fremdlingen, welche von Zeit zu Zeit an sein Ohr dringen, sowie die einsamen Grabeshügel ermordeter Wanderer, auf die er zuweilen unterwegs stößt, lassen wohl einen gewissen Grad von Verdacht und Vorsicht gerechtfertigt erscheinen. Mir selbst ist zwar während meiner langen und vielfachen Wanderungen in den Tropen niemals ein ernster Unfall zugestoßen, und nach meinen persönlichen Erfahrungen habe ich wahrlich nicht Ursache, mich über die unehrliche oder diebische Natur der Eingeborenen zu beklagen; allein es würde gleichwohl von wenig Beurtheilungsgabe zeugen, wollte man darum das Reisen in Central-Amerika durchgängig als sicher und ungefährlich bezeichnen. Wenn ich von dem peinlichen Gefühl verschont blieb, meine Schießwaffe als Wehrinstrument gegen einen mordlustigen Nebenmenschen gebrauchen zu müssen, so lag dies weit mehr in einer glücklichen Fügung, als in dem sittlich-biedern Charakter der einzelnen Völkerschaften, mit denen ich verkehrte, und welche schon ihrer verschiedenen Abstammung wegen den Weißen feindlich und gehässig gegenüber stehen.

Ich ließ aufbrechen, bevor es Tag geworden war, und ritt noch einen Theil des Weges im nächtlichen Dunkel. Abgesehen von der Unheimlichkeit unseres Aufenthalts, gebot schon die heiße Region, in welcher wir uns befanden, diese Vorsicht, um noch in der Kühle des Morgens, vor dem Beginne der schwülen Tagesstunden eine Raststation zu erreichen. Die Reise ging mehrere Stunden lang durch einen ungemein reizenden, parkähnlichen Wald, dessen Baumreichthum den wohlthätigsten Schatten gewährte und wenig die Glühhitze ahnen ließ, welche bereits die Sonne zur Erde sandte. Mehrere Male kamen wir an einsamen Gräbeshügeln mit hölzernen Kreuzen vorüber, welche nach der Aussage unseres Führers

die Gebeine ermordeter Wanderer bargen. Es verging sonst selten ein Monat, erzählte der geschwätzige Peon, wo nicht in diesem Walde ein Mord verübt wurde, und noch jetzt, meinte er, sei es nicht ganz geheuer; aber die Gefahr habe bedeutend nachgelassen, seitdem die Regierung mit solch unerbittlicher Strenge gegen die Uebelthäter verfährt. Auch der Umstand, daß gerade in Folge der Zerstörung der Hauptstadt ein lebhafter Verkehr stattfand, machte das Reisen weniger unsicher. Wir begegneten zahlreichen Indianern, welche vollständige, schwerfällige Kästen in einem Gewichte von wenigstens 120—150 Pfund von Salvador nach Sonsonate auf dem Rücken trugen, und für diese Reise (54 englische Meilen) einen Trägerlohn von 20 Realen (6 fl. 15 xr. rh.) erhielten. Gegen Mittag passirten wir einen kleinen Fluß von so einladender Frische, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, unsere kleine Caravane Halt machen zu lassen, und mich in dessen spiegelklaren Fluthen zu baden. Einer der Führer empfahl mir, vor den Crocodilen auf der Huth zu sein, aber es scheint, daß auch hier die Furcht der Eingeborenen vor diesen Flußungeheuern größer ist, als die wirkliche Gefahr; wenigstens ist mir niemals ein Fall bekannt geworden, wo ein Badender durch den Biß eines Crocodils verunglückt wäre. Bedenklicher ist das Baden an den Mündungen der Flüsse oder am Meeresstrande; allein selbst dort mag man mit einiger Vorsicht sich diesem köstlichen, heilbringenden Genusse ohne Bedenken hingeben.

Nach einem kurzen Aufenthalte im alten Indianerdorfe Isalco wurde die Reise bis nach Sonsonate fortgesetzt, wo wir endlich in den Nachmittagsstunden des 28. April schwer ermüdet anlangten. Mit einem Empfehlungsschreiben an einen dortigen angesehenen Arzt, den Doctor Ypiña, versehen, fanden wir in dessen Hause eine warme, gastliche Aufnahme. Leider gestattete unser Gesundheitszustand nicht, uns sogleich wieder der gewohnten Thätigkeit zu überlassen, und nach dem Wunsche des freundlichen Hauswirthes

in seiner Begleitung die wichtigsten Puncte der Umgebung zu durchwandern. Mehrere Tage lang blieben wir an's Zimmer gefesselt, und während wir sonst bei gesundem Leibe den größten Genuß im Sammeln, Forschen und Beobachten fanden, sehnten wir uns jetzt, erschöpft und überarbeitet wie wir waren, nach keinem andern Genuß als den der Ruhe. —

---

## Acht und zwanzigstes Kapitel.

# Der Untergang der Hauptstadt San Salvador in der Osternacht 1854.

Düstere Vorzeichen. — Eine unterbrochene Andacht. — Der Vulcan von San Salvador. — Untrügliche Zeichen vormaliger Thätigkeit des Vulcans. — Kirchliche Festlichkeiten am Ostermorgen. — Der große Spaziergang der Heiligen. — Ein Warnungsstoß. — Fieber, Erdbeben und Finsterniß. — Der Himmel kurz vor der Katastrophe. — Der Untergang. — Eine nächtliche Wanderung durch die zerstörte Stadt. — Das Innere des Franciscanerklosters. — Die Thurmuhr des Universitätsgebäudes. — Der Augustinermönch Estévan Castillo. — Edle Aufopferung des Präsidenten. — Trostlose Lage. — Eine Weissagung des Bischofs, die nicht in Erfüllung geht. — Die Bestrebungen der Gase und feuerflüssigen Materien im Erdinnern. —

Die Hauptstadt San Salvador, welche um das Jahr 1528 von spanischen Einwanderern gegründet worden war und zur Zeit der letzten Katastrophe ungefähr 18,000 Einwohner zählte, stand auf einem Plateau in der fruchtbarsten Gegend des Landes in einer Erhebung von 2,200′ über dem stillen Ocean. Ohne eine besondere Merkwürdigkeit besaß sie gleichwohl mehrere schöne Kirchen und Klöster, ein ganz neu eingerichtetes Universitätsgebäude und viele hübsche Privathäuser. Von allen central-amerikanischen Städten, die ich gesehen, hatte San Salvador nächst Guatemala das sauberste, wohnlichste Ansehen. Es gab sehr viele Verkaufsbuden, und der Krämergeist war hier ebenso vorherrschend wie in San José,

nur fehlte dem Handelsstande das Vertrauen, die Sicherheit und der lucrative Exportartikel jener Hauptstadt von Costa Rica. Der Indigo ist trotz seiner Schönheit bei weitem keine so günstige Weltwaare als die Kaffeebohne, welche sich so ganz besonders für Boden und Klima Central-Amerikas eignet und deren allgemeine Cultur lediglich an dem Mangel des Vertrauens in die Zukunft scheiterte. Zwar hatte der Präsident Dueñas, dessen Regierungszeit eben abgelaufen war, an Don José Maria San Martin einen energischen, wenn auch geistig minder begabten Nachfolger gefunden. Aber ein düsterer Zweifel an dem Fortbestande des innern Friedens lastete auf allen Gemüthern. Dazu kam noch das furchtbare Ereigniß der Osternacht 1854, welches der Verfasser dieses Kapitels miterlebte, und dessen kurze Schilderung ihm in den folgenden Blättern gestattet sein möge.

In dem oberhalb der Stadt San Salvador gegen Südwest gelegenen Theile der Hochebene hörte man am 12. und 13. April ein dumpfes, unterirdisches Rollen, das in Pausen wiederkehrte und oft mehrere Minuten lang unausgesetzt anhielt. Es schien von den Bergen zu kommen, die vom Fuße des nahen Vulcans, in südwestlicher Richtung einen großen Halbkreis bildend, auslaufen. Sehr deutlich hörte man dieses unheimliche Getöse, das von keiner Erderschütterung begleitet war, auf Monserate und in der kleinen Hacienda, welche die deutsche Familie Bogen aus Ostpreußen bewohnte.

Am Charfreitage um halb acht Uhr verspürte man in der Hauptstadt von San Salvador und in deren nächster Umgebung zwei schwache, aber rasch auf einander folgende Erdstöße, welchen 10 Minuten darauf ein etwas stärkerer Stoß folgte. Dach und Mauern meines Wohnhäuschens erzitterten, ohne daß ich im ersten Augenblicke den Grund errieth. „Es un temblor“, sagte Martino, der junge Neuspanier, der mich bediente, mit ruhiger Miene. Er war ein Kind des Landes, und daher an dieses Phänomen des

Schaukelns und Bebens, das uns Europäern so tiefes Entsetzen einflößt, gewöhnt. Die Umgebung von San Salvador ist dieser Schütter- und Schaukelgewohnheit wegen im Lande übel berüchtigt, und die Eingeborenen selbst pflegen diese Gegend deßhalb die „Hängematte“ zu nennen. So viele kleine Erdstöße hier aber auch alljährlich, besonders bei Anfang und Ende der trockenen Jahreszeit vorkommen, so war doch seit Menschengedenken das unterirdische Rütteln hier nie von der zerstörenden Art, wie in Valparaiso oder Lima, wo man durchschnittlich in jedem Jahrhundert auf Eine totale Zerstörung rechnet. Auch betrachtete man den Vulcan Isalco, der 16 Leguas südlich von der Hauptstadt San Salvador in permanenter Thätigkeit ist, als einen ableitenden Schornstein für die Dämpfe und die flüssigen Materien des tiefen Feuerheerdes, oder nach Humboldt's Wort, als ein Sicherheitsventil gegen verheerende Erderschütterungen.

Die Stöße dauerten den ganzen Charfreitag in ziemlich regelmäßigen Pausen, zwei bis drei in jeder Stunde, fort. Alle hatten die gleiche Richtung von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost. In dieser Richtung liegt, ungefähr 500′ höher als die Stadt, der große Krater von Cuscatlán, eine kleine Legua von derselben entfernt. Von dorther schienen die Stöße zu kommen.

In San Salvador, wo die Charwoche mit allem möglichen religiösen Pompe gefeiert wird, ließ man sich durch die Erdbeben des Charfreitags in der Theilnahme bei den Processionen und am Besuche der Kathedrale wenig stören. Gleichwohl kam es ein paarmal vor, daß die andächtige Menge, angstbleich aus den heiligen Hallen fliehend, den Thüren zustürzte, sobald Ruck und Stöße ungewöhnlich stark wurden. Denn selbst an der heiligen Stätte vertraut dieses andächtige Volk nicht so ganz dem Schutze der überirdischen Mächte, wenn die unterirdischen grollen.

Um halb neun Uhr Abends desselben Charfreitags kam ein derart heftiges Erdbeben, daß die Häuser bis auf den Grund

wankten und die Dächer krachten. Die Mauern bekamen einige Risse, der Kalk fiel von den Wänden und zahlreiche Dachziegel stürzten herab. Der Stoß hatte in starken Wellenschwingungen wenigstens 8 Secunden gedauert, und wäre die Bauart der Häuser (sie sind alle niedrig und in die Breite gebaut, ohne obere Stockwerke, mit Wänden von Lehmkoth, welche bedeutende Elasticität besitzen, und mit Dachstühlen aus biegsamem, enggeflochtenem Rohr) nicht so trefflich zum Widerstand gegen die stärksten Erschütterungen geeignet, so würden die Gebäude wahrscheinlich in Masse gefallen sein. Alles flüchtete in's Freie. Obwohl hierauf eine volle Stunde ohne weiteres Schwanken verstrich, beschlossen wir doch unser Lager im Freien aufzuschlagen. Unser Landsmann, Herr Kronmeier, preußischer Vice-Consul, kam um elf Uhr Nachts nach Hause, belächelte unsere Vorsicht, und legte sich im Zimmer schlafen. Derselbe war an diese unheimliche Erscheinung gewöhnt, obwohl auch er gestand, während eines sechszehnjährigen Aufenthalts in Central-Amerika und Mexiko noch keinen so erdbebenreichen Tag erlebt zu haben. Die Stöße dauerten die ganze Nacht fort. Innerhalb 24 Stunden zählten wir deren 42. Von Sonnabend Morgens an wurde es wieder ruhig.

Die Hauptstadt San Salvador lag 2100′ über dem Meere, auf einer fruchtbaren Hochebene von etwa 7 □Leguas Ausdehnung, an deren Nordwestseite sich der Vulcan erhebt. Die Entfernung der Stadt vom Fuße des Vulcans beträgt eine kleine Legua. Der alte Feuerberg bildet, von dieser Seite gesehen, einen schönen Kegel mit sanft gerundetem Gipfel; die Abhänge sind nach oben bis zum höchsten Puncte mit Wald bedeckt. Der Krater ist ganz erhalten, hat aber eine halbe Legua im Umfang und ist in der Tiefe mit Wasser angefüllt. Derselbe erhebt sich etwa 1000′ über dem Tafellande, dem er aufgesetzt ist. Tief unter seinem Kegel senkt sich am Vulcane ein halbkreisformiger Höhenzug herab, der die Forsetzung des Berges gegen Süden bildet. Andere Berge

setzen jenseits des Hochthals von Santa Tecla den halbkreisförmigen Höhenzug fort. Sie überragen in wechselnder Höhe von 1000 bis 1600′ die Hochebene. — Die Gipfelpyramide des Vulcans von San Salvador ist der Rest der eingestürzten Kraterwand. Der Höhenzug unter dem Gipfel, der noch zur Vulcangruppe gehört, hat eine Länge von ungefähr 1½ Leguas und fällt in der Richtung von Nordost nach Südwest in das kleine schöne Thal von Santa Tecla ab. Ein niederer schmaler Hügelzug bildet am Fuße des Vulcans eine Art von Querjoch zur Verbindung mit jenen Bergen, die an der Südseite des Thales sich erheben und in südlicher Richtung fortsetzen. Sie bestehen aus Trachytporphyr und sind theilweise mit vulcanischem Tuff bedeckt.

Bestimmte Kunde von einer früheren Thätigkeit des Vulcans hat man nicht. Der Sage nach soll im Jahre 1659 ein Lavaausbruch aus einer Spalte des Vulcans stattgefunden und das Dorf Nehapa von der Nordwestseite verschüttet haben. Nach anderen Sagen war es keine wirkliche Feuer-Eruption, sondern nur ein Schlammausbruch, der jenes Dorf verheerte. Merkwürdige Aufschlüsse über den geologischen Bau dieses Tafellandes giebt der tiefe Thaleinschnitt des Rio Aselhuate, der vom Vulcan herunterkommt, der einzige Fluß dieser Gegend. Derselbe ist in der trockenen Jahreszeit ein kleiner Bach; in der Regenzeit tritt er oft über seine Ufer und richtet furchtbare Verheerungen an. Dieser Fluß, der seinen Lauf in nordöstlicher Richtung fortsetzt, hat ein schmales aber tiefes Thal mit theilweise senkrechten Felswänden zu beiden Seiten ausgewaschen und somit das obere Schichtenprofil der Hochebene in einer Mächtigkeit von 160 bis 200 Fuß aufgeschlossen. Zwischen den vulcanischen Tuff- und Conglomeratschichten aus zerriebenem Trachyt und vulcanischer Asche zusammengebacken und wohl zumeist ein Product alter Schlammströme, sieht man Schichten von schwarzer, basaltischer, sehr compacter Lava wechsellagern. Es sind also untrügliche Zeichen der vormaligen lang-

jährigen Thätigkeit des Vulcans vorhanden, der einst die ganze Gegend umher mit Aschenregen, Lava und Schlammströmen überschüttete, und zum größten Theile das Material lieferte, aus welchem das fruchtbare Tafelland sich bis zu seiner gegenwärtigen Höhe aufbaute.

Der Frühmorgen des Ostersonntags wurde uns durch das Knallen der Raketen und das fröhliche Spiel der Militärmusik angekündigt. Die Menge zog in festlichen Processionen nach der Kathedrale zur Messe und zum Hochamt. Die Häuser waren mit Pisanglaub und Palmenzweigen hübsch geschmückt. Das Sanctissimum wurde im Triumph durch die geschmückten Straßen geleitet. Lange Processionen folgten, die Señoras und Señoritas der Stadt trugen ihren reichsten Putz zur Schau. Nachmittags war „der große Spaziergang der Heiligen". Kolossale Heiligenbilder aus Holz geschnitzt und mit neuen kostbaren Kleiderstoffen prachtvoll aufgeputzt, wurden nämlich am Ostersonntage nach herkömmlicher Sitte aus den Kirchen durch die Straßen getragen. Wo immer sich die Heiligen in den Straßen begegnen, hält man still und läßt sie sich gegenseitig umarmen. Die begleitende Volksmenge begrüßt diese Scenen mit unendlichem Jubel und viele Hunderte von Raketen steigen dabei in die Lüfte. Das streng katholische Volk überläßt sich am heiligen Ostertage zuerst seiner Andacht, dann seiner muntersten Lustigkeit. Der Tag wurde mit Musik, Raketenlärm und Schmausereien geschlossen.

Gleich nach neun Uhr Abends erfolgte plötzlich ein sehr heftiger Erdstoß, weit stärker als die stärksten des Charfreitags. Er war von dumpfem Getöse bis ans Ende begleitet. Die Mauern schienen diesmal bis zum Grunde zu wanken, die Dächer knarrten und klapperten, hie und da stürzten Mauerstücke ein und besonders viele Dachziegeln herunter. Sehr viele Häuser hatten Risse bekommen. Ich lag im leichten Fieberschauer im Bett und wurde durch das Getöse geweckt. In demselben Augenblick stürzte in

meiner Stube die obere Kalkbedeckung der Wand herab; ein Theil davon fiel mir auf den Kopf und das Gesicht, während der Staub dermaßen meine Augen traf, daß ich einige Minuten unvermögend war zu sehen. Ich sprang aus dem Bette und tappte nach der Thür, die ich unglücklicherweise verschlossen hatte. Endlich gelang es mir, dieselbe zu finden und den Hof zu erreichen, wo ich bereits alle übrigen Hausbewohner lautschreiend und betend beisammen fand.

Nach einigen Minuten hatte sich jedoch der Todesschrecken der Leute wieder gelegt. Man scherzte und lachte sogar über die Flucht und die Bestürzung. Das furchtbare Phänomen kommt hier zu häufig vor, um einen nachhaltigen Schrecken zu verursachen, selbst wenn die Stöße sehr stark sind. Man ist schon zufrieden, wenn nur die Häuser nicht fallen. Meine Hausgenossen ließen gleichwohl ihre Betten in den Hofraum stellen und die Thüren ihrer Wohnungen öffnen. Man bezeugte viel Mitgefühl als man hörte, daß ich etwas beschädigt worden und trug mein Bett unter die Gallerie des Corridors. Ein junger Doctor, mein nächster Stubennachbar, meinte zwar, es werde diese Nacht kein starker „temblor“ mehr kommen; dagegen äußerte ein Geistlicher: das Haus sei alt, der Dachstuhl morsch und Vorsicht jedenfalls empfehlenswerth. Meine Hausgenossen gingen dann in ihre Zimmer zurück, verzehrten bei offenen Thüren die Reste des Osterschmauses, und die Conversation handelte natürlich eine Stunde lang fast ausschließlich von dem schrecklichen „temblor.“

Schlaflos schaute ich mir inzwischen unter der offenen Halle den nächtlichen Himmel an. Der Tag war wie gewöhnlich sehr warm gewesen und das Thermometer in der Mittagsstunde bis auf 88° Fahrenh. gestiegen. Eine gethürmte Haufenwolke (Strato-Cumulus) lagerte gebirgsartig um den abnehmenden Mond. Gegen 10 Uhr verschwand sie. Der Mond leuchtete freundlich durch eine klare und ruhige Atmosphäre. Nur einzelne dunstige

Schleier, die leichten Wolkenformen des Cirrus und des Cirro-Stratus lagerten unbeweglich an einzelnen Puncten des Horizonts. Nichts schien in der Atmosphäre ein ungewöhnliches Naturereigniß zu verkünden.

Um 10 Uhr 30 Minuten erfolgte der schreckliche Stoß, der San Salvador zum Schutthaufen machte. Er begann mit einem heftigen Getöse und Rütteln, die Erde schwankte wie gehoben von einem unterirdischen Meere. Die Erderschütterung und der sie begleitende Donner, immer in derselben Richtung wie die früheren Erdstöße, dauerten 10 bis 12 Secunden. Das Krachen und Stürzen der Mauern und Dächer übertäubte den Donner. Eine ungeheure Staubwolke erhob sich. Das Angst- und Jammergeschrei der sich Flüchtenden war unbeschreiblich. Ihm folgte ein allgemeines lautes Beten, ein jammernder Anruf der „Maria Santissima" und „aller Santos," endlich ein tausendstimmiger Klage- und Bittgesang von allen Plätzen, wohin die Menge sich geflüchtet hatte. Die deutsche Familie Bogen aus Königsberg, die eine halbe Stunde oberhalb der Stadt ein Landhaus bewohnte, hörte deutlich, selbst von so großer Entfernung, das aus den Trümmern tönende Jammern, das Beten und das Singen.

Es begann jetzt eine Scene, welche meine Feder kaum zu schildern vermag. Wie matt waren neben ihr die schauerlichsten Episoden meines Lebens — wie blaß alle Kriegs- und Revolutionsscenen, die ich in der alten Welt mit angesehen! Dort hatte man es mit bekannten Erscheinungen und mit Gegnern von Fleisch und Blut zu thun, nicht mit den unbekannten grauenvollen Mächten der Tiefe, deren Wesen wir kaum ahnten. Die Erdstöße dauerten bald schwächer, bald mit furchtbarer Stärke in den kürzesten Pausen fort. Man zählte bis zum Abend des Ostermontags gegen 120 Erdstöße! Der dumpfe Donner, der sie begleitete, glich den schweren Geschützsalven einer unterirdischen Schlacht. Zuweilen rasselte es und der Boden schwankte minuten-

lang ohne eigentlichen Erdstoß. Haus und Habe gab man verloren, die Leute zitterten nur noch für ihr Leben. Denn bei so starken Schwankungen des Bodens, der in allen Richtungen Risse bekommen, fürchtete man jeden Augenblick, daß die Erde sich unter unsern Füßen öffnen und alles Lebendige in ihrem Schlunde begraben würde. Die Menge wechselte nach jedem neuen Erdstoße das Gebet und den Namen des Heiligen, welcher helfen sollte. Aber sei es, daß die Santos nicht hörten, daß sie nicht helfen wollten oder nicht konnten, die Erdwellenstöße und die unheimliche unterirdische Artillerie arbeiteten und brüllten unerbittlich fort. Nach einigen Stunden hatten sich die gefaßteren Männer auch an diesen Spuk fast gewöhnt und trafen Maßregeln polizeilicher Sicherheit, denn man fürchtete Plünderungen und Diebereien, besonders von Seiten der Indianer.

Etwa um 1 Uhr nach Mitternacht kam einer meiner Bekannten über die Mauertrümmer unseres Hofes gestiegen, um sich nach mir, den er fieberleidend wußte, umzusehen. Er schlug mir einen Gang durch die Stadt im Mondschein vor. Wir schlugen zunächst die Richtung nach dem Marktplatz ein, wo die Kathedrale stand. Daß die ganze Stadt zerstört sei, davon überzeugte ich mich erst jetzt; auch nicht Ein Haus hatte dem letzten furchtbaren Erdstoß widerstanden. Was von den Gebäuden nicht in Trümmern lag, hatte so viele Risse und Beschädigungen bekommen, daß an ein ferneres Wohnen darin nicht zu denken war. Am besten schien noch die Kathedrale, ein mehr elegantes als imposantes Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert, dem Erdbeben Trotz geboten zu haben. Doch war auch von dieser Hauptkirche der Glockenthurm eingestürzt und das Portal in Trümmern, und die Mauer klaffte an einigen Stellen in weiten Rissen auseinander. Alle übrigen Kirchen hatten noch mehr gelitten, mit Ausnahme des alten Franciscanerklosters. Im Innern dieser heiligen Hallen, deren Thüren zum Theile offen standen, sah es jetzt sehr wüst aus. Es waren so

viele Steine vom Dachstuhl und so vieles Mauerwerk herabgestürzt, daß die meisten Altäre entweder ganz in Trümmern oder doch mit Schutt überdeckt lagen. Mehrere von den kolossalen, geputzten Heiligenfiguren waren aus den Nischen gefallen und Staub und Steine bedeckten ihre schönen Kleider. Das Volk, das sie noch Tags zuvor in jubelndem Triumph durch die Straßen getragen, kümmerte sich jetzt nicht um sie. Jeder dachte in diesem Augenblicke nur an die Rettung seines Lebens und seiner besten Habe. Von dem Universitätsgebäude war Ein Flügel mit dem neuen Thürmchen stehen geblieben und die Glocke der Uhr schlug regelmäßig ihre Stunden fort. Vom bischöflichen Gebäude war die Decke eingestürzt; der Bischof, Don Tomaso Saldaña, ein wegen seiner Frömmigkeit und seines tugendhaften Wandels mit Recht hochgeehrter Mann, hatte gleichfalls einige Steine auf das gesalbte Haupt bekommen, wie wir Profanen auch. Noch stärker verletzt war der Expräsident der Republik, Señor Dueñas, einst Mönch, dann Advocat und Staatsmann — unstreitig die erste Capacität des Landes.

Die Straßen waren öde, nur von einzelnen Wachtposten besetzt, und man mußte, um sie zu passiren, oft über viele Trümmer steigen. Im Innern der Häuser herrschte Grabesstille. Das Volk hielt sich selbst in den breitesten Straßen nicht sicher, sondern kauerte auf den großen Plätzen, Vornehme und Arme untereinander. Die steife spanische Etikette, welche hier die verschiedenen Stände trennt, hatte in dieser Schauernacht aufgehört. Reiche und Bettler schrieen, beteten und sangen vereint, so oft ein neuer starker Erdstoß mit seinen schaurigen Detonationen sie erschreckte. Der neue Präsident, Don José Maria San Martin, zeigte Geistesgegenwart und Fassung und gab energische Befehle zum Schutze des Eigenthums.

An der Ecke der Kathedrale begegneten wir dem Augustinermönche Don Estévan Castillo, unserem lieben Bekannten, der einer

der besten Familien des Landes angehört. Er ist der geistreichste und merkwürdigste Mann, den ich in Central-Amerika gefunden; ungemein wißbegierig, voll von philosophischen Grübeleien, hatte derselbe besonders Einen Geisteszug mit Pascal gemein: er liebte es nämlich, mit mir von den großen Weltgeheimnissen zu reden, an welchen die Denker und Philosophen aller Völker und Zeiten sich längst zu Schanden gedacht. Unser letztes Gespräch über das blinde Walten der Naturkräfte paßte seltsam zu der Schauerscene, die uns umgab. Der Mönch drückte mir schweigend die Hand. Er war von handfesten Leuten begleitet, um Verschüttete aufzusuchen und auszugraben, während der Bischof mit dem übrigen höheren Klerus inzwischen die Flucht in der Richtung von Cojutepeque ergriffen hatte. Bei Tagesanbruch hatte man schon gegen hundert Leichen aus dem Schutte hervorgezogen. Ohne den vorausgegangenen starken Warnungsstoß, der den Bewohnern Vorsicht empfohlen hatte, wären Tausende verschüttet worden und der Verfasser dieser Zeilen würde wohl nie wieder die Feder geführt haben, da auch die Decke seines Zimmers dem Erdbeben nicht widerstanden hatte.

Die aufgehende Sonne des Ostermontags beleuchtete eine klägliche Scene. Verstört und angstbleich irrte ein Theil der Bevölkerung in der Stadt umher, während die Mehrzahl in der Richtung von Apopa und Cojutepeque mit Zurücklassung aller Habe geflohen war. Unter den Frauen, deren viele im äußersten Negligée sich zeigten, bemerkte ich die Frau des Präsidenten, welche ihren Mann beschwor, von dieser Stätte des Grauens gleichfalls zu fliehen. Der Präsident aber blieb seiner Pflicht getreu und fuhr fort mit Energie zu handeln. Ein auf dem Universitätsplatz unter einem Zelte lagerndes Kriegsgericht ließ jeden Dieb erschießen, der auf frischer That ertappt und durch zwei Zeugen überwiesen war.

Da die Ruine San Salvador kein Obdach mehr bot, so kehrte ich früh Morgens zu Fuß nach der Hacienda des Herrn Kronmeier zurück. Unterwegs hatte ich vier Erdstöße auszuhalten,

darunter einer von der größten Stärke und von den heftigsten Schwankungen des Bodens, der 6 bis 7 Secunden dauerte, begleitet wie immer von einer starken Detonation, die im Freien viel deutlicher zu hören war, und vollkommen den Ton der Salven des Vesuvs hatte, wenn man bei kleinen Eruptionen in dessen Krater nahe dem rauchenden und Steine schleudernden Schlunde steht. Immer bestimmter wurde jetzt meine Ueberzeugung, daß der Centralsitz dieser unterirdischen Action, von dem die Stöße ausgingen, sehr nahe sei, und daß die Dämpfe und glühenden Massen der Tiefe hier einen neuen Ausgang suchen.

Das Landhäuschen des Herrn Kronmeier war stehen geblieben; seine tiefe Thallage hatte es geschützt. Doch hatten die dicken Mauern viele Risse bekommen, und so viel Mauerwerk war von den Wänden gefallen, daß es doch nur ein unsicheres, unbehagliches Obdach bot. Von der schroffen Hügelwand zur Linken des Flußbettes waren Erdmassen und Felsblöcke in großen Stücken herabgestürzt, und die Hauptthermalquelle, die vom Fuße dieser Hügel hervor kam, hatte aufgehört zu fließen. Der Mühlcanal war wasserleer. Eine der Cocospalmen war umgeknickt. Die Landschaft, die mir früher so lieblich erschien, stellte sich mir jetzt melancholisch und unleidlich dar. Dazu kam die allgemeine Flucht, selbst aller Haciendabewohner der Nachbarschaft. Nur Diebe und Vagabunden streiften noch umher. Herr Kronmeier hatte sich nach Apopa geflüchtet, drei Leguas östlich von San Salvador, wo die Erdstöße nur wenig verspürt wurden. Ich war allein in der Hacienda, ohne Lebensmittel und ohne Lastthiere, die alle gestohlen waren, also ohne die Mittel, diesen Schauplatz der Verödung zu verlassen, da ich, noch fieberleidend, keine weite Fußwanderung unternehmen konnte. Fremde Lastthiere waren um keinen Preis zu miethen, indem alle von den reichen Kaufleuten für das Fortschaffen ihrer Waaren in Beschlag genommen waren. Alle Flüchtlinge, die wir nach dem Grunde ihres eiligen Fortziehens befragten, gaben die

gleiche Antwort: „der hochwürdige Bischof habe nach der Zerstörung der Stadt gesagt, die ganze Gegend von San Salvador werde noch vor dem Neumond in den Schlund der Erde versinken.“ Diese Weissagung hat sich zwar nicht bewährt, indem der Neumond kam und die Ruinen der Hauptstadt sammt den Chacras und Haciendas noch immer auf der Oberfläche stehen blieben. Indessen dauerten die Erdbeben und das unterirdische Getöse fort, wenn auch nicht jeden Tag 120 Erdstöße zu spüren waren, wie zwischen den beiden Osternächten. Allem Anschein nach suchen die unterirdischen Kräfte hier irgendwo die Erdkruste zu sprengen und einen neuen Schornstein für ihre Dämpfe, Gase und feuerflüssigen Mineralien zu bauen. Wer dann im Bereich dieses neuen Kraters, seiner Aschenregen und seiner Lavaströme wohnt, hat immerhin für sein Leben zu fürchten.

## Neun und zwanzigstes Kapitel.

# Sonsonate.

Geschichtliches. — Lage und Klima. — Die Bevölkerung und ihre Beschäftigung. — Statistisches. — Tägliche Consumtion. — Aufhebung des Gymnasiums. — Primärschulen. — Das Spital von San Juan de Dios. — Krankenstatistik. — Padre José Maria Navarro. — Uniform und Talar. — Der Feuerberg Isalco. — Thätige Vulcane in der Regel weniger gefährlich als ruhende. — Kirchliche Zustände. — Die indianische Bevölkerung. — Tlaskaltekische Ansiedlungen im Staate San Salvador. — Der Hafenort Acajutla. — Ausflug nach einigen Pachthöfen in der Umgebung. — Vergleich der tropischen Culturgärten mit den europäischen Feldern. — Landwirthschaftliches. — Preise verschiedener Lebensmittel. — Ein Wort Robert Burns, das vortrefflich auf die Indianer Central-Amerikas paßt. — Zarte Aufmerksamkeit meines Hauswirthes. — Die verschiedenen Vorschläge zur Anlegung der neuen Hauptstadt. — Das Hochthal von San Tecla. — Vortheile desselben für eine Niederlassung. — Seltene Anhänglichkeit an die Scholle. — Fünfmal zerstört und ein sechstes Mal wieder aufgebaut! —

Sonsonate, unter spanischer Herrschaft der Hauptort einer Provinz und dermalen eine der bedeutendsten Städte der Republik San Salvador, wurde durch Pedro Alvarado am 26. Mai 1524 auf seinem Eroberungszuge durch Cuscatlán mit dem frommen Beinamen Santissima Trinidad gegründet.*) Die Fruchtbarkeit

*) Juarros glaubt in Sonsonate eine Corruption des mexicanischen Wortes „Zezont-atl“ zu erkennen, was so viel als „400 Quellen“ bedeutet, und auf den Wasserreichthum anspielt, von welchem die Ansiedlung umgeben ist. Compendio de la historia de la ciudad de Guatemala, vol. I, p. 21.

des Bodens, die Gunst der Lage und die Nähe des stillen Oceans ließen die Ansiedlung rasch zu einiger Bedeutung gelangen. Sonsonate, 20 Leguas von der Hauptstadt, 12 von St. Anna, 45 von Guatemala, 91 von Comayagua, 129 von Leon, 198 von San José de Costa Rica und 5 von Acajutla entfernt, ist einer der ältesten Seeporte der Westküste Central-Amerikas *), von wo aus schon in den ersten Zeiten nach der Eroberung ein lebhafter Handel mit dem Mutterlande, namentlich in Indigo und edeln Metallen, unterhalten wurde. Die Lage von Sonsonate, welches der Rio grande, ein ansehnlicher Fluß, in zwei Theile theilt, ist ungemein reizend; in unmittelbarer Nähe von Gärten umgeben, in denen die prächtigsten Tropenpflanzen prangen, zieht sich im nördlichen Hintergrunde ein Zweiggebirge der Cordilleren hin, aus dem der kahle Feuerberg Isalco, gleich einer riesigen Leuchte, hoch emporragt, den Schiffern auf der See zum verläßlichen Wahrzeichen dienend. Das Klima ist sehr heiß aber trocken und gleichmäßig; während meiner Anwesenheit im Monate April fiel das Thermometer niemals unter 79° und behauptete in der Regel einen Mittelstand von 83° Fahrh. Indessen ist Sonsonate nichts weniger als ungesund, indem die häufigen Nordwinde während der trockenen Jahreszeit, sowie die Brise von der See her die Luft fortwährend wohlthätig erfrischen. Nach dem im Jahre 1790 von der spanischen Regierung aufgenommenen Census betrug die damalige Bevölkerung der Stadt 3425 Seelen, nämlich 445 Spanier, 185 Indianer und 2795 Mestizen und Mulatten. Gegenwärtig beläuft sich dieselbe auf 4470 Einwohner, größtentheils Mestizen, welche sich auf 879 ebenerdige Behausungen vertheilen. Der Haupterwerb der Bewohner der Stadt besteht im Handel mit der Küste und dem Innern; zwei Drittheile der Producte des Landes werden jährlich über Sonsonate und

*) 1534 durch den Adelantadon Pedro Alvarado auf seiner Fahrt nach Peru entdeckt.

Acajutla ausgeführt und dafür fremdländische Waaren importirt. Einige Municipalbeamten haben sich die Mühe genommen, die Einwohner nach ihren verschiedenen Beschäftigungen zu classificiren, und da solche Aufzeichnungen in Central-Amerika unendlich selten vorkommen, so will ich diesen officiellen Ausweis hier folgen lassen, woraus der Leser zugleich ersehen mag, aus welchem eigenthümlichen Material eine central-amerikanische Gemeinde zusammengesetzt ist. Nach der erwähnten „Estadistica" gab es zu Ende des Jahres 1853 in Sonsonate: 1 Advocaten, 2 Aerzte, 2 Apotheker, 2 Geistliche, 2 Lehrer, 2 Chirurgen, 3 Barbiere, 65 Zimmerleute, 24 Schlosser, 9 Silberarbeiter, 60 Schneider, 68 Schuster, 41 Kleinhändler, 11 Musiker, 27 Ziegelbrenner, 17 Feuerwerker, 19 Maurer, 2 Maler, 1 Kammacher, 3 Gerber, 1 Geschirrfabrikant, 11 Strohhutmacher, 3 Müller, 4 Wagenmacher, 436 Nähterinnen, 3 Stickerinnen, 22 Blumenmacherinnen, 15 Zuckerwerk-Bereiterinnen (dulceras), 105 Cigarrenmacherinnen, 38 Bäcker, 110 Waschfrauen, 17 Seifensieder, 4 Hebammen, 91 Dienende männlichen, und 252 weiblichen Geschlechtes, 109 Ackerbautreibende, 255 Taglöhner, 7 Lastthiertreiber, 18 Salzhändler, 3 Destillateurs, 6 Fischer, 14 Handlungscommis, 19 Weber, 98 öffentliche Dirnen, 27 Kranke im Spital, 255 Schulkinder und 12 in auswärtigen Universitäten Studirende.*)

*) Der tägliche Consumo dieser Bevölkerung beläuft sich nach demselben Ausweis auf 3 Centner Reis, 25 Pfund Stärkemehl, 5 Centner Zucker, 3372 Krüge Trinkwasser, 8 Centner Waizenmehl, 250 Bouteillen inländischen Branntweins, 20 Bouteillen Franzbranntweins, 1 Centner geriebenen Kaffee, 2 Centner Cacao, 10 Centner Kalk, Unschlittkerzen im Werthe von 70 Dollars, 30 Centner schwarze Bohnen, 3 Dutzend Hühner, 176 Dutzend Eier, 5 Centner Seife, 320 Fuhren (cargas) Holz, 68 Bouteillen Milch, 4 Centner Schweinsfett, 155 Centner Mais, Kornbrot im Werthe von 85 Dollars, 5 Centner kleines Gebäck (panela), 50 Pfund Fische, Cigarren für 50 Dollars, Papiercigarreten für 12 Dollars, 40 Bouteillen französischen Weins, 60 Fuhren grünes Thierfutter (sacate), Gemüse für 6 Dollars, Früchte für 25 Dollars, 5 Ochsen, 5 Schweine, 6 Centner Salz, 2 Centner Käse, welche zusammen einen Werth von 1250 Dollars ausmachen.

Im Jahre 1841 wurde durch Regierungsbeschluß ein Gymnasium errichtet, das jedoch im Jahre 1847 trotz manchen schönen Resultaten, die es seither geliefert hatte, wieder aufgehoben wurde. Während der 6 Jahre seines Bestandes gingen aus diesem Lehrinstitute zwölf „Belorbeerte" hervor, wovon 2 als Geistliche, 3 als Advocaten, 1 als Arzt und 2 als Apotheker in Guatemala ihre Laufbahn betraten. Die Einwohner fühlten sich noch gegenwärtig durch diese, vermuthlich in Folge unzureichender Fonds veranlaßte Aufhebung verletzt, und glaubten schon aus dem Grunde diese Maßregel als ungerecht bezeichnen zu müssen, indem dieselbe ihrer Meinung nach viele arme Jünglinge, welche nicht in der Lage sind, die Universitäten der Nachbarstaaten besuchen zu können, hindert, ihren Wissensdrang zu befriedigen. Wer indeß weiß, wie mangelhaft der Unterricht auf kleinen, kargbotirten Gymnasien beschaffen ist, wo in der Regel nur unfähige, unbrauchbare Individuen eine Anstellung suchen, wird der Ansicht der Bewohner von Sonsonate schwerlich beistimmen. Bei wissenschaftlichen Anstalten handelt es sich weniger um deren Zahl als um deren Vorzüglichkeit. Für einen Staat wie San Salvador ist ein Gymnasium in der Hauptstadt mehr als ausreichend, wenn nur dieses entsprechend dotirt und mit tüchtigen Lehrkräften besetzt ist. Das wahre Talent, und wäre es auch in der abgelegensten Waldhütte von den ärmsten Eltern geboren, wird immer Gelegenheit finden, sich nach jenen Quellen höheren Unterrichts die Bahn zu brechen, zu denen es sein Wissensdurst zieht, und trotz der räumlichen Entfernung vielleicht sogar schneller das angestrebte Ziel erreichen als mancher Begünstigte, der unter glücklicheren Verhältnissen dicht am edlen Born sein Leben begann. —

Die in Sonsonate bestehenden Primärschulen (escuelas de primeras leteras) sind wohl geleitet und zahlreich besucht, wie überhaupt im Staate San Salvador ein größerer Theil der Be-

völkerung des Lesens, Rechnens und Schreibens kundig ist, als in irgend einer der vier übrigen Republiken Central-Amerikas.

Unter den Humanitätsanstalten der Stadt verdient das Hospital von San Juan de Dios ganz besonders hervorgehoben zu werden, welches sich seit dem Jahre 1830 in dem früheren Franciscanerkloster befindet. Es ist mit Ausnahme des Spitals der Hermandad de Caridad im Staate Guatemala das zweckmäßigste Krankenasyl, welches wir in irgend einem Orte Central-Amerikas besucht haben. In seinen luftigen, gemächlichen Räumen wurden im Jahre 1853 vom 1. Februar bis 1. August zusammen 146 Kranke (88 männliche und 58 weibliche) aufgenommen und verpflegt, welche durchschnittlich jeder einzelne 26 Tage in der Behandlung verblieben. Davon waren 23 Eingeborene von Sonsonate, 27 kamen aus der Hauptstadt San Salvador, und den Rest lieferten die benachbarten Ortschaften. Die zahlreichsten Krankheitsfälle waren intermittirende Fieber (31), typhöse Fieber (11) und Syphilis (19). Auch der Tetanus ist hier wie in Leon und Rivas bei Verwundungen oder starken Verkühlungen eine nicht seltene Krankheitserscheinung. Von den obigen 146 Kranken wurden 89 geheilt entlassen, 34 starben und 23 verblieben in der Heilung. Die Unkosten für Pflege und Wartung betrugen während derselben Epoche 259½ Dollars.

Oeffentliche Bauten von architektonischer Bedeutung hat Sonsonate nicht aufzuweisen. Die vulcanischen Verhältnisse des Landes, die häufigen Zuckungen der Erdrinde lassen die Errichtung von hohen Gebäuden nicht rathsam erscheinen. Auch die Kirchen sind nur unansehnliche Bauwerke, und die größere Zahl derselben sieht verfallen und ruinenartig aus. Selbst die Kathedrale am Marktplatze macht hiervon keine Ausnahme. Indessen gibt es einzelne Privathäuser, in denen sich, obschon ebenerdig und unansehnlich von außen, im Innern gleichwohl ziemlich gemächlich wohnen läßt, und die noch manche Spur früherer castilianischer Wohlhabenheit zeigen. So z. B. das Haus des Dr. Drivon, eines seit vielen Jahren hier

ansässigen englischen Arztes, das gleichzeitig auch der britische Consul Mr. Foot bewohnt; das Besitzthum des amerikanischen Consuls Mr. Henri Savage, u. a. m.

Sobald ich mich nur einigermaßen wieder erholt hatte, besuchte ich den Pfarrer des Ortes, Don José Maria Navarro, der mir als ein fein gebildeter Mann geschildert worden war, und von dessen Bekanntschaft ich mir daher so manche Bereicherung meiner Kenntnisse des Landes und des Volkes versprach. Der Pfarrer, ein geborener Mexicaner, hatte früher als Offizier in der mexicanischen Armee gedient und war sogar verheirathet gewesen. Nach dem Tode seiner Frau vertauschte er die Uniform mit dem Talar und wurde Geistlicher. Seine beiden Töchter aber nahm er zu sich und lebt jetzt mit denselben unter Einem Dache im Pfarrhause, dem früheren Dominicanerkloster. Vom Fenster seines Studirzimmers aus vermag man selbst am hellen Tage die Feuersäule des Isalco zu sehen und vernimmt ganz deutlich dessen dumpfes Getöse wie fernes Donnerrollen. Dieser Vulcan, nächst dem Yorullo in Mexico (1759 gebildet) der einzige, welcher erst seit der Entdeckung Amerikas, innerhalb der Erinnerung von Personen die noch leben, entstanden ist, bedeckt die Stelle einer einstmaligen Viehzuchtwirthschaft. Derselbe erhob sich am 23. Februar 1770 von der Ebene, nachdem bereits mehrere Monate früher die Bewohner des Gehöftes häufig durch unterirdisches Getöse (Retumbos) und Erderschütterungen aufgeschreckt worden waren. Seit jener denkwürdigen Epoche spie die Erde mit nur seltenen Unterbrechungen fortwährend Asche und glühende Mineralien aus, und der Isalco hat sich auf diese Weise bereits zu einem stattlichen Feuerberge von ungefähr 2500′ emporgehoben. Bis vor fünf Jahren, erzählte der Pfarrer, waren die Eruptionen weit regelmäßiger; fast mit mathematischer Genauigkeit konnte man alle zwei Minuten einen Ausbruch erwarten. Gegenwärtig schleudert dieser furchtbare Vulcan nur alle 8—10 Minuten feurige Auswürflinge 30—40′ in die Höhe, von denen die Mehrzahl

wieder in den Schlund selbst zurückfällt. Auch seine plastische Gestalt hat sich in den letzteren Jahren nicht unerheblich verändert und an Schönheit eingebüßt. Früher besaß der Isalco eine völlig konische Form und glich einer gar wundersamen Pyramide aus Lava und Asche. Gegenwärtig zeigt derselbe drei Spitzen und es haben sich zwei neue Oeffnungen gebildet, welche als eben so viele Sicherheitsventile betrachtet werden mögen. Ein äußerst lehrreiches Beispiel, daß ein seit Jahrhunderten scheinbar todter Vulcan für die Bewohner der Umgebung weit gefährlicher werden kann als ein in voller Thätigkeit befindlicher, liefert das Erdbeben in San Salvador. Diese Stadt liegt bekanntlich in der Nähe des gleichnamigen Vulcans, welcher im Volke als längst erloschen galt und der bis zum Gipfel hinauf mit der üppigsten Vegetation bewachsen ist. Hier geschah es nun, daß die angehäuften Gase, vergebens einen Ausweg suchend, endlich mit solcher furchtbaren Gewalt nach entgegengesetzten Richtungen strebten, daß sie die starre Erdkruste erzittern und an manchen Stellen sogar bersten machten. Die gänzliche Zerstörung der Hauptstadt war die nächste Folge davon. Sonsonate hingegen, welches dem thätigen Feuerberge Isalco nicht weniger nahe liegt, hatte bei diesem Ereignisse gar keinen Schaden gelitten; ebenso wurden die Erdstöße hier viel seltener und mit weit geringerer Heftigkeit verspürt. Nach der Mittheilung von Augenzeugen geschahen im Laufe des Charfreitags in San Salvador 45, am Charsamstag 20 Erdstöße. In Sonsonate, wo die Gase ungehindert durch die Sicherheitsventile des Isalco zu entweichen vermochten, wurden an denselben Tagen nur drei verspürt. Padre Navarro versicherte mich, daß das unterirdische Getöse des Isalco sechs Leguas im Umkreise gehört werde.

Mit den Zuständen der Kirche sowohl wie mit den Eingeborenen schien der Pfarrer nichts weniger als zufrieden. Er meinte, man habe zwar in letzterer Zeit die Aufhebung des Zehents durch die Einführung einer bestimmten religiösen Gabe (oblacion

religiosa) zu ersetzen versucht, allein diese werde unendlich fahrlässig und ungewissenhaft entrichtet und die volkssprichwörtliche Eigenschaft der Armuth findet in San Salvador ihre Anwendung nicht blos auf die Mäuse, sondern auch auf die Priester der Kirche.

Die Eingeborenen erschienen dem Padre als eine völlig verkommene Race, von deren Zukunft sich ohne Beimischung eines kräftigeren nordischen Stammes nur wenig Erfreuliches erwarten läßt. Es ist gut, sagte er, daß sie durch Geburt und Klima so träge sind, sonst wären sie wahre Böswichter, wozu ihnen nur die Kraft, nicht die Neigung fehlt. Die Weißen tragen indeß an diesem trostlosen Zustande viele Schuld; es giebt kein größeres Gift für den Indianer als den Weißen (no hay veneno por el indio que el ladino), und wo immer diese Beiden sich begegnen, ist es das Geschick des braunen Urbewohners, in trauriger Verkümmerung zu unterliegen. — Zur Zeit der Eroberung durch die Spanier war das Land von den Pipilen bevölkert, einem rohen, unschönen Volksstamme von wilden Sitten und Gebräuchen, dessen Sprache mit dem mexicanischen Idiome so große Aehnlichkeit besitzt, daß dieselbe eigentlich nur als ein Dialekt des letzteren betrachtet werden kann. Obschon die Annahme mehrerer der älteren Geschichtsschreiber nicht stichhaltig erscheint, als habe Atmitzol, einer der mexicanischen Könige (1486) allmählig eine große Anzahl seiner Unterthanen in der Verkleidung von Kaufleuten nach Euscatlán gesendet, in der Absicht, mit ihrer Hilfe das Land desto leichter erobern und unterwerfen zu können, so ist es doch andererseits nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Pipilen, den untersten Volksklassen Mexico's angehörend und einen gemeinen Dialekt sprechend, freiwillig nach Euscatlán, dem Lande der Schätze, wanderten, um sich dort, voll schöner Hoffnungen auf eine bessere Zukunft niederzulassen. Ihre Sprache, ihre gesellschaftlichen Sitten und ihre religiösen Gebräuche sind mit denen der Bevölkerer Mexicos nahe

verwandt und bekräftigen eine derartige Vermuthung, während die Annahme des Herrn Squier, die Besiedlung Mexicos sei von Süden aus geschehen, weit weniger Gründe für sich haben dürfte. Der Umstand, daß auf Gemellis „Karte der indianischen Völkerwanderung" der Ursitz der Azteken oder Mexicaner mit einem pyramidalen Tempel und einer Palme, dem charakteristischen Symbol der heißen Zone, bezeichnet erscheint, ist allerdings eine höchst beachtenswerthe Thatsache, aber dennoch nicht von so maßgebender Bedeutung, um daraus die Wanderung der verschiedenen, mit dem Collectivnamen „Nahuales" bezeichneten Volksstämme Mexicos vom Süden nach dem Norden folgern zu können. In mehreren Puncten San Salvadors, wie z. B. in Isalco, Mexicanos, Nahuisalco leben noch jetzt Indianer vom Stamme der Tlaskalteken, welche mit Pedro Alvarado aus Mexico kamen und deren Niederlassung im neuerworbenen Lande, wie man muthmaßt, aus politischen Gründen geschah. Es war nämlich eine gar kluge Taktik des Adelantaden, fremde, den Eingeborenen oft feindliche Volksstämme in das eroberte Territorium einzuführen und so durch die Verschiedenheit der Sprache und der Gesinnung ein Verständniß und Zusammenwirken gegen den gemeinsamen Feind desto schwieriger zu machen. Diese Maßnahme macht es zugleich erklärlich, daß man zuweilen noch heute in verschiedenen Puncten Central-Amerikas einem Stamme, welcher die Sprache Montezuma's redet, mitten unter anderen völlig fremden Völkerschaften begegnet. Die Tlaskalteken erscheinen zudem schon in den ersten Zeiten des Einfalls der Spanier als deren Verbündete, weil sie letztere nach mehreren verlorenen Schlachten für unbesiegbare Götter (teules) hielten, gegen welche alles Kämpfen vergebens sei. Sie wurden die treuen Begleiter der spanischen Abenteurer auf allen ihren späteren Eroberungszügen und erleichterten dadurch wesentlich das Werk der Besitznahme. Die Tlaskalteken genossen für ihre Ergebenheit von den Spaniern manche Begünstigung. So

z. B. waren sie der einzige indianische Volksstamm, welcher der kastilianischen Krone keinen Tribut zu bezahlen hatte. Ich bemühte mich, während meines Aufenthalts in San Salvador mir von einem Eingeborenen ein Verzeichniß der wichtigsten Wurzelworte der tlaskaltekischen Sprache zu verschaffen, wie solche in den Dörfern Isalco, Mexicanos, Nahuisalco u. s. w. gesprochen wird. Der Leser findet dasselbe am Schlusse des Werkes mitgetheilt.

Fünf Leguas südwestlich von Sonsonate liegt der Hafen Acajutla, nach welchem auf fast ebenem Terrain über herrliche Fluren eine ziemlich bequeme Fahrstraße führt. Dieser Hafenplatz wurde von Pedro Alvarado im Jahre 1534 während seiner Reise nach Peru entdeckt, und lange Zeit gab es an der Westküste zwischen Realejo und Acapulco keinen andern Port als Acajutla. Noch heute werden zwei Drittheile der Landesproducte jährlich von diesem Hafen ausgeführt, obschon derselbe nichts weniger als günstig gelegen ist und dem Schiffer nur einen geringen Schutz zu bieten vermag. Gegenwärtig ist man jedoch durch verschiedene künstliche Verbesserungen bemüht, diesem natürlichen Uebelstande abzuhelfen und die Vollendung eines Hafendamms, welchen soeben der unternehmende Dr. Drivon im Auftrage und auf Kosten der Regierung von San Salvador erbaut, wird wesentlich dazu beitragen, die bisherigen Unbequemlichkeiten für einlaufende Fahrzeuge zu vermindern.

Bevor ich Sonsonate verließ, um meine Reise nach dem Staate Guatemala fortzusetzen, wo ich einen längeren Aufenthalt zu nehmen die Absicht hatte, besuchte ich noch in Gesellschaft meines vortrefflichen Hauswirths, des Dr. Ypiña, mehrere kleine Landwirthschaften der Umgebung oder Fincas, wie man sie in der Sprache des Landes zu nennen pflegt. Fast jeder nur etwas bemittelte Bewohner von Sonsonate besitzt eine solche Finca oder Chacra in der Nähe der Stadt, wo er die verschiedensten Nahrungspflanzen und Früchte cultivirt und zugleich in der Regel den größeren Theil der

trockenen Jahreszeit zubringt *). Bei der unermeßlichen Fruchtbarkeit des Bodens und der Gleichmäßigkeit des Klimas bedarf ein derartiger Culturgarten nur eine geringe Pflege; alles gedeiht gewissermaßen von selbst und eine zu große Sorgfalt würde hier auf die Production viel eher hindernd als fördernd einwirken. Der Anblick eines solchen, mit allen möglichen Tropenpflanzen bebauten Stück Landes ist von unbeschreiblicher Schönheit und völlig verschieden von den Culturfeldern der nordischen Zone. Es ist vielleicht undankbar gegen eine der nützlichsten Nahrungspflanzen, aber ich muß gestehen, daß mich der Anblick eines Kornfeldes niemals besonders entzücken konnte, sowie ich, trotz meiner entschiedenen Vorliebe für Pflaumen, Pfirsiche und Aprikosen an Fruchtbäumen, ihrer in der Regel verkrüppelten, knorrigen, unschönen Form wegen keinen rechten Gefallen zu finden vermag. Der Landwirth, welcher die Schönheit eines Grundstückes nur nach dessen Ertragsfähigkeit zu beurtheilen gewohnt ist, wird zwar auch ein mit krummen, zwerghaften aber fruchtbeschwerten Obstbäumen bepflanztes Stück Land außerordentlich hübsch und reizend finden; der unbetheiligte Beobachter aber, dessen Schönheitsbegriffe nicht durch materielles Interesse verwirrt sind, dürfte in die Bewunderung solcher Reize schwerlich einstimmen. In den Tropen hingegen gewähren auch die gewöhnlichsten Culturgewächse einen imposanten Anblick und was die Großartigkeit des Eindrucks noch mehr erhöht, ist die zaubervolle Mannigfaltigkeit, in der sie auftreten. Da sieht man die Paradiesesfeige mit ihren riesigen Blättern, den Cacaobaum, den Caffeebaum, die Cocospalme, die Vanillenstaude, das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Indigo, das Welschkorn, den Reis, die Bohnen in buntester Abwechslung und der heitersten Pracht

*) Es giebt in der Umgebung von Sonsonate 149 solcher Fincas von großartiger Ausdehnung, worunter wieder 27 von ihren Eigenthümern hauptsächlich zur Viehzucht, 34 zum Anbau von Nahrungspflanzen und 88 zu Weideplätzen (potreros) verwendet werden.

sich entfalten. Wie in den meisten Niederungen liefert auch hier der Mais drei Jahresernten und fünfhundertfältigen Ertrag. Die Culturpflanzen der nordischen Zone kommen zwar hier nicht mehr fort, sogar der peruvianischen Kartoffel (solanum tuberosum), obschon ein Schößling des Südens, ist hier bereits das Klima zu heiß und der Boden zu fett; hingegen gedeihen eine einheimische Kartoffelart (papa criolla) sowie die süße Kartoffel (camote), dann Yuccas, Yames und ähnliche Knollengewächse ganz vortrefflich und liefern dem Mittagstische des Eingeborenen gar köstliche Gerichte. Die Production dieser Nahrungspflanzen ist so groß, daß dieselben gegenwärtig, wo der Verkehr noch beschränkt ist, nur einen sehr geringen Werth haben *). Man kauft die Bedürfnisse einer Familie für eine Woche um ein paar Dutzend Cacaobohnen ein. Diese Fruchtkörner sind nämlich hier wie in Costa Rica und in Nicaragua das Tauschmittel für alle Gegenstände, welche einen geringeren Werth als die niederste Scheidemünze des Landes besitzen. Für einen Medio Real bekommt man z. B. 45 Cacaobohnen; für 20 dieser Bohnen aber erhält man so viel Bananen, Mangos, Aguacates u. s. w. als man kaum in ein paar Tagen zu verzehren im Stande ist. In den meisten dieser Fincas sah ich nicht mehr als 3 oder 4 Arbeiter beschäftigt, welche in einfachen Waldhütten aus Rohr und Palmenblättern wohnten und sich oft monatelang von nichts als Vegetabilien nährten. Mais, Bohnen, Yuccas und Bananen

*) Ich lasse hier die Preise der wichtigsten Lebensmittel in Sonsonate folgen, welche ziemlich als Maßstab für den ganzen Staat gelten mögen: 25 Pfd. Waizen (aus dem Hochlande) $1\frac{1}{4}$ Piaster, aus Nordamerika eingeführter 1 Piaster (also trotz der nicht unbedeutenden Fracht billiger als der im Lande erzeugte); Mais der ersten Ernte per Centner 1 Piaster, von der zweiten Ernte $\frac{1}{2}$ Piaster; Reis pr. 25 Pfund $5\frac{1}{2}$ Realen; schwarze Bohnen (frijoles) pr. 25 Pfund 1 Piaster; Braunzucker per 25 Pfund 1 Piaster; Salz per Centner 1 Piaster; Kaffee aus Costa Rica per 25 Pfd. $3\frac{1}{2}$ Piaster; einheimischer in Hülsen per 25 Pfd. $1\frac{1}{2}$ Piaster; Cacao per Pfd. 2—3 Realen; Käse per Pfd. 3 Realen; Schweinschmalz per Pfd. 3 Realen; Rindfleisch per Pfd. $\frac{1}{2}$ Real; 5 Eier $\frac{1}{2}$ Real; 1 Huhn $\frac{1}{2}$ Real.

sind auch hier wie in den Nachbarstaaten die Hauptnahrung der braunen Eingeborenen. Man kann sich, ohne im Lande gelebt zu haben, nur schwer eine Vorstellung von der entsagungsvollen Anspruchslosigkeit und den geringen Bedürfnissen der Mehrzahl des Volkes machen. Nirgends wie hier fand ich Robert Burn's berühmtes Wort besser bewährt: „Man wants but little here below."

Mein freundlicher Hauswirth war voll der zartesten Aufmerkmerksamkeiten für seinen Gast. Der leiseste Wunsch, den ich äußerte, fand stets eine rasche Gewährung. Als er einmal hörte, daß ich Oesterreicher sei, las er sogleich während meiner Abwesenheit in einem spanischen Lexikon hastig nach, was darin über die Kaiserstadt gedruckt stand, und bereits einige Stunden später, wo wir beim Mittagsmahl wieder zusammentrafen, fing er mit einem Male vom Prater und von der Bastei, von Schönbrunn und Laxenburg, vom Volksgarten und vom Burgtheater und vielen anderen Wiener Belustigungsorten zu reden an. Einen Augenblick lang war ich über die Belesenheit meines Hauswirths nicht wenig frappirt, — doch erkannte ich bald die Quelle, aus welcher derselbe seine Kenntniß der Wiener Zustände geschöpft hatte. Die Aufmerksamkeit aber blieb darum nicht weniger schätzenswerth. Ueberhaupt war Dr. Ypiña ein gar erfreulicher Contrast zu den meisten Neuspaniern, mit welchem ich seither in Central-Amerika zu verkehren Anlaß fand und denen die Dienstgefälligkeit gewöhnlich nur auf den Lippen saß, während sich dieselbe bei meinem dermaligen Hauswirth zugleich in jeder seiner Handlungen so wohlwollend äußerte. Unter diesen Verhältnissen hätte ich in Sonsonate gar heitere, glückliche Tage verlebt, würden mir nicht der schwanke Zustand meiner Gesundheit und die Aufregung und Verwirrung, welche in Folge des Untergangs von San Salvador die Gemüther erfaßt hatten, den Aufenthalt daselbst verleidet haben. Fast ein Jeder war mehr oder minder bei dieser furchtbaren Calamität be-

theiligt, hatte Verwandte oder Freunde zu beklagen oder sah mit der Stadt gleichzeitig auch die Verhältnisse des Staates erschüttert. Die volkreichste Ansiedelung des Landes, in welcher sich alle Industrie, aller Handel, alles geistige und gesellige Leben concentrirte, war vernichtet und ihre vielen tausend Bewohner nach allen Windrichtungen hin zerstreut. Abends noch eine aufblühende, reiche, glückliche Stadt und Morgens ein wüster Schutthaufen! Werden sich die schönen Elemente, die hier zu einem so gedeihenden Ganzen vereinigt waren, jemals wieder in gleicher Weise zusammenfinden? Wird sie auf einer anderen Stätte, unter verschiedenen Verhältnissen der nämliche Geist beseelen und leiten? Man beschäftigte sich während meiner Anwesenheit mit der Wahl des Ortes, wohin die Stadt verlegt werden sollte. Schon hierbei trat eine bedauerliche Meinungsverschiedenheit ein. Unzählige Projecte waren zu diesem Behufe in die Hände der Regierung gelangt, von denen die meisten mehr den Privatvorheil als das allgemeine Interesse durchblicken ließen. Wer immer einen großen Grundbesitz aufweisen konnte, pries denselben als ganz besonders passend zur Anlegung der neuen Stadt und schien es kaum für möglich zu halten, daß sich ein anderes Grundstück durch seine Lage, sein Klima und seine hydrographischen Verhältnisse dazu besser eignen und zahlreichere Vortheile bieten könne. Man muß indeß der Regierung San Martin's die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie bei der Erwägung der verschiedenen Vorschläge mit großer Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zu Werke ging und die besten wissenschaftlichen Kräfte, die sich im Lande vorfanden, prüfend und rathgebend um sich versammelt hatte. Auch mein Reisegefährte Dr. Wagner wurde vom Präsidenten San Martin eingeladen, sich der Commission anzuschließen, welcher die Untersuchung der vorgeschlagenen vortheilhaftesten Stellen oblag. Nach langem Debattiren und Ueberlegen entschied man sich endlich für das schöne Hochthal von Santa Tecla, drei Leguas von der alten

Hauptstadt entfernt, ein Punct, wo die letzte Katastrophe durchaus nicht mehr verheerend gewirkt hatte.

Dieses schöne Thal, welches ein kleines Plateau bildet, liegt indeß dem Vulcan von San Salvador noch weit näher als die zerstörte Stadt. Dasselbe scheidet dessen Eruptionskegel von dem mehr südlicheren Erhebungskegel, welcher in der gewöhnlichen halbkreisförmigen Richtung fortläuft. Nach einer genauen Messung des Areals hat dieses Plateau in einer Meereshöhe von 3000′ 8 Caballerias flachen Bodens mit sanfter Neigung gegen Osten. An Wasser, das sonst während der trockenen Jahreszeit in den meisten Landschaften von San Salvador ziemlich sparsam ist, herrscht hier nichts weniger als Mangel.

Auf dem Plateau selbst sind vier, kleine Bächlein bildende Quellen und in der Nähe fließt das Flüßchen Realango. Auch wurde beim Brunnengraben bereits 8 Varas (24′) unter dem Boden Trinkwasser gefunden. Ob aber der löbliche Vorsatz der Regierung, die neue Hauptstadt auf dem Plateau von Santa Tecla zu erbauen, welchen im ersten warmen Eifer die Bevölkerung billigte, auch zur Ausführung kommen wird, war wenigstens zu Ende des Jahres 1854, wo wir Mittel-Amerika verließen, noch ziemlich zweifelhaft. Die Regierung ließ zwar schon Vermessungen vornehmen und der frühere Präsident der Republik, Señor Dueñas, schickte sich bereits zu einer Reise nach Europa an, um zur Herstellung der wichtigsten Staatsbauten eine Anleihe von einer Million Piaster in England oder Frankreich zu negociren. Allein neuspanische Schlaffheit und kleinliche Sparsamkeitsrücksichten sträubten sich hartnäckig gegen diesen schönen Plan, und viele Familien waren bereits wieder in die Ruinen der erst zerstörten alten Hauptstadt zurückgekehrt, in der seltsamen Absicht, dieselbe, nachdem sie fünf Mal vorher durch Erdbeben zu Grunde gegangen war*), ein sechstes

*) Nach einem handschriftlichen Codice aus dem Dominikanerkloster von

Mal wieder aufzubauen. So unzertrennlich fest hängt hier der Mensch an der Scholle, auf welcher er geboren!

---

San Salvador vom Jahre 1766, den ich einzusehen Gelegenheit hatte, wurde diese Stadt viermal durch Erdbeben bis auf den Grund zerstört, und immer wieder auf derselben Stelle aufgebaut. Das erste Mal im Jahre 1594, das zweite Mal Anfangs November 1658. Vom dritten Mal ist die Jahrzahl in den geistlichen Protocollen nicht angegeben, sondern es heißt darin nur, daß das Kloster durch Almosen wieder erbaut wurde; das vierte Mal endlich, am 6. März 1719, wo nach dem Codice die ganze Stadt in der Schnelle eines Augenblicks zusammenstürzte. Die Zerstörung war so vollständig, daß sich die Mönche einen großen Rancho zum Obdach bauen mußten und eine Eremitage aus Palmenstroh errichteten, welch letztere zwei Jahre lang zur Kirche diente.

## Dreissigstes Kapitel.

# Wanderungen an der Küste
## und
# durch den westlichen Theil des Staates.

Lage der Dinge in der Republick vor der Zerstörung der Stadt San Salvador durch das Erdbeben. — Einfluß der Bürgerkriege auf den Charakter der Eingeborenen. — Der Hafen La Union. — Heiße Tage. — Ein dummer aber ehrlicher Diener. — Von La Union nach San Miguel. — Nachtquartier bei einer Zambofamilie. — Verdacht ohne Gefahr. — Naturcharakter der Küstenebenen. — Die Stadt San Miguel und ihr Vulcan. — Blick über das Hochland. — Armuth der Eingeborenen. — San Vicente. — Der alte Vulcan. — Das Städtchen Cojutepeque, der provisorische Sitz der Regierung. — Die Pracht der Natur verhüllt das Elend der Menschen.

Der eingeborene indianische Stamm überwiegt in San Salvador an Zahl mehr als in Nicaragua und in Honduras. Er ist hier intelligenter, fleißiger und von Natur noch harmloser und friedliebender als ich ihn irgend sonstwo im spanischen Amerika kennen gelernt habe. Es bedurfte der langen Gräuelgeschichte, welche auch hier der Befreiung vom spanischen Joch folgte, jener nie aufhörenden Parteikämpfe, Revolutionen und Wirren, kurz, einer fast permanenten Anarchie, um die ruhefreundlichen Indianer San Salvadors aus ihrem dumpfen tropischen Phlegma aufzurütteln. Erst waren viele von ihnen gezwungene Söldlinge der

Parteiführer und, nachdem das unstäte Landsknechtleben und die wechselnden Raufereien des Bürgerkrieges ihren Charakter gründlich verdorben hatten, wurden auch die Banden der Wegelagerer und Straßenräuber aus ihren Reihen verstärkt. Einen gewissen Hang zur kleinen Dieberei sollen indeß diese Indianer immer gehabt haben. Zum Räuberhandwerk aber fehlte ihnen früher durchaus die rechte Energie des Charakters. Der Parteienkrieg und der gezwungene Soldatendienst war für sie eine Lehrzeit. Sie brauchten dazu nur dem Beispiele der Ladinos, ihrer Stammverwandten, zu folgen, die schon von Natur einen eigenthümlich unstäten Sinn und jenen Menschenhaß der Bastarde besitzen, den zugleich ihre gelbliche, gallige Farbe andeutet.

Als ich die Republik San Salvador bereiste, befand sich dieselbe in einem Stadium der tiefsten politischen Ermüdung. Man war der Anarchie doch endlich völlig satt geworden und sehnte sich nach Ruhe. Nicht einmal der Wunsch, daß die seit 1839 in Trümmer gegangene central-amerikanische Föderation wieder aufleben möchte, war vorherrschend, obwohl dieser kleine Staat dabei die erste Rolle gespielt hatte. Die schweren Wunden, welche die Parteikämpfe dem Lande geschlagen, zu heilen, die verlassenen Aecker wieder zu bestellen, die Indigocultur, den Handel, der früher in Salvador mehr blühte als in irgend einem andern Staate Mittel-Amerikas, emporzuheben, dem vernichteten Credite der Republik wieder aufzuhelfen — war endlich bei der großen Mehrzahl der gebildeten und halbgebildeten Bewohner zu einer tiefen Sehnsucht geworden. In Folge dieses Ruhebedürfnisses war schon seit 1851 der Advocat Dueñas, der intelligenteste Mann des Landes, welchem man zugleich die nöthige Charakterstärke zutraute, zum Präsidenten gewählt worden. Unter seinem Regimente kehrte wirklich bald ein ungewöhnlicher Grad von Ruhe und Sicherheit in das unglückliche Land zurück. Die demokratische Gegenpartei wurde niedergeworfen, das Räubergesindel auf den Wegen in die Dörfer

zurückgescheucht. Die duseligen Indianer, die hier von jeher Ackerbauer, so gar wenig zum unstäten und gefahrvollen Räuberhandwerk paßten, kehrten gerne wieder nach ihren Pflanzungen, zum friedlichen Leben in ihren „Pueblos" zurück. Auch die Vagabunden unter den Ladinos mußten sich allmählig wieder zur Arbeit bequemen, denn die Plünderungen im Großen hatten aufgehört und für kleine Wegelagererbanden war die Beute zu gering. Die Ernte des Indigo hatte wieder zugenommen und der große Markt von San Miguel war wieder ziemlich stark von fremden Handelsleuten besucht. Indessen herrschte noch keineswegs ein rechtes Vertrauen im Lande, ein Glaube an dauernden Frieden. Das Capital blieb ängstlich. Die Regierung konnte keine Anleihe auftreiben. Viele Indigofelder lagen noch immer brach. In den größeren Indigopflanzungen, die früher so einträgliche Geschäfte gemacht hatten, dauerte die Arbeitseinstellung fort. An eine Einführung der Caffeecultur, welche in Costa Rica einen so mächtigen Umschwung hervorgebracht und den Grund zu dem dort herrschenden Wohlstande gelegt hatte, wagte Niemand zu denken *). Mit einem Worte: der Zustand hatte sich zwar gebessert, aber auf allen Gemüthern lastete Zweifel und eine bange Ahnung von neuem Unheil.

---

*) Der Kaffeebaum braucht bekanntlich im tropischen Amerika drei Jahre, bis er die erste Ernte gibt. Dieser Umstand steht am meisten der Einführung seiner sonst so höchst lucrativen Cultur im Wege; denn Niemand will in diesen unsicheren Ländern sein Capital drei Jahre lang unverzinst liegen lassen. Der Kaffeebaum würde in San Salvador wahrscheinlich minder schöne Bohnen aber reichere Ernten liefern als in Costa Rica. Er gedeiht hier wie in Jamaica am Besten in Regionen von 4000—5000′ Meereshöhe. Die Plateaux und Thäler von San Salvador erheben sich durchschnittlich nur zwischen 1800—2400′. Der Boden dieses Landes ist übrigens der fruchtbarste von ganz Central-Amerika. Er verdankt es der vulcanischen Asche und den alten Schlammströmen seiner meist erloschenen Feuerberge. In Nicaragua und Guatemala geben nur wenige ganz bevorzugte Gegenden vom Mais dreifache Jahresernten. Die nächste Umgebung der Stadt San Salvador lieferte sogar das erstaunliche Resultat von vier Maisernten im Jahre.

So war die Lage der Dinge in dieser Republik, als ich im März 1854 vom Hafen La Union die Reise nach dem Innern des Landes antrat. Kundige Männer, die ich dort befragte, ob man allein, blos in Begleitung eines indianischen Führers, aber mit guten Waffen versehen, die Gebirgsreise über San Vicente nach der Hauptstadt San Salvador ohne große Gefahr unternehmen könne, antworteten: „Ja, doch seien Sie stets auf ihrer Hut! Gehen Sie nie ohne Feuerwaffen aus. Größere Banden haben Sie jetzt nicht zu fürchten. Friede herrscht, Dank der Festigkeit des Präsidenten. Aber gegen einzelne Mörder und Räuber, die noch immer in der Nähe der Landstraßen spuken, können nur Vorsicht und gute Waffen Sie schützen.“ In der That sah ich selbst in den nächsten Umgebungen des Hafens keinen Mann unbewaffnet gehen. Selbst in der Hand des kleinen Indianerbuben, der sein beladenes Maulthier zum Markte trieb, blitzte die blanke Matschete, jenes lange und schwere säbelförmige Messer, das man hier nicht in der Scheide zu tragen, sondern stets entblößt in der Hand zu führen pflegt.

La Union ist einer der besten und sichersten Häfen am stillen Ocean. Für seine Abtretung an die Vereinigten Staaten waren zu verschiedenen Zeiten schon, wo die Regierung des Staates sich in dringenden Finanznöthen befand, Unterhandlungen eingeleitet worden. Bis zu einer Million Dollars war von amerikanischer Seite geboten worden. Doch selbst in ihrer ärgsten Bedrängniß hatte die Regierung nicht gewagt, den besten Hafen des Landes an die „natürlichen Feinde der hispanischen Race“ loszuschlagen, obwohl es an Versuchungen und Intriguen einzelner Staatsmänner zu Gunsten dieses „Geschäfts,“ wobei Jeder auch seinen Privatvortheil im Auge hatte, nicht fehlte. Die Unterhandlungen wurden zum letzten Male im Mai 1854, nachdem die Hauptstadt San Salvador durch das furchtbare Erdbeben der Osternacht zerstört war und die Finanznoth der Republik den höchsten Grad erreicht

hatte, wieder angeknüpft und scheiterten nochmals an dem diesmal gerechtfertigten Mißtrauen der Machthaber, die hier spanische Creolen, nicht Ladinos sind.

Das Städtchen Union steht auf den stark geneigten Schichten eines trachytischen Conglomerats, welches ein Gebilde der früheren Schlammströme des nahegelegenen mächtigen Conchagua-Vulcans, aus Rapilli, zerborstenen Trachytporphyrstücken und vulcanischer Asche zusammengekittet ist. Die Schichten fallen schroff gegen den Golf ab. Steinerne Häuser mit Hohlziegeln gedeckt sieht man nur wenige. Die meisten Wohnungen sind elende, mit Palmenstroh gedeckte Hütten, in welchen traurige gelbe Menschen hausen, an Hitze, Fiebern und Magenübeln leidend. Das Klima von La Union gilt für eines der heißesten im tropischen Amerika. Gelbes Fieber kommt zwar hier nicht vor, wohl aber sehr perniciöse Wechselfieber, welche den daran Leidenden langsam die Lebenskräfte aufzehren. Es wohnen hier einige sehr wohlhabende italienische Kaufleute, die alljährlich Schiffe mit Indigo, Farbehölzern und Häuten nach Genua expediren und dagegen europäische Manufacturwaaren beziehen, die sie theilweise auf den Markt von San Miguel bringen, theilweise nach anderen kleinen Küstenpunkten der Nachbarrepubliken versenden. Unter ihnen ist der Thätigste der Genueser Francisco Carpaneto, ein Mann, der ein merkwürdiges Schicksal hatte, während der letzten Revolutionskämpfe Italiens der Adjutant des vielbekannten Garribaldi war und sich nach der Einnahme Roms durch die Franzosen nach Amerika flüchtete. Er ist seitdem durch Handel und Thätigkeit ein sehr reicher Mann geworden und besitzt selbst mehrere Schiffe, welche alle Hafenplätze der Küste von Panama bis Istapa (Guatemala) besuchen.

Der unerträglichen Hitze wegen, welche in der Tiefregion der Küstenebenen Salvadors zwischen dem 13—14° n. Br. ihre größte Höhe gegen Ende der trockenen Jahreszeit, nämlich in den Monaten März und April erreicht, wo die starken Nordostwinde, die

sonst einige Kühle in die heiße Atmosphäre bringen, sich allmählig mindern, brach ich mit den gemietheten Maulthieren erst Nachmittags von Union in der Richtung gegen San Miguel auf. Mein einziger Begleiter und Führer war ein ächter Indianer, der eines der Packthiere ritt. Das dumme, gutmüthige Phlegma, das aus seinen Zügen sprach, schien wenigstens dafür zu bürgen, daß ich es nicht mit einem Schurken zu thun hatte, der fähig gewesen wäre, mich unter Räuber zu führen oder im Schlafe zu ermorden. Der Kerl bewährte sich auch wirklich im Laufe der Reise als treu, dienstfertig und ehrlich. Im Falle eines räuberischen Anfalles aber hätte ich schwerlich an ihm einen tüchtigen Beistand gehabt.

Das erste Nachtquartier schlug ich neben einigen Rohrhütten auf, wo zwei arme Zambofamilien (Mischlinge von Indianern und Negern) wohnten. Es waren einige ziemlich hübsch gewachsene, freundliche Mädchen darunter, die noch in später Nacht beschäftigt waren, den Maisteig für die Tortillas zu kneten. Man gestattete dem fremden Wanderer gern, seine Hängematte an den Cocospalmen neben der Hütte auszuspannen, bemerkte ihm aber, daß es nicht ganz ohne Gefahr sei, der schweren dreikantigen Nüsse wegen, die, wenn sie überreif sind, mitunter etwas unsanft von der hohen Krone des Baumes herunterstürzen. Tortillas, Eier, Käse und Bananen war Alles, was diese armen Leute zur Mahlzeit zu bieten hatten. Milch konnte man hier wie anderwärts auch für Geld nicht bekommen, da die Kühe in der trockenen Jahreszeit bei dem kärglichsten Futter nur wenig davon geben und dieses Wenige von den Eingeborenen selbst als eine Lieblingsnahrung verzehrt wird. Das Mißtrauen, welches den Fremden in diesen Ländern mitunter in einem übertriebenen Grade befällt, besonders wenn er ohne Begleitung von anderen Europäern reist, brachte mich um den besten Theil der Nachtruhe. Zwei Männer standen in der Nähe meines Bivouacs und führten lange ein leises Gespräch, das ich nicht

verstand. Meine aufgeregte Phantasie bildete sich das Schlimmste, einen Mordplan ein, obwohl die Conversation der beiden Männer vielleicht eben so harmlos war wie die des „braven Fleischers" in Langbein's „Abenteuer des Pastors Schmolke". Auch, als sie längst in ihre Hütten zurückgegangen waren, verweilte meine Hand in der Hängematte noch lange am Griffe der Pistole. Bis nach Mitternacht schauten die Augen schlaflos nach dem gestirnten Himmel, der in seiner ruhigen Tropenpracht über den Palmenkronen leuchtete, bis endlich die Natur ihr Recht forderte und die Müdigkeit meine Augen schloß. Als ich mit dem ersten Taglichte wohlbehalten und unermordet erwachte, lachte ich über meine Furcht, welche die Nacht und die Einsamkeit gesteigert hatte. Der Zambo, der mir die „Posada" gegeben, steckte sehr zufrieden dafür die baaren Realen ein und wir ritten weiter in der Richtung von San Miguel.

In den Ebenen der heißen Region ist der Naturcharakter hier, wie so ziemlich überall, der gleiche, mit Ausnahme des kleinen Striches der „Balsamküste" zwischen Puerto Libertad und Sonsonate, wo die Natur der Aequatorialzone wieder ihre volle Pracht entfaltet. Wie in der Provinz Guanacaste und wie im westlichen Nicaragua, fehlt in den übrigen Küstenebenen Salvadors während des regenlosen „Verano" durchaus jene großartige Physiognomie der Wälder, jene unbeschreibliche üppige Herrlichkeit der wilden Flora, die man in Costa Rica, Honduras und Guatemala fast überall in den Tiefregionen findet. Auch die Thierwelt erscheint hier lange nicht so artenreich. Jaguare und Pumas hört man hier nie im nächtlichen Bivouac aus den Wäldern brüllen. Nur an der Balsamküste sollen sie noch vereinzelt hausen. Die Hirsche brausen hier nicht in ganzen Rudeln über den Savannen wie an den Küsten Guatemalas. Auch die großen, zwar gefährlichen, aber desto schmackhafteren Wildschweine fehlen in Salvador. Sogar die Klammeräffchen lassen sich nur selten sehen, und sind so scheu wie

die Papageien. Nur die wilden Turteltauben fehlen nie dem Jäger. Der Anblick der lichten Wälder, wie das auffallend verminderte Thierleben, bestätigen mit vielen anderen Erscheinungen die historische Thatsache, daß hier einstmals schon eine ziemlich dichte Bevölkerung gewohnt, welche den Urwald fällte und die wilden Thiere verscheuchte. Heute ist Alles wieder in den Zustand der Wildniß zurückgesunken, welcher leider aber der primitive Reiz abgeht.

Die Stadt San Miguel liegt in einer heißen, ungesunden Ebene nahe dem Fuße des gleichnamigen Vulcans. Sie hat regelmäßige Straßen, bequeme Häuser nach neuspanischer Art gebaut und eingerichtet, mit Verandas, Gallerien und inneren Höfen, einige hübsche Kirchen, viele Kaufläden und einen großen freien Platz, wo der Markt seinen Sitz hat und von früh bis Abends Hunderte von Indianern und Indianerinnen kauern und ihre verschiedenen kleinen Boden- und Industrieerzeugnisse feilbieten, um dagegen Kleidungsstoffe, Tabak und vor Allem Branntwein einzutauschen. Die eigentlichen Stadtbewohner sind fast sämmtlich spanische Creolen oder Ladinos. Hospitalität ist kein vorherrschender Zug derselben. Da in San Miguel kein Wirthshaus existirt und ich zufällig keine Empfehlungsbriefe für diese Stadt besaß, so mußte ich mit meinen Packthieren ziemlich lange in den Straßen umherirren, bis man mir endlich ein Obdach in dem Hause einer reichen Creolin gönnte.

San Miguel war unter der spanischen Colonialherrschaft weit bedeutender, reicher und bevölkerter als gegenwärtig. Zur Zeit, als Herrera seine Geschichte schrieb, existirten noch 80 indianische Dörfer in der Nähe der Stadt. Der Indigo, der so vortrefflich in seiner Umgebung gedeiht, belebte den Handel auf seinen großen Jahresmessen, die jetzt im Vergleich mit früheren Zeiten ungemein an Verkehr und Wichtigkeit verloren haben. Indessen geben die drei Jahresmessen, welche hier im März, Mai und November gehalten werden, der Stadt San Miguel noch immer eine gewisse

Bedeutung unter den Handelsleuten am stillen Ocean. Indigo, wie sehr sein Ertrag auch abgenommen hat, bildet noch immer den einzigen Hauptexportartikel. Ebenso werden Häute und Vieh von hier ausgeführt, zuweilen auch etwas Getreide. Der große Viehmarkt wird während der Messen zu Tianque, $1\frac{1}{2}$ Legua von der Stadt gehalten. Einfuhrartikel sind die verschiedenen Manufacturwaaren Europas, französische und spanische Weine und selbst die gewöhnlichen Colonialwaaren mit Ausnahme des Zuckers, der für den Bedarf im Lande selbst producirt wird.

Von San Miguel nach Chinamega, welches bereits auf einer der Hochstufen der Cordilleren gelegen, führt der Weg in langsamer Steigung aufwärts. Der Vulcan von San Miguel, der durch seine isolirte Stellung eine so prächtige Figur spielt und schon von der Seeküste aus sichtbar ist, bleibt zur Linken des Wanderers. Er ist einer der thätigsten und tückischsten Feuerberge Central-Amerikas, und hat gewöhnlich mehrjährige Perioden der Ruhe, wo nur eine dünne Rauchsäule, die man von unten nicht bemerkt, seinem Gipfel entsteigt. Plötzlich aber erwacht nach dieser Pause die furchtbarste Thätigkeit des tiefen Heerdes, die sich stets durch starke, aber immer nur lokal wirkende Erdstöße und grauenvolles Getöse kundgibt. Die Eruptionen sind dann überaus heftig und die Ströme der basaltischen Laven ergießen sich verheerend in die Ebene und bedrohen selbst die nächsten Umgebungen der Stadt. Von der Südseite gesehen bildet dieser Vulcan einen sehr regelmäßigen Kegel nach allen Seiten gleich steil abfallend. Betrachtet man ihn dagegen von der Hochterrasse im Norden, so verliert er etwas an seiner symmetrischen Schönheit. Sein Gipfel erscheint dann ähnlich dem Mombacho, langgestreckt und zerrissen.

Eine halbe Meile vor dem großen Indianerdorfe Chinamega, welches in dem Kessel eines Erhebungskraters liegt, hatte ich von der äußersten Höhe des Weges einen wunderschönen Ueberblick der weiten Umgegend und das Auge schweifte einerseits nach dem

Hochlande von San Salvador im Nordwesten mit den Cordilleren im Hintergrunde, und den aufgesetzten Vulcankegeln im mittleren Proscenium, andererseits über die tieferen Terrassen und die Umgebungen der Fonseca-Bai im Osten und Nordosten. Dort wie hier eine unübersehbare Masse vulcanischer Bauten und Verheerungsstätten, kreisförmige, inselartige Bergzüge als deutlich ausgeprägte Erhebungskrater, mächtige Eruptionskegel, aufgeschüttete Schlackenkegel und kleinere trachytische Pyramidenhügel, welche durchgebrochen und erstarrt sind, ohne das Spiel der eruptiven Thätigkeit fortzusetzen. Wenn die vulcanischen Massen, die ich anderwärts, z. B. in Armenien und Guatemala gefunden, kolossaler und imposanter für das Auge sind, so gewähren dagegen die vulcanischen Bildungen Salvadors eine Mannigfaltigkeit, wie sie der Beobachter nicht leicht in einem andern vulcanischen Lande findet.

Mein Tagebuch der Reise durch das Innere des Freistaates San Salvador ist ziemlich mager an Aufzeichnungen und Erlebnissen. Dürre, lichte Wälder oder kleine versengte Savannen waren zu Ende der trockenen Jahreszeit das reizlose Gewand der Erde, die nach Feuchtigkeit sich sehnte. Selten fällt hier der Regen vor Mitte April, und erst der Mai bringt ergiebigen Niederschlag und dem Boden den grünen Schmuck zurück. Das Land trägt noch stark die Spuren der langen Zerrüttung durch die Bürgerkriege. Es ist sehr verarmt. Die Dörfer sind meist unansehnlicher und schlechter selbst als in Nicaragua. Indianer wie Ladinos bewohnen elende Hütten aus Lehmwänden ohne Fenster mit Strohdächern. Hohlziegeldächer, die in Costa Rica so gewöhnlich, sind hier schon eine Ausnahme und verrathen ganz besonderen Wohlstand. Oft sind Küche, Wohn- und Schlafzimmer in einem einzigen Gemache beisammen und der Schwein- und Hühnerstall auch noch dabei. Stühle, Tisch und selbst die Hängematte, die in Costa Rica sogar in der Hütte des ärmsten Landbewohners nie abgeht, fehlen hier häufig, und statt ihrer ist nur ein schlechtes Bettgestell mit einer

Rohrdecke oder Ochsenhaut vorhanden. Das Ungeziefer, besonders die Flöhe, sind unerträglich. Eigentliche Hospitalität, freundliche cordiale Aufnahme war nirgends zu rühmen, obwohl man dem ankommenden Fremden, der um ein Nachtlager bittet, dieses nie verweigert. Tortillas, Bohnen und Eier waren fast die einzigen Speisen, die für Geld erlangt werden konnten. Futter für Maulthiere und Pferde war oft nur mit großer Schwierigkeit zu bekommen, und manchmal ließen sich die Ladinos selbst das Wasser aus dem Ziehbrunnen bezahlen.

Nach fünftägiger Wanderung erreichte ich oberhalb Tecapa die Ufer des Rio Lempa, der hier sehr tief ist, steile Ufer und geringes Gefälle hat und an der Stelle des Uebergangs einen ziemlich malerischen Anblick gewährt. Horizontale Thonmergelschichten sind am linken Ufer aufgeschlossen. Eine gebrechliche Fähre brachte uns mit unseren Thieren hinüber. Am rechten Ufer sind einige Schenken von Ladinos errichtet und man bekommt dort für theures Geld eine ziemlich gute Mahlzeit.

San Vicente ist ein freundliches Städtchen, fast im Centrum des Plateaulandes gelegen, zugleich wie in Antigua Guatemala im Kessel eines schönen Erhebungskraters und dicht am Fuße eines Eruptionskegels, des Vulcans von San Vicente, der längst erloschen scheint. Wie alle Städte Central-Amerikas hat San Vicente gerade Straßen, schlechtes Pflaster und niedrige, in die Breite gebaute Häuser mit geräumigen, breiten Höfen. Die Plaza bildet ein ziemlich regelmäßiges Quadrat mit der Parrochialkirche, die zwei Thürmchen an der Hauptfacade und einen gesonderten, durch den Hof getrennten Glockenthurm besitzt, und mit korinthischen Pilastern und anderen Ornamentirungen überladen ist. Eine wahre Zierde dieses Platzes, auf welchem zugleich das Marktgetümmel wogt und viel gekocht und viel gebraten wird, wo schmutzige Indianerweiber ihre süßen Leckereien ausbieten und das ganze Stadtleben sich concentrirt, ist der schöne, große steinerne Brunnen, der

in der Regel einen seltenen Platzschmuck der mittel-amerikanischen Städte bildet.

Der alte Vulcan erhebt sich im Südwesten der Stadt. Der Krater ist vollkommen erhalten. Die Gehänge sind ziemlich leicht zu ersteigen, theilweise mit niederem Buschwald und theilweise mit Savannen bedeckt, deren sonst reiche niedere Pflanzendecke bei der anhaltenden Dürre zu Ende des März ganz versengt war. Alte trachytische Lavaströme ziehen sich von diesem Berge in westlicher und nordwestlicher Richtung. Sie bedecken mit ihren Massen auch theilweise den halbkreisförmigen Gebirgswall des eigentlichen Erhebungskraters. Seit historischen Zeiten ist nichts von einer eruptiven Thätigkeit dieses Berges bekannt.

Das Städtchen Cojutepeque, wo nach der Zerstörung der Hauptstadt San Salvadors die Regierung der Republik sich niederließ, ist bedeutend höher gelegen als San Vicente, am Fuße des kleinen trachytischen Schlackenkegels Perulapam, der durch seine isolirte Stellung weithin sichtbar und durch seine symmetrische Form auffallend ist. Sonst hat dieser Ort Bauart und Charakter mit allen übrigen neuspanischen Städten gemein.

Zwischen Cojutepeque und der alten Hauptstadt ändert sich die Physiognomie der Landschaft. Sie wird etwas mannigfaltiger durch den Anblick des schönen Sees von San Martin oder Ilopango. Auch wird die Gegend bevölkerter. Die indianischen Ortschaften sind größer und sorgsamer bepflanzt. Pisang und Cocospalmen, dunkle, schattenreiche Mangos und Melonenbäume mit schöngezackten Blättern bleiben Hauptzierden der Gärten und verhüllen mit ihren schönen Formen einigermaßen das Elend der Hütten.

Ein und dreissigstes Kapitel.

# Die Fonseca-Bai.

Aehnlichkeit mit der Bai von San Francisco. — Ausdehnung. — Raum für sämmtliche Kriegsflotten der Welt. — Der Anblick des prächtigen Hafens zwingt sogar der französischen Nationaleitelkeit ein Geständniß ab. — Die Umgebungen der Fonseca-Bai von hohem geologischen Interesse. — Besteigung des Vulcans Cosiguina von der Seite des stillen Meeres. — Vergleich des Kraters mit jenem der Feuerberge im westlichen Asien. — Der Körper des Berges. — Der letzte Ausbruch. — Eine furchtbare unterirdische Schlacht. — Einfluß dieses grauenvollen Phänomens auf die Thierwelt. — Wilde Flucht der Bevölkerung. — Das Volk nimmt seine Zuflucht zu lebenden Priestern und todten Heiligen. — Komische Episoden im vulcanischen Nachtgemälde. — Umfang des Detonationskreises der Eruption und der Verbreitung des vulcanischen Aschenregens.

Die Fonseca-Bai (Conchagua-Bai auf der Karte von Baily) welcher, als dem wahrscheinlichen Ausgangspuncte des künftigen Isthmus-Canals und dem natürlichen Centralstapelplatze des künftigen Welthandels in der Culturgeschichte Amerikas eine so große Zukunft prophezeit worden, und in deren Besitz sich heute die drei Republiken Nicaragua, Honduras und San Salvador theilen, ist unstreitig der prächtigste Naturhafen des stillen Weltmeers. An Mannigfaltigkeit der Küstengliederung, wie an Raum, Tiefe und Sicherheit übertrifft sie selbst die berühmte Bai von San Francisco. Beide haben in ihrer Configuration auffallende Aehnlichkeit, wie man am besten an der Kartenzeichnung des englischen Capitäns Sir Edward Belcher erkennt, welche Squier bei der Herausgabe seiner Karte von Nicaragua benutzte. Letztere gibt die Umrisse der Fonseca-Bai genauer als die Karten Mittel-Amerikas von Baily und Berghaus.

Die größte Länge der Fonseca-Bai wird auf 80, ihre größte Breite auf 38 englische Meilen geschätzt; Landzungen, welche von verschiedenen Richtungen in die Bai vorspringen und fast sämmtlich mit vulcanischen Felsen besetzt sind, schützen die einzelnen Ankerplätze gegen jeden Windstoß, sowie gegen jene starke Brandung, die hier dem stillen Ocean eigen, und weiter nördlich an den Küsten von Guatemala und Nordmexico die Verzweiflung aller Seefahrer ist, welche in den schlechten Häfen ankern. Obwol die ganze Fonseca-Bai eigentlich zusammen eine weite Rhede bildet, in welcher sämmtliche Kriegsflotten der Welt hinreichenden Raum zum Ankern fänden, so sind ihre Einzelhäfen doch zur Erleichterung des Küstenverkehrs in verschiedenen Richtungen besonders geeignet. Der schöne Hafen la Union, welchen der Conchagua-Vulcan gegen die Weststürme schützt, ist im Besitz der Republik San Salvador. Die Insel Tigre, welche Honduras gehört, sowie die Insel Saccate, um deren Besitz San Salvador mit Honduras streitet, haben gleichfalls vortreffliche Häfen. Der südliche Theil der Bai ist in der Nähe des Landes, weniger tief, und an der Mündung des Estero, der dort als Naturcanal sich weit in das Land stromartig hineinzieht, können nur Schiffe von geringem Tiefgang anlegen. Dagegen bildet die große Halbinsel des Cosiguina, welche in nordwestlicher Richtung gegen das Meer vorspringt, vollkommene Sicherheit für die größten Handelsflotten, die in einiger Entfernung von Nacascolo, dem Nicaragua angehörigen Theile der Bai, Anker werfen würden.

Das Lob, welches Squier dieser herrlichen Bai spendet, ist nicht übertrieben. Alle Schiffscapitäne, welche ich in Realejo und Union befragte, und die genaue Kenner dieser Küste sind, an der sie seit Jahren hin- und herfahren (ich nenne darunter besonders den erfahrenen Genueser Carpaneto), theilten Squiers Ansicht, daß schwerlich irgendwo für Schifffahrt und Welthandel eine bequemere Bucht vorhanden sei. Die Einfahrt ist mit jedem der herrschenden

Winde möglich. Mehrere von den in die Bai einmündenden kleinen Flüssen scheinen für Dampfer von geringem Tiefgange schiffbar, besonders der Rio Choluteca im Gebiete von Honduras. Die Küste hat an den meisten Stellen gesundes Trinkwasser, welches selbst auf den größeren Eilanden vorhanden ist. Hinter der vulcanischen Felsumsäumung der Küste breiten sich in Honduras und San Salvador weite Ebenen von großer Fruchtbarkeit aus, welche in jenem Staat eine üppige Waldvegetation abwechselnd mit Savannen tragen, in San Salvador aber zum Theil cultivirt sind.

Wenn der projectirte Isthmus-Canal von Nicaragua zu Stande kommen sollte, so würde er wahrscheinlich in die Fonseca-Bai ausmünden. Zwar sind auch andere Richtungen vorgeschlagen worden, und deren Ausführbarkeit z. B. direct vom Nicaraguasee nach der Salinas-Bai oder nach San Juan del Sur, sowie vom Managuasee nach dem schönen Hafen Realejo ist außer Zweifel gestellt. Aber günstigere Niveauverhältnisse als die, welche das flache Territorium bildet, das nordwestlich vom Managuasee sich zwischen der Cordillerenkette und der Vulcanreihe der Marabios hinzieht, sind anderwärts nicht vorhanden. An der Mündung des Estero, welcher als Naturcanal mit benützt werden könnte, liegt eine leidige Sandbank, die sich aber durch Grabung eines Seitencanals in nördlicher Richtung umgehen ließe.

Der französische Capitän der Fregatte „la Sérieuse", welcher in Gesellschaft des damaligen amerikanischen Geschäftsträgers Herrn Squier den Gipfel des Conchagua-Vulcans bestieg, hat sicher prophetische Worte gesprochen, als er, auf die herrliche Fonseca-Bai mit ihren malerischen Ufercontouren herabschauend, und gleichzeitig das von Squier auf der Höhe aufgepflanzte Sternenbanner Nordamerikas erblickend, dieser Flagge ihren baldigen permanenten Sitz hier weissagte: „als Symbol der Herrschaft über zwei Oceane und der größten Macht, welche die Welt je gesehen." Wer die französische Nationaleitelkeit kennt und weiß, wie schwer ihr die Anerkennung

der Größe und der Macht fremder Staaten wird, darf mindestens glauben, daß der französische Capitän seine Weissagung aus Ueberzeugung gesprochen hat.

Die Umgebungen der Fonseca-Bai bieten dem Geologen ein hohes Interesse dar. Man kennt keine Gegend der Erde, welche auf einem gleichen Flächenraume eine größere Masse vulcanischer Bildungen und Verheerungen zeigte. Alles, was ich in Unteritalien, Kleinasien, Armenien und selbst in Guatemala an mächtigen Erscheinungen der Reaction des Erdinnern auf seiner äußeren Hülle gesehen, hält mit dieser Landschaft keinen Vergleich aus. Ein Blick von der Höhe der Tiger-Insel, des Conchagua-Vulcans, oder von irgend einem der trachytischen Kegel, welche an vielen Stellen der Bai sich erheben, zeigt ein weites Rundgemälde von Bauten und Zerstörungen durch Feuermächte, von erstarrten oder theilweise noch rauchenden Kratern, von Laven, Schlammströmen und Niederschlägen, von Asche, Tuff und Rapilli; — ein Bild, wie es sich die Einbildungskraft nicht schauerlicher malen könnte. Der Isalco liegt einige Tagreisen nordwestlich von der Fonseca-Bai. Dagegen berührt fast ihre südliche Küstenumsäumung der Abhang eines anderen Vulcans, des Cosiguina, der zwar seit seinem letzten Ausbruche ruhig ist, von den Geologen aber mit Recht für den furchtbarsten Feuerberg unseres Planeten gehalten wird.

Ich bestieg den Cosiguina am 6. März 1854 von der Seite des stillen Meeres. Die Brandung ist hier außerhalb der Bai so heftig, daß man bloß bei Südwind und sehr ruhigem Wetter ohne Gefahr landen kann. Die Landschaft nach Südosten in der Richtung nach Chinandega ist eine Buschwildniß, in der nur wenige einzelne Indianerhütten stehen. Der Boden ist weit umher mit Schlacken, Auswürflingen und vulcanischer Asche bedeckt. Der Berg hatte früher einen Kegel auf der Nordseite, der bis zum Gipfel bewaldet war, durch die letzte Eruption aber herabgeschleudert wurde. An derselben Stelle öffnete sich der weite Schlund, aus

welchem alle die Massen von festen und zermalmten Mineralien, die weit und breit das Land bedecken, aber keine flüssigen Laven, hervorkamen. Der Krater hat über eine spanische Legua im Umfange, der größte, den ich an irgend einem thätigen Vulcane gesehen habe. Er zeigt steile Wände mit Rändern, deren seltsam zerrissene, ausgezackte Linien, von unten gesehen, dem kundigen Auge allein noch den Feuerberg verrathen lassen. Dampfwolken hat man seit Jahren vom Meer aus nicht mehr über dem Cosiguina gesehen. Da ihn seit dem Besuche des britischen Consuls Manning und des Capitäns Belcher im Jahre 1835 wahrscheinlich Niemand bestiegen hatte, so glaubte man den Schlund seither wieder vollkommen geschlossen. Ich beobachtete gleichwohl aus vielen Spalten und Rissen der Kratertiefe, besonders am Fuße der inneren Wände dünne, weißgraue Dampfwolken emporsteigen, welche ähnlich wie bei den Kratern des Pacaya und des Irazu in der Entfernung von einigen Leguas von unten nicht mehr bemerkt werden. An zahlreichen Stellen im Innern des Kraters und um den Rand herum war der Boden noch heiß. Wir sanken bisweilen bis an die Kniee in die losen Rapilli ein und fühlten dann plötzlich brennende Hitze an den Sohlen. Der Krater ist tief und nur an einer einzigen Stelle der Nordostseite zugänglich. Keiner von den trichterförmigen Schlünden, die ich an den vielen Feuerbergen im westlichen Asien gesehen, hält an Größe, Tiefe und wildem Charakter der Umgebung den Vergleich mit diesem Krater aus.

Von einer frühern Thätigkeit des Consiguina ist keine Sage vorhanden. Der Körper des Berges besteht aus porphyrartigem Trachyt oder Andesit, wie bei den meisten Andesvulcanen, während die neuesten Auswürflinge bald schlackig, bald porphyrartig mehr Augit enthalten und mehr basaltig sind. Von alten Lavaströmen scheinen nur in der Ebene auf der Ostseite noch einige Spuren vorhanden. Vielleicht sind größere Lavaströme von den Schlackenmassen der letzten Eruption überdeckt. Ausgedehnte Formationen

von Tuffen und Conglomeraten, die wenigstens auf frühere Eruptionen von Asche und Schlamm sicher hindeuten, sieht man an vielen Stellen, theilweise überdeckt von den Producten des letzten Ausbruchs. Ein ehemaliger Bewohner dieser Gegend, der sich seither nach Chinandega zurückgezogen, erzählte mir, daß Retumbos (unterirdisches Getöse) auch vor dem Jahre 1835 hier häufig gehört wurden. Sie waren zeitweise ziemlich stark und schienen Vorgänge im Erdinnern anzudeuten, die ein Wiedererwachen des vulcanischen Lebens verkündeten. Seit dem Ende des Jahres 1834 wurden auch viele leichte Erderschütterungen von ziemlich langer Dauer und mit Geräusch begleitet, verspürt. In Alt-Chinandega waren die Stöße, die sich mehr um den Fonsecagolf zu concentriren schienen, leicht und ohne Verheerung. Sie dauerten bis Mitte Januar 1835 fort und wurden wenig beachtet. Es folgten ihnen einige Tage der tiefsten Ruhe.

Am Morgen des 20. Januar 1835 hörte man ein starkes Getöse wie von den Salven zahlreicher Geschütze an den verschiedenen Puncten um den Golf herum, und eine ungeheure kohlschwarze Wolke wälzte sich hoch über den Gipfel des Cosiguina hin, der von ihr ganz eingehüllt wurde. Obwohl jeder die seltsame Wolke deutlich kommen sah, schien doch anfangs Niemand den wahren Grund der Erscheinung, noch den Punct zu errathen, von dem sie ausgegangen.

Die Wolke breitete sich mit furchtbarer Schnelligkeit aus, die ganze Atmosphäre einhüllend, und es wurde dunkel wie in einem Bergwerke. Die Sonne verschwand, wie wenn sie ausgelöscht gewesen. Der Tag war finster wie die Nacht, deren Annäherung nur die Thurmglocke und der Uhrzeiger verkündete, und welche diesmal ohne den tröstenden Schein von Mond und Sternen kam. Diese schienen am Himmel völlig verloren gegangen. Der Schein der angezündeten Lichter und Fackeln erleuchtete kaum auf wenige

Schritte, und die Bewohner desselben Hauses tappten, ängstlich sich einander suchend und rufend, in grauenvoller Düsterheit umher.

Zu dieser finstern Scene, die an jene pharaonische des Buches Exodus erinnert, mit welcher Moses den ägyptischen Despoten schreckte, kam eine andere, für Sinne und Lebensfunctionen noch quälendere Plage. Die Atmosphäre ward mit einem grauschwärzlichen Staube dicht angefüllt. Die Lungen vermochten sie kaum zu athmen und die Augen wurden davon mehr gereizt als von dem intensivsten Lichtstrahl. Man hielt feuchte, in das Wasser getauchte Tücher an den Mund, als das einzige Mittel, um etwas athmungsfähige Luft in die Lungen zu bringen.

In Pausen wurden dazwischen die Salven eines Donners gehört, so stark, wie wenn viele tausend Kanonen zusammenkrachten. Ueber den Golf her hallte es wie von einer ungeheuren Seeschlacht, an der alle Flotten der Welt Theil genommen. Mehrere hundert Meilen landeinwärts hörte man die grauenvollen Detonationen. Die Thiere in der Nähe waren davon fast ebenso erschreckt wie die Menschen. Die Viehheerden kamen in Alt-Chinandega aus der Landschaft in die Stadt gerannt, und die wilden Thiere mit ihnen. Es war ein sonderbares Schauspiel, das an die Noah'sche Flucht erinnerte. Zum ersten Male vielleicht seit den Tagen des Diluviums stiftete der gemeinsame Schrecken und die gemeinsame Gefahr unter allen Geschöpfen einen kurzen Frieden. Panther, Pumas und Coyoten flohen mit den Rehen aus den Wäldern und rannten von dannen mitten unter Heerden von Ziegen und Schafen, denen sie nichts zu Leide thaten. Adler und Falken ließen sich auf den Dächern der Häuser mitten unter Tauben und Staaren ohne feindliche Absicht nieder. Selbst die Eulen und Fledermäuse wurden aus ihren Schlupfwinkeln verscheucht. Sogar diesen nacht-freundlichen Thieren mochte die vulkanische Nacht zu schwarz erscheinen. Es war, als ob die Bestien des Waldes inmitten dieser Schrecknisse der Natur selbst vor dem Menschen ihren Schrecken verloren

hätten, denn sie suchten in seiner Nähe ein Asyl. Man fand nach der Katastrophe in der Landschaft zwischen Chinandega und dem Golfe viele Tausende von Thierleichen, besonders von Vögeln, welche die Schlacken zerschmettert oder der Aschenregen erstickt hatte. Auf dem Wasser des Golfes selbst schwammen, wie man mir auf verschiedenen Puncten erzählte, mitten unter den leichten Bimssteinen, mit denen das Meer bedeckt war, die Leichen zahlreicher Seebewohner aller Größen, von den kleinsten Mollusken und Crustaceen bis zu den Riesen-Cadavern der Haie und Krokodile. Sie scheinen indessen mehr durch die heiße Temperatur, welche die glühenden Schlacken dem Golfwasser mittheilten, als durch die fallenden Steine getödtet worden zu sein. Nach der Aussage glaubwürdiger Männer wurden sogar im Süßwasserbecken des Managuasees, der nahe bei 30 Leguas (90 englische Meilen) vom Cosiguina entfernt ist, zahllose Fischleichen auf dem Wasser treibend gefunden, dessen Oberfläche ganz mit Asche bedeckt war.

Die Bevölkerung, welche am schwersten von diesem Phänomen zu leiden hatte, war die des Hafens la Union, an der Nordwestseite der Fonseca-Bai, dem Cosiguina gegenüber. In den entfernteren Städten, wie Leon, fand man noch Zeit zu beten und Messe zu lesen und den Beistand der Heiligen anzurufen. Hier hingegen vertraute Keiner diesen andächtigen Rettungsmitteln, sondern floh zu Pferde und zu Fuß, so schnell ihn die Beine zu tragen vermochten. In Massen zog die Bevölkerung mit Fackeln und Laternen in der Richtung von San Miguel. Man heulte zwar auch hier unterwegs Gebete und rief die Heiligen an, suchte aber doch sein Heil nur in der möglichst schnellen Versetzung in eine andere Gegend. In der Stadt San Miguel aber, obwol sie 12 Leguas vom Golf entfernt liegt, sah es fast eben so düster aus. Alle die brennenden Holzfackeln verbreiteten durch die dicke Atmosphäre doch nur auf wenige Schritte einen matten Schein. Das Athmen war hier etwas minder beschwerlich, doch noch immer peinlich genug. Die Glocken

läuteten unaufhörlich zur Kirche, doch auch hier zogen die Meisten vor, weiter landeinwärts zu fliehen. Zwar wußte Niemand genau zu sagen, woher eigentlich der finstere Spuk komme. Viele glaubten an einen Ausbruch des Conchagua-Vulcans bei Union, andere gar an eine Oeffnung des San Miguel-Vulcans selbst. Merkwürdigerweise leitete jedoch ein richtiger Instinct die Flüchtlinge in einer dem Cosiguina entgegengesetzten Richtung; der starke Donner, der von der Fonseca-Bai herdröhnte, schien ihnen ein richtiger Wegweiser zu sein. Die Regelmäßigkeit der Pausen zwischen den einzelnen Detonationen und deren fortdauernde Wiederholung verkündigten, daß der Donner nicht von der Höhe des Luftkreises, von den elektrischen Entladungen der Wolken, sondern von unten, aus den Eingeweiden der Erde kam und eine begleitende Erscheinung der grauenhaften Naturscene war. Die Finsterniß erstreckte sich weit landeinwärts im Staate San Salvador. Doch war sie in der Stadt San Vicente, welche das Centrum dieser Republik, etwa 50 Leguas vom Cosiguina, einnimmt, etwas gemilderter. In der Hauptstadt von San Salvador verbreitete die fallende Asche noch eine Düsterheit, wie in den trübsten Gewitterstunden.

Aehnlich waren die Erscheinungen östlich und südlich von der Landspitze des Cosiguina. Sehr schwer zu leiden hatte die Stadt Chinandega, deren Bewohner, ebenso wie die von Realejo, den Ausgangspunct dieser Schrecknisse, den Sitz des Schlundes, der solche Massen von Staub und Asche schleuderte, vollkommen ignorirten. Daß es ein vulcanischer Ausbruch sei, ahnten sie zwar, denn die Leute sind mit den Symptomen dieses Spukes auf ihrem vulcanischen Boden wohl vertraut. Aber bei der Dichtigkeit der Aschenwolken und dem fürchterlichen Gebrüll der Explosionen hielten auch sie das Centrum der Action für weit näher, als es wirklich war und glaubten, daß ihr nächster Nachbar, der Vulcan el Viejo, diese Schauer aussende. An den Cosiguina, den man für

einen längst erloschenen, ganz unschuldigen Berg hielt, schien Niemand zu denken.

Ich habe in Chinandega verschiedene Augenzeugen jenes Ausbruchs gesprochen, deren Antlitz noch bleich wurde bei der bloßen Erinnerung des 20. Januar 1835 und der ihm folgenden Schreckenstage, sowie bei der Erzählung dessen, was sie damals ausgestanden. Die Bewohner flohen in Masse nach der 14 Leguas davon entfernten Hauptstadt Leon, wo Finsterniß und Athmungsbeschwerden kaum erträglicher waren. In Realejo hatten Viele noch den Muth, zu bleiben und zu beten. Lebende Priester und todte Heilige spielen bei solchen Calamitäten in Central-America immer eine sehr große Rolle. Die spanischen Creolen nehmen zu ihnen die Zuflucht in allen großen Krisen, wo das Leben auf dem Spiele zu stehen scheint, und Menschenwitz und Menschenkraft ihre Ohnmacht gegen die Naturkräfte erkennen. Nie flossen in dem frommen, katholischen Staate Nicaragua die Kirchenspenden so reichlich, nie wurden den Priestern die Messen so glänzend honorirt; nie hat man den Heiligen so viele Wachskerzen angezündet, wie damals. Aber alles Kerzenlicht brachte keine frohe Helle in die geweihten Hallen, und dem Priester versagte oft die betende Stimme, man wußte nicht, ob der Staub oder der Schrecken sie lähmte. Ein britischer Kaufmann, der seit vielen Jahren Realejo bewohnt und auch die Cosiguina-Eruption miterlebte, erzählte uns, daß die Cognacflasche damals ein unerläßliches Mittel der Erfrischung und Ermuthigung für Alle war. Selbst die Priester hatten sie neben sich auf dem Altar und der Kanzel stehen. So fehlten diesem vulcanischen Nachtgemälde auch nicht die kleinen komischen Episoden.

Der Ausbruch dauerte in unverminderter Stärke bis zum 24. Januar 1835 fort, dann nahm er ab. Einige Monate später entstiegen nur noch Dampfwolken dem Kraterschlund. Ein heftiger Nordostwind fegte die Aschenwolken aus der Atmosphäre, jagte sie über den Ocean und befreite die Landbewohner von einer unnenn-

baren Plage. Ganze Bevölkerungen waren im Staate Nicaragua landeinwärts geflohen. Städte und Dörfer in der Nähe des Fonseca-Golfes waren wie ausgestorben. Selbst die Hauptstadt Leon hatte sich größtentheils entvölkert. Ein englischer Reisender, Herr Byam, der damals in diesen Gegenden verweilte, erzählte, daß in der Kathedrale von Leon, als alles Beten und das Anzünden zahlloser Kerzen vor den Bildsäulen der Heiligen nichts fruchtete, das Volk diese geputzten Statuen nach dem Platz getragen und sie dort aufgestellt habe. Die Gesichter mit dem goldenen Heiligenschein wurden der Richtung der Aschenwolken zugekehrt. Es sei geschehen, meint Herr Byam, damit die „Santos" sich selbst überzeugten, wie die Sachen eigentlich stehen. Hier und anderwärts im Staate Nicaragua wird noch am Jahrestage des Cosiguina-Ausbruchs ein großes kirchliches Dankfest den Heiligen zu Ehren gefeiert, welche vermeintlich das Volk vom gänzlichen Ersticken gerettet haben.

Die Donnersalven dieses Feuerbergs wurden während der drei ersten Tage auf Entfernungen gehört, die uns unglaublich erscheinen würden, wenn die Thatsachen nicht durch so viele noch lebende Augenzeugen constatirt wären. In der Hauptstadt Guatemala, die nahe bei 80 spanische Leguas in gerader Richtung vom Cosiguina entfernt liegt, war die Lufterschütterung noch so groß, daß die Fenster bei jeder Detonation zitterten. Sogar in der britischen Colonie Belize, welche durch fünf Breitegrade von der Fonseca-Bai geschieden, also über 300 englische Meilen vom Cosiguina entfernt ist, wurde der Schall noch so deutlich gehört, daß der englische Statthalter die Besatzung ausrücken ließ. Man dachte nämlich an ein Seegefecht in der Nähe, denn bei der Heiterkeit der Atmosphäre konnten diese Donnersalven von keinem Gewitter herrühren. Andrerseits soll, nach verschiedenen Aussagen, der Detonationskreis der Eruption im Süden bis Neu-Granada und Quito, nahe an den Aequator hingereicht haben. Einen noch weit größeren Umfang

hatte die Verbreitung der Auswürflinge. Nicht nur in allen Theilen Central-Amerikas, sondern selbst auf dem Hochlande von Mexico, in Veracruz, auf Cuba und Jamaica, sah man graue Asche fallen, und die erstaunten Bewohner erfuhren erst lange nachher die wahre Ursache dieses räthselhaften Phänomens.

Dove und Heinrich Berghaus halten diese Aschenverbreitung für einen Beweis der Existenz südwestlicher Luftströmungen in den höheren Regionen der Tropenatmosphäre, über dem Passat. Dieselbe Asche aber fiel, wie sicher erwiesen, in Süd-Amerika, zu Carracas, Santa Fé und Quito. Sollte sie erst nach dem Ereigniß der Nordwind so weit getrieben haben? Vielleicht gelangten bei der ungeheuern Schleuderkraft des Vulcans die Aschentheile in verschiedene Regionen, wo entgegengesetzte Luftströmungen stattfanden. Der Detonationskreis des Cosiguina-Ausbruchs hatte über 2000 englische Meilen, der Verbreitungskreis des Aschenregens mindestens 4000 englische Meilen im Umfang.

## Zwei und dreissigstes Kapitel.

# Von Sonsonate nach Guatemala.

Panorama von der Anhöhe des Callejon de la Bellota. — Wandernde Indianer. — Die falschen Azteken. — Das fruchtbare Thal von Ahuachapan. — Der gastliche Ortspfarrer, Don Isidro Menendez. — Gang durch die Ansiedlung. — Ausgedehnte Zuckercultur. — Palme und Tanne. — Die heißen Schwefelquellen (ausoles) der Umgebung. — Rio Paza. — Unsicherheit der Straße. — Jalpatagua. — Indianisches Mittagsmahl. — Ein lustiges Völkchen. — Erster Anblick der Vulcangruppen Guatemalas. — Die Brücke über den Rio de los Esclavos. — Ein Schweinhirt als Präsident. — Maskirte Reisende. — Hacienda de la Puerta. — Alto de los Verdes. — Begegnung von Reisenden, denen das verwitterte, abenteuerliche Aussehen unserer kleinen Caravane Furcht einflößt. — Armseligkeit der Ansiedlungen unterwegs. — Am Ziel! — Die Bedeutung Central-Amerikas für deutsche Auswanderung, deutsche Industrie und deutschen Handel.

Wenn wir nicht hier schon unsere Reise abbrechen, sondern den Leser bitten, noch so viel Geduld und Aufmerksamkeit zusammenzuraffen, um uns bis zu unserem Einzuge in Guatemala, der größten, schönsten und historisch merkwürdigsten Stadt Mittel-Amerikas, das wohlwollende Geleite zu geben, so geschieht dies hauptsächlich aus zwei Gründen: fürs erste dürfte es für den Leser, welcher einmal die Gewogenheit hatte, uns seine Theilnahme bis zu diesem Abschnitte ungeschwächt zu schenken, befriedigender sein, uns nicht unterwegs in langsamer, langweiliger Fortbewegung mitten auf unsicherem Wege, sondern auf einer großartigen Hauptstation und zwar im Moment zu verlassen, wo wir eben im Begriffe stehen, uns einer neuen,

glücklichen Thätigkeit hinzugeben. Sollte ferner ein launenhaftes Geschick einen oder den anderen unserer Leser nach jenen einsamen Regionen führen, so werden ihm zugleich einige kurze Mittheilungen über eine Strecke willkommen sein, welche, den Hauptverkehrsweg des Landes gegen Norden bildend, in dem Maße an Wichtigkeit gewinnen wird, als Emigration und Handel zunehmen.

Sobald man Sonsonate im Rücken hat, geht der Weg, den nordöstlich streichenden Cordilleren folgend, fortwährend ziemlich steil bergauf, bis man die Höhe des Callejon de la Bellota erreicht, von welchem Puncte sich dem Auge des Wanderers eine wundervolle Aussicht bietet. Im Westen der tiefblaue Ocean und der Seeport Acajutla, im Süden und Osten eine reizende Gebirgslandschaft, aus welcher der Feuerberg Isalco mit seiner wohl 40 Fuß hohen Rauchsäule schauerlich-imposant emporragt. Die Ereignisse in der Hauptstadt hatten auch in dieser Richtung eine ungewöhnliche Bewegung hervorgebracht. Zahlreiche Indianer, den Rücken schwer beladen mit Einrichtungsstücken oder Waarencollis und gefolgt von ihren Weibern und Kindern, zogen nach den außerhalb des Schütterkreises gelegenen Ortschaften. Es waren meistentheils kleine, untersetzte Gestalten von häßlichem, brutalem, verschlossenem Aussehen, aber starkem, grobknochigem Körperbau. Aus manchem Gesichte war sogar eine ziemlich starke Mischung mit Negerblut erkennbar *).

*) Diese Mischung ist namentlich an der Grenze des Staates gegen Honduras im Departemento San Miguel ziemlich häufig, und trägt nichts weniger als zur Verbesserung des Geschlechts bei. Die Kreuzung zweier so verkommener Racen, wie die indianische und die äthiopische, kann unmöglich vortheilhaft auf die Nachkommenschaft wirken. Die beiden Mulattenkinder, welche eben von einem speculativen Yanckee der gläubigen europäischen Masse als die letzten Abkömmlinge einer fast ausgestorbenen aztekischen Priesterkaste aufgeschwatzt worden, sind nichts weiter, als zwei solche unentwickelte Individuen, die Zwillingskinder von Mischlingseltern Namens Innocent und Martina Burgos, welche noch gegenwärtig im Dorfe Jocora, im Departemento San Miguel leben. Ein spanischer Krämer, Namens Ramon Selva, hatte sich dieselben von der Mutter, welcher sie ihrer Unbeholfenheit wegen nur zur Last waren, unter dem Vorwande zu verschaffen gewußt, daß er die armen

Die Männer trugen blos weiße Schürzen und Strohhüte; die Weiber hatten gleichfalls den größeren Theil ihres Körpers unbedeckt; ihre garstigen, länglichen, schlaffen Brüste hingen bis zu den Hüften herab *). Ihr ganzes Kleidungsstück bestand aus einem Stücke rohen Gewebes von blauer Farbe, welches von den Hüften bis zu den Knieen reichte und das sie ein paar Mal um den Leib gewunden hatten. Die Kinder, sowohl Mädchen wie Knaben, gingen bis zu einem Alter von 5—6 Jahren völlig nackt und sahen äußerst schmutzig und verwahrlost aus. Das erste Dorf, das man auf dieser Route erreicht, heißt Apaneca. Es ist sehr hoch gelegen (circa 5000′ über dem stillen Ocean) und nur von Vollblut-Indianern bewohnt. Nachdem man noch einige Gebirgsrücken überschritten hat, steigt man in das prachtvolle Thal von Ahuachapan hinab, eine ungemein fruchtbare, schiefe Ebene, in welcher der Marktflecken gleichen Namens gelegen ist. Ich kenne kaum einen angebauten Punct Central-Amerikas, selbst die fruchtreiche Hochebene von San José nicht ausgenommen, wo eine größere Ueppigkeit in der Vegetation herrscht wie hier. Zu der unermeßlichen Fruchtbarkeit des Tuffbodens gesellt sich zugleich ein solcher Ueberfluß an Wasser (ahua-cha-pan), daß die Ansiedlung davon den Namen erhalten. Im Wohnhause des Pfarrers Don Isidro Menendez fand ich eine äußerst gastliche Aufnahme. Obwohl kränkelnd und in Jahren vorgerückt, hatte der biedere alte Herr eine in diesem Lande höchst seltene Rührigkeit und Frische des Geistes

---

Geschöpfe in den Vereinten Staaten erziehen lassen wolle. Statt dessen ließ er sie in mehreren Städten Central-Americas für Geld sehen, und verkaufte sie später an einen gewissen Morris, der sie gegenwärtig, wie Kreuzberger seinen Orangutang, in den feinsten Gesellschaften Europas herumzeigt.

*) Diese Hängebrüste sind charakteristisch für die Indianerweiber Central-Amerikas. Ich sah unter ihnen Mütter mit dermaßen langen, schlauchartigen Brüsten, daß sie den neugebornen Sprößling, der am Rücken festgebunden war, ohne viel Schwierigkeit saugen lassen konnten, indem sie eine der Brüste über die Achsel warfen oder unter den Arm nach rückwärts zogen.

bewahrt. Er nahm an Allem, was vorging, warmes Interesse und wenn ihm auch das Geschick und die Zukunft seines Vaterlandes am meisten am Herzen lag, so schenkte er doch auch den europäischen Zuständen eine nicht gewöhnliche Theilnahme. Vielseitig gebildet, belesen und freisinnig, sah er den damals herrschenden russisch-türkischen Conflict mit ganz andern Augen an als sein geistlicher Collega, der fromme, einfaltsvolle Pfarrer von Mosonte im Hochlande von Nicaragua, und war weniger besorgt um den Besitz der heiligen Grabstätte als um den Sieg der Freiheit. Die Scheu vor der russischen Knute hatte sogar die Gemüther der doch an spanische Knechtschaft gewöhnten Eingeborenen des neuen Continents erfaßt und die Brutalität und Gewaltthätigkeiten des russischen Systems hatten hier eine noch traurigere Berühmtheit erlangt als sie in der That verdienen. Am Mittagstisch, an dem auch mehrere weibliche „Anverwandte" des Pfarrers Platz genommen hatten und welcher eine reiche Auswahl der köstlichsten Gerichte des Landes bot, wurde ausschließend von europäischen Zuständen gesprochen. Man wollte um so Vieles fragen, daß man nicht die Ruhe hatte, sich über Eines genügende Auskunft geben zu lassen. Es war ein buntes Gemisch von Fragen und Repliken, welche den Antwortenden anstrengten und ermüdeten, ohne gleichwohl den Fragesteller zufrieden zu stellen oder auch nur um ein Jota weiser zu machen. Die Frauen wünschten über die Moden und die materiellen Genüsse des gesellschaftlichen Lebens in Europa unterrichtet zu werden, der Padre dagegen wollte vom Kaiser von Rußland und von Kossuth, vom Papst und Mazzini, von Louis Napoleon und von den Yankees erzählen hören und warf jeden Augenblick eine verschiedene Frage auf. Glücklicherweise hatte die Familie die Gewohnheit, nach dem Mittagsessen Siesta zu halten und so wurde ich denn eine Zeitlang der lästigen Frager los und konnte allein und mit Muße einen Gang durch das Dorf machen. Es ist über dasselbe nicht viel zu sagen. Dessen Einwohnerschaft,

ungefähr 8000 Seelen, zur Hälfte Vollblut-Indianer, beschäftigen sich in so ausgedehntem Maße mit der Cultur des Zuckerrohrs, daß in der Umgebung von Ahuachapan allein jährlich 20,000 Arrobas (5000 Centner) Braunzucker à 1 Piaster erzeugt werden. Auch Kaffee wird in Ahuachapan etwas gebaut. Die meisten Einwohner sprechen bloß spanisch und haben ihre indianische Muttersprache bereits völlig vergessen. Obschon in früheren Zeiten ein sehr wohlhabender blühender Ort, hat Ahuachapan dennoch nicht eine einzige ansehnliche Baute aufzuweisen. Selbst die Kirche ist ein ziemlich armseliges Bauwerk, welches das Auge des Beschauers nur dadurch einen Moment lang zu fesseln vermag, daß am Vorplatz, dicht vor der Hauptfronte eine Cocospalme und eine Riesentanne in gleicher Ueppigkeit himmelan streben. Wie wundervoll muß ein Klima sein, in dem die Königin der Tropenzone und der stolze Repräsentant der nordischen Hemisphäre mit demselben Wohlbehagen sich zu entwickeln vermögen!

In der nächsten Umgebung von Ahuachapan, nicht mehr als drei engl. Meilen in östlicher Richtung von der Ansiedlung entfernt, befinden sich zahlreiche heiße Schwefelquellen, von den Eingeborenen hornillos, ausoles auch infernillos genannt, welche ähnlich wie in Miravalles fortwährend Blasen aufwerfend, mit ziemlich starkem Getöse aus der Erde aufquellen. Die Eingeborenen legen diesen Thermalen unzählige heilkräftige Eigenschaften bei, und halten dieselben für ganz wunderbare Phänomene, während sie eigentlich nichts als gewöhnliche schwefelige Thermalquellen sind, wie man sie an vielen Puncten der Erde findet, und welche mit der vulcanischen Beschaffenheit des Landes im engsten Zusammenhange stehen. In Central-Amerika kommen diese sogenannten Hornillos sogar sehr häufig vor; ich traf deren in allen fünf Staaten sowohl in der Nähe von thätigen als ruhenden (scheinbar erloschenen) Feuerbergen. Der mit einer Lehmschichte bedeckte Boden in ihrer Nähe ist dermaßen heiß, daß ich zu wiederholten Malen

die dicken Sohlen meiner Fußbekleidung verbrannte und die Indianer nicht wagen, sich barfuß denselben zu nähern. Auch Pferde und Maulthiere werden scheu und ängstlich, sobald sie in die Nähe von Hornillos kommen und können weder die Hitze des Bodens noch den schwefeligen Dunst der aufsprudelnden schlammartigen Flüssigkeit vertragen. Ich habe leider niemals Gelegenheit gehabt, den Hitzegrad dieser Schwefelquellen mit dem Thermometer zu messen. Man vermag darin Eier durch bloßes Eintauchen zu kochen. Dermalen haben diese Schwefelquellen keinerlei Verwendung; zu Mineralbädern benutzt, dürften sich dieselben gegen die in diesen Gegenden vorherrschenden Hautkrankheiten von ausgezeichneter Wirkung erweisen.

Am 3. Mai 1854 um 10 Uhr Morgens passirten wir den Rio Paz oder Paza, welcher die nordwestliche Grenze von San Salvador gegen Guatemala bildet. Dieser stattliche Fluß entspringt in der Nähe des Cerro Chingo im Südosten und fließt nach dem stillen Ocean. An der Stelle, wo wir ihn durchschritten, war derselbe ungefähr 200′ breit und 4′ tief. Während der nassen Jahreszeit soll der Rio Paza eine solche Höhe erreichen, daß er dann nur in Kähnen passirt werden kann. Auch jetzt erschien mir die Passage für Fußgänger ziemlich gefährlich. Ich sah Indianerweiber mit Kindern auf dem Rücken den Fluß durchwaten, denen das Wasser zwei Drittheile ihres Körpers bedeckte. Mein Maulthier sank bis zum Hals in die Strömung und ich war, obschon reitend, nicht im Stande, das jenseitige Ufer zu erreichen, ohne bis zu den Knieen naß zu werden. Eine Legua nördlich von von Ahuachapan nimmt der bisherige Reichthum in der Vegetation ab und der Weg führt eine weite Strecke hindurch über steinigen, unfruchtbaren Boden, über dürre, baumlose, sonnverbrante Savannen. In den letzteren Jahren war die Straße von Sonsonate nach Guatemala wieder unsicher geworden und es gab nur wenige Dörfer unterwegs, wo man mit einiger Zuversicht die Nacht zu-

zubringen vermochte. Man war daher an gewisse Stationen gebunden, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, beraubt oder gar ermordet zu werden.

Wir langten zeitig Nachmittags im Dorfe Jalpatagua an und hätten den Ritt leicht noch einige Stunden fortsetzen können, wenn uns nicht die Unsicherheit des Weges daran gehindert haben würde. Den nächsten geheuern Ort waren wir nicht mehr im Stande vor Sonnenuntergang noch zu erreichen und meine Diener waren nicht zu bewegen, die Nacht auf offener Straße unterwegs zu verleben. Wir mußten also in Jalpatagua, einem wenigstens bloß halb verdächtigen Indianerdorfe, bleiben, obschon wir erst fünf Leguas zurückgelegt hatten. Im Corridor des früheren Dominicaner-Klosters, das gegenwärtig einem Weltpriester zum Absteigequartier dient, welcher ein paar Mal im Jahre aus einem andern Dorfe hierher kommt, um den Bewohnern die Segnungen und den Trost der römisch-katholischen Kirche zu spenden, fanden wir eine ziemlich anständige Unterkunft. Die Schließerin des verlassenen Klosters, ein häßliches, schmutziges Indianerweib, saß mit ihren vier nackten Sprößlingen auf der Erde und hielt gerade Mahlzeit, als wir angeritten kamen. Das indianische Mittagsessen bestand aus gekochten Yuccawurzeln und etwas Zuckerrohr, das die kleinen Rangen zum Nachtisch verspeisten. Alle Glieder der Familie hatten ein äußerst ungesundes Aussehen und namentlich die Kinder, im Gesicht bleich und mager, hatten dicke, aufgeschwollene Bäuche, was wahrscheinlich vom fast ausschließlichen Genuß des genannten Knollengewächses herrührte.

Im Dorfe selbst herrschte große Armuth. Nur mit großer Mühe gelang es meinem Diener, etwas Reis und Tortillas zu erhalten, um mir den Hunger zu stillen. Weder Milch noch Eier waren zu bekommen. Trotz dieser Dürftigkeit ertönte jedoch die ganze Nacht hindurch die Marimba, eine Art Hackbrett, und aus den Hütten schallte wildes Jauchzen und Lärmen wie in deutschen Dörfern zur Zeit

der Kirmeß. Es war gewissermaßen ein Fest des tanzenden Hungers und der singenden Noth, wie auch in civilisirten Ländern leichtfertige Naturen, am Gipfelpuncte der Verzweiflung angelangt, zuweilen aus wildem Unmuthe Champagner trinken. Man zog mit der Marimba von Hütte zu Hütte und wiederholte immer wieder denselben Lärm. Als ich mich am nächsten Morgen bei meiner indianischen Hauswirthin um die Veranlassung der nächtlichen Lustbarkeit erkundigte, erwiderte sie mir, dieselbe habe keine andere Bedeutung gehabt, als daß die Einwohner von Jalpatagua ein lustiges Völkchen seien, das sich gerne bei Gesang und Tanz vergnügt! — Aehnliche nächtliche Unterhaltungen sollen sich sehr häufig ohne besondere Veranlassung wiederholen. Als wir des Morgens aufbrachen, hatte sich ein großer Theil der Einwohner erst zur Ruhe begeben; die Hütten waren geschlossen, die Straßen öde, nur einzelne Indianerweiber sah man mit großen irdenen Krügen auf dem Kopfe nach einer benachbarten Quelle wandern, um dort Trinkwasser zu holen.

Um die Mittagsstunde des 4. Mai erreichten wir die Cuesta del Oratorio, wo in einer Höhe von 4000′ über dem Meeresspiegel wieder die ersten Tannen auftreten. Das Klima wird jetzt lieblicher, gemäßigter, die Vegetation lachender und frischer. In der Nähe von Oratorio, einem unbedeutenden Gehöft von wenigen armseligen Indianerhütten, erblickte ich durch eine coulissenförmige Oeffnung zum ersten Male die wundervollen Formen der berühmten Vulcane Fuego und Agua im Hochlande von Guatemala. Man fühlt, daß man sich einer gewaltigen Gebirgswelt nähert. In Pueblo de los Esclavos hielten wir eine kurze Rast. Nicht weit davon führt eine hübsche Steinbrücke mit zehn Pfeilern über den Rio de los Esclavos, der sich hier in einer Breite von kaum fünf Fuß durch mächtige Felsblöcke zwängt und einen Wasserfall von 10′ Höhe bildet. Die erste Brücke über diesen Fluß wurde bereits im Jahre 1692 gebaut; die gegenwärtige steinerne steht

erst seit dem Jahre 1810. Bemerkenswerth für den Zustand der modernen Bauwerke des Landes ist es, daß diese Brücke (von ganz gewöhnlicher Construction und höchst bescheidener Einfachheit) nicht nur als die schönste Brücke Central-Amerikas gilt, sondern gleichzeitig auch von den Eingeborenen als eine großartige Kunstbaute angestaunt wird. Die dritte Nacht (seit unserer Abreise von Sonsonate) brachten wir im Dorfe Cuajiniquilapa zu. Wir waren jetzt nur mehr 14 Leguas oder 42 englische Meilen von der schönen Hauptstadt Guatemala entfernt und das war ein beschwichtigender Trost für die vielen Entbehrungen und Ungemächlichkeiten, welche wir während dieser Reise zu erdulden hatten. Cuajiniquilapa ist zwar eine große aber äußerst ärmliche Niederlassung. Wie in allen Indianerdörfern liegen auch hier die Hütten zerstreut ohne Berücksichtigung einer Reihenfolge, so daß es eigentlich keine wirklichen Gassen gibt. Die Bewohner sahen wenn möglich noch schmutziger und verkommener aus wie in den, Tags zuvor passirten Dörfern, und ich wunderte mich nach solchem Anblick nicht länger mehr, daß es einem rohen, indianischen Schweinhirten gelungen ist, sich bis zur Stelle eines Staatschefs emporzuschwingen, schien er doch das passendste Oberhaupt für solch ein Volk! — Die Nacht verlebte ich wie gewöhnlich im Corridor einer Hütte, welcher gerade so viel Raum bot, um meine Hängematte schwingen und mein Gepäck unterbringen zu können!

Am 6. Mai endlich hatte die Stunde der Erlösung von so langen, vielfältigen Reisestrapazen geschlagen. Mehr als vier Monate waren verflossen, seitdem ich Costa Rica verlassen und neuerdings ein rauhes Wanderleben angetreten hatte. Noch diesen Abend hoffte ich Guatemala, die größte, schönste und comfortreichste Stadt Central-Amerikas zu erreichen, in der ich mich längere Zeit niederzulassen gedachte. Schon um 4 Uhr Morgens ließ ich die Maulthiere satteln; es war gleichwohl bereits 5 Uhr, als wir von Cuajiniquilapa wegritten. Gleich nachdem man eine ziemlich steile

Anhöhe erstiegen, wird das Auge des Wanderers durch saftiggrüne Wiesen überrascht, die sich in einer Höhe von ungefähr 4500′ über einen unermeßlichen Flächenraum ausdehnen, während tief im Hintergrunde die phantastischen Gestalten der riesigen Feuerberge Guatemalas in geisterhaftem Dufte sichtbar werden.

In der Nähe des Cerro Retondo muß man einen Hohlweg (Callejon) passiren, der in früheren Zeiten wegen der häufigen Raubanfälle, welche daselbst vorkamen, sehr berüchtigt war und dem noch jetzt von diesem üblen Rufe anklebt. „Es un paso muy malo,“ sagte unser Führer und deutete auf meine Doppelflinte, die ich gleichgiltig vor mir quer über den Sattel ruhen hatte. Gerade als wir durch diese berüchtigte Schlucht kamen, begegneten uns ungewöhnlich anständig gekleidete, berittene Reisende, welche weiße Larven trugen, als ob Fastnacht gewesen wäre. Diese seltsame Erscheinung an einer ohnedies verdächtigen Stelle mußte uns natürlicherweise bedenklich machen; wir merkten indeß bald, daß die beiden Vermummten keine Spießgesellen sondern blos eitle Gecken aus der Hauptstadt waren, welche vermuthlich besorgten, die mittägige Tropensonne möchte ihrem zarten Teint schaden oder wohl gar noch brauner färben. Vor einem Jahrzehent noch soll das Reisen mit Gesichtsmasken während der heißen Tagesstunden unter der wohlhabenden Classe Guatemalas nicht selten gewesen sein; seitdem man aber das Unpraktische dieser Sitte erkannt hat und dieselbe gleichzeitig von Wegelagerern zur bequemeren Ausführung ihrer verbrecherischen Anfälle adoptirt wurde, machen nur mehr wenige excentrische Naturen von diesem Mittel Gebrauch, um ihre Gesichter der directen Einwirkung der tropischen Sonnengluth zu entziehen.

Nach einem sechsstündigen Ritte hielten wir in der Hacienda de la Puerta am Fuße eines gewaltigen Berges Mittagsrast. Ein furchtbares Gewitter, das jeden Augenblick loszubrechen drohte, schien unsern heißen Wunsch, noch am selben Abend die Haupt-

stadt zu erreichen, vereiteln zu wollen. Meinem trägen Führer gab dieser drohende Gewittersturm eine erwünschte Veranlassung vorzuschlagen, bis zum nächsten Morgen in der Raststation zu bleiben. Ich aber bestand auf der Weiterreise. Gegen 2 Uhr erreichten wir den höchsten Punct des Berges, den Alto de los Verdes, nahe an 5000′ über dem stillen Ocean. Hier trafen wir mit einigen Reisenden zusammen, welche die Hauptstadt am Morgen erst verlassen hatten und denen das abenteuerliche Ansehen unserer kleinen Caravane sichtbar einige Besorgniß einflößte. Meine beiden Diener, hohe, unheimliche Gestalten, trugen scharfe, blanke Waldmesser in der derben Hand, während ich in einem langen, stechendrothen Wollhemd und hohen Reiterstiefeln auf einem abgemagerten Maulthiere sitzend, eine Collection der verschiedenartigsten Waffen bei mir führte. Eine vortreffliche zweiläufige Flinte ruhte schußbereit auf dem Sattelknopf; ein langes Schwert hing an der linken Seite hinab, im Leibgürtel stak ein sechsschüssiger Revolver und ein Dolch; und dazu kam noch eine durch monatelange Waldreisen verwitterte und vernachlässigte Toilette! Was war da natürlicher und verzeihlicher als für ein verdächtiges und gefährliches Individuum gehalten zu werden? Ist nicht auch in europäischen Staaten zuweilen der ehrlichste, treuherzigste Mensch oft einem ähnlichen Verdachte preisgegeben, selbst wenn er im modischsten Anzuge einherschreitet und keine andere Waffe in der Hand führt als den staatsgefährlichen Gänsekiel? — Von beiden Seiten wurde keine Silbe gesprochen, als wir an einander vorbeiritten; nur Blicke wurden gewechselt; aber diese waren beredt. Man sah, daß die Reisenden im Lande noch Neulinge waren, welche glaubten, man könne hier mit derselben Behaglichkeit wie in Europa reisen, und die daher Jeden, der nicht in lackirten Stiefeln und zierlichem Reiteranzuge auf einem elegant montirten Pferde saß, für einen Verdacht einflößenden Abenteurer hielten.

Im Laufe des Nachmittags kamen wir durch mehrere india-

nische Ansiedlungen von so trauriger Armseligkeit, wie wir sie noch in keinem andern Theile Central-Amerikas getroffen hatten. Die Hütten aus dünnen Rohrstäben zusammengefügt und nur spärlich mit dürren Maisblättern überdeckt, schienen kaum fest genug, um auch nur Einen einzigen heftigen Gewitterregen zu überdauern. Dabei waren sie dermaßen niedrig, daß ein nur etwas stattlicher Reiter mit seinem Maulthiere über das Dach der höchsten Hütte hinwegzuschauen vermochte. Und dieser dürftige Zustand ist nicht vielleicht durch Unfruchtbarkeit des Bodens bedingt; er herrscht nicht etwa in einer Gegend, welche viele beschwerdevolle Tagereisen vom öffentlichen Verkehre trennen, sondern auf einem Puncte, der, in einer herrlichen, üppigen Hochebene gelegen, nur wenige Wegstunden von der Hauptstadt des Landes entfernt ist! In einigen dieser Dörfer standen noch die sonnverbrannten Reste von Triumphbogen, welche ungefähr ein Jahr früher zur Feier der Heimkehr des despotischen Präsidenten vom Feldzuge gegen das liberale Honduras auf Regierungsbefehl aufgestellt worden waren. In ihrer kläglichen Verwitterung sahen sie wie Spottpforten aus, welche die Zeit dem traurig vergänglichen Ruhme des indianischen Dictators errichtet hatte.

Ungefähr drei Leguas, ehe man in der Metropolis anlangt, wird der Weg breiter, besser und gewinnt mehr das Ansehen einer Landesstraße. Auch der Verkehr nimmt jetzt merklich zu. Man begegnet vielfach Marktverkäufern, die mit geleerten Körben und vollen Köpfen in fröhlichster Stimmung aus der Stadt zurückkehren. Ihre bunte Tracht, ihr zierliches Aussehen, ja, sogar der Aguardiente, der vielen von ihnen den Tritt erschwert, deutet darauf hin, daß man sich einer Großstadt nähert. Allmählich kommen auch einzelne Verkaufsbuden mit allerlei Eß- und Naschwaaren, wie Würste, Früchte, Kuchen, Liqueure u. s. w. zum Vorschein, und endlich Guatemala selbst mit seiner gewaltigen Häusermasse, das sich jedoch von dieser Seite weniger vortheilhaft ausnimmt, als

wenn man, von Westen kommend, vom Guardia viejo aus diese schöne Stadt erblickt.

In Guatemala herrschte bereits nächtliche Stille und die Straßen sahen völlig öde und leer aus, als wir nach dem uns empfohlenen Absteigequartier ritten, obschon es nicht viel mehr als 9 Uhr Abends war. Ein wohlthätiger Schlaf in einer trefflichen Behausung erquickte Leib und Geist und ein wundervoller Morgen, geschmückt mit allen Reizen der Tropennatur, begrüßte den Wanderer von der Donau in der Hauptstadt des indianischen Hochlandes. Die Eindrücke, Erfahrungen, Studien und Forschungen während eines halbjährigen Aufenthaltes in diesem hochwichtigen Alpenlande der Tropen bilden einen besonderen Abschnitt meines central-amerikanischen Reiselebens und werden den Inhalt eines späteren Bandes umfassen.

Hier sei mir nur noch gestattet, mit wenigen Worten auf die wichtigen Vortheile hinzuweisen, welche Central-Amerika als Agriculturstaat und Weltpassageland der deutschen Emigration und dem deutschen Handel schon in der nächsten Zukunft bieten dürfte.

Mit der Anerkennung der Walker'schen Herrschaft in Nicaragua durch die Regierung der Vereinigten Staaten und sogar durch einige Nachbarrepubliken beginnt für Central-Amerika eine neue Aera. Geordnetere Zustände werden von nun an Platz greifen und der Person und dem Eigenthume jener Schutz und jene Sicherheit gewährt werden, ohne welche selbst der naturgesegnetste Staat nur traurig verkümmern muß. Wenn der Yankee eine Idee als vortheilhaft und realisirbar erkannt hat, so folgt ihr die Ausführung auf dem Fuße. Nur eine kurze Zeit noch und die derbkräftigen Squatters, jene Pioniere der Civilisation, welche mit so bewunderungswerther Beharrlichkeit die Wälder des Ohio und Mississippi in die herrlichsten Culturgärten verwandelt haben, werden ihren Muth, ihre Energie und ihre Ausdauer auch an den Riesenstämmen in den Urforsten der Cordilleren erproben. Straßen und Verkehrs-

wege werden sich rasch nach allen Richtungen hin öffnen, Ansiedlungen über Nacht aus der Erde springen und allenthalben werden ein Eifer und eine Rührigkeit zu Tage treten, wie sie sich in diesem Theile Amerikas seit seiner Eroberung durch die spanischen Abenteurer noch niemals früher kundgegeben haben. Das Lichten der Wälder wohl dürfte zwar in Central-Amerika wegen ihrer üppigeren Vegetation mit größeren Schwierigkeiten verbunden sein, als in den Vereinigten Staaten; aber die Erfolge sind dafür auch lohnender. In den Hochebenen Central-Amerikas hat der Ansiedler weder die entnervende Hitze eines nordamerikanischen Sommers noch die furchtbare Kälte eines nordischen Winters zu erdulden. In einem Klima von immerwährender Frühlingsmilde, auf einem Boden, der nie gedüngt zu werden braucht und gleichwohl zwei bis drei Jahresernten gibt, mag er sich das ganze Jahr hindurch ungestört einer landwirthschaftlichen Thätigkeit hingeben, ohne davon irgend einen schädlichen Einfluß auf seine Gesundheit befürchten zu müssen. Auf den Plateaux von Costa Rica, Honduras und Guatemala in einer Höhe von 3—5000′ über der Meeresfläche gibt es noch unzählige culturbare Strecken von unermeßlicher Ausdehnung und Fruchtbarkeit, wo noch Millionen Ansiedler Raum und reichlich lohnende Beschäftigung finden.

Hier bieten sich nun zugleich dem deutschen Handel und der deutschen Industrie ganz neue, unendlich vortheilhafte Absatzquellen. Bremer- und Hamburger Schiffe, welche deutsche Ansiedler und deutsche Waaren nach der Ostküste Central-Amerikas führen, könnten als Rückfracht Kaffee, Zucker, Indigo, Cochenille, Baumwolle, Farbe- und Schmuckhölzer, Thierhäute u. s. w. nach der Heimath bringen und Deutschland würde so nicht länger mehr nöthig haben, einen großen Theil seines Bedarfs an Colonialwaaren indirect auf englischen Märkten zu decken.

Gleichzeitig würden hier die Arbeitskräfte und das Vermögen der deutschen Ansiedler dem Mutterlande erhalten bleiben, während

sie in den Vereinigten Staaten für dasselbe gänzlich verloren gehen. Alle bisherigen Versuche, in Nordamerika einen Staat zu bilden, in welchem deutsche Sprache und deutsche Sitte vorherrschend wäre und der zugleich die engsten Beziehungen mit dem Mutterlande unterhielte, sind bis jetzt an dem unwiderstehlichen Assimilationsbestreben der Nordamerikaner gescheitert, obschon gegen fünf Millionen Einwohner der Union Deutsche oder mindestens deutschen Ursprungs sind. Ja dieselben haben es trotz ihrer numerischen Bedeutung bisher nicht einmal dahin bringen können, auch nur einem einzigen ihrer Stammgenossen Sitz und Stimme im Senate oder im Congresse zu verschaffen. Sogar in den einzelnen Staaten ist es eine außerordentliche Seltenheit, daß ein Deutscher irgend eine hervorragende politische Stellung einnimmt*). Nach wenigen Jahren sind sie in der Regel schon vollständig amerikanisirt, ihre Kinder haben häufig sogar das deutsche Idiom schon vergessen und bei der knechtischen Schmiegsamkeit, mit welcher sich leider der Deutsche in neue Verhältnisse zu finden bemüht, geschieht es nicht selten, daß er sogar ohne ein Bedenken seinen biedern deutschen Namen durch Hinzufügen oder Hinweglassung einer Silbe dem amerikanischen Munde geläufiger macht.

In Central-Amerika hingegen gestalten sich die Verhältnisse für den deutschen Ansiedler völlig verschieden. Während in den Vereinigten Staaten dem deutschen Emigranten im Nordamerikaner in vielfacher Beziehung ein gefährlicher Concurrent erwächst, hat es derselbe hier mit einer Race zu thun, welcher er in jeder Hinsicht weit überlegen ist. Hier könnte der Deutsche seine Nationalität

---

*) Während meiner Anwesenheit in New-Orleans im Februar 1853 wurde ein Deutscher Namens Hermann in die Legislative des Staates Louisiana gewählt. Es war das erste Mal, daß ein Deutscher Neu-Orleans den Sieg über seine amerikanischen Mitbewerber davon trug, obschon ein großer Theil der Bevölkerung und darunter die angesehensten und wohlhabendsten Bürger aus Deutschen bestand.

erhalten, seine Sprache und seine Sitten bewahren und seine Kräfte im Interesse des Mutterlandes verwenden. Ein zweites herrliches junges Deutschland könnte geschaffen werden auf den Hochebenen der Cordilleren und die vielen tausend Hände deutscher Emigranten, welche gegenwärtig jährlich für die Heimath völlig verloren gehen, könnten bewahrt werden zum Segen des Vaterlandes, wenn Vertrauen, Patriotismus und Unternehmungsgeist sich zur Gründung einer deutschen Colonie im großartigsten Maßstabe die Hand geben würden. Aber nur dann, wenn die edelsten, tüchtigsten und uneigennützigsten Kräfte der Nation sich zu einem solchen Unternehmen vereinigen und deutsche Regierungen dasselbe fördern helfen würden, könnte diese riesige aber lohnende Aufgabe gelingen. Der Kostenaufwand wäre keineswegs sehr bedeutend oder wohl gar unerschwinglich. Das Unternehmen würde weit mehr Aufwand an moralischer und geistiger Kraft als pecuniäre Opfer fordern. Weniger als der zehnte Theil der Summen, welche in den letzten Monaten des verflossenen Jahres in den deutschen Bundesstaaten auf Kriegsrüstungen ausgegeben wurden, wäre hinreichend, um das Project zum Frommen des Einzelnen wie des Gesammtvaterlandes zur Ausführung zu bringen. Das Volk Central-Amerikas sowohl wie die Regierungen dürften, da sie nun wohl ihre nationale Ohnmacht erkannt haben, deutsche Colonisten viel wärmer willkommen heißen und ihnen sofort größere Zugeständnisse machen als den minder beliebten englischen und amerikanischen Ansiedlern.

Möchten diese Blätter dazu beitragen, in Deutschland das Interesse für ein Land zu erwecken, welches dem deutschen Auswanderer, dem deutschen Handel, der deutschen Industrie und der deutschen Wissenschaft ein so großartiges Feld segenverheißender Thätigkeit erschließen würde. Möchten sie in tausend Herzen dieselbe Sehnsucht nach diesem wundervollen Erdstrich wach rufen, die ich emfand, als ich, in der Erinnerung schwelgend, diese Reiseerlebnisse niederschrieb! Möchten sie den Kaufmann wie den Na-

tional-Oekonomen, den Landwirth wie den Capitalisten mit der Ueberzeugung durchdringen, daß kein Theil der entdeckten Erde der deutschen Emigration größere Vortheile zu bieten im Stande ist, als der Terrassen-Isthmus Central-Amerikas! Dies ist der tiefgefühlte Wunsch, mit welchem ich nun von dem Leser Abschied nehme. Die Ausführung einer Colonisirung des Hochlandes von Central-Amerika durch Deutsche würde dann nicht lange mehr auf sich warten lassen. —

---

# Hundertachtzig Wurzelworte
# aus der Sprache der Tlaskalteken
im
## Dorfe Isalco im Staate San Salvador
aufgezeichnet und zusammengestellt
nach Gallatin's Systeme zum Gebrauche für vergleichende Wortforschung*).

---

| | | | |
|---|---|---|---|
| Gott | tu-téku | Ohr | na-kátz |
| Böser Geist | tagapasúl | Auge | nu-isch |
| Mensch | ta-cat | Nase | í-ak |
| Weib | siguat | Mund | í-tén |
| Knabe | bilzin | Zunge | . . . . . . |
| Mädchen | sigua-bibil | Zahn | itán |
| Kind | bilzin-zin | Bart | teut-siú-waú |
| Vater | nu-téku | Nacken | iketsch-kuiú |
| Mutter | nu-nán | Arm | nu-marachio |
| Gemahl | nu-itschkawú | Hand | nu-mei |
| Ehefrau | nu-siguawú | Finger | pipil |
| Sohn | nu-kunawú | Nägel (an d. Hand) | wuistil |
| Tochter | nu-itschkawú | Körper | muy-weiga |
| Bruder | nu-wueltigú | Bauch | ixtí |
| Schwester | nu-wueltigú | Bein | tau-guak |
| Indianer | . . . . . . | Fuß | igschi |
| Kopf | nu-zuntékun | Knochen | úmít |
| Haare | nu-zun-kal | Herz | nuyúlo |
| Gesicht | ta-cha-lis | Blut | ésti |
| Stirn | gua-ta-pál | Dorf | . . . . . . |

---

*) Ich habe in der Orthographie der indianischen Worte die deutsche Aussprache zur Norm genommen. Das spanische j und x habe ich durch das deutsche ch, das spanische ch durch das deutsche tsch ersetzt. Die punctirten Stellen deuten an, daß sich hier die Indianer des spanischen Wortes bedienen.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Häuptling | . . . . . . | Mais | sinti |
| Krieger | . . . . . . | Baum | cucuyú |
| Freund | . . . . . . | Holz | kua-wuit |
| Haus, Hütte | nu-kál | Blatt | izuat |
| Kessel | kumít | Rinde | ichegua-yú |
| Messer | . . . . . . | Gras | sacát |
| Kanoe | . . . . . . | Eiche | aguát |
| Schuhe (Sandalen) | kák | Nadelholz, Tanne | ugút |
| | | Fleisch | nakát |
| Brot | támal | Hirsch | mazát |
| Pfeife | catschimba | Bär | nek-tsiwuan |
| Tabak | í-at | Wolf | tiú |
| Himmel | . . . . . . | Hund | pélu |
| Sonne | tunal | Schlange | kúat |
| Mond | mez-di | Vogel | tú-tut |
| Sterne | si-tal | Ei | tik-si-sti |
| Tag | . . . . . . | Rebhuhn | schuyutna |
| Licht | . . . . . . | Truthahn | tschumpipe |
| Nacht | tapuiagua | Fisch | mit-jin |
| Finsterniß | takumé | Weiß | isták |
| Morgen | músta | Schwarz | kutiltik |
| Abend | tapuiagua-san | Roth | chil-tik |
| Sommer | tunalco | Blau | schu-schútna |
| Winter | pegaguezía | Gelb | tul-tik |
| Wind | echegat | Grün | schu-schu-wuik |
| Blitz | tagui-pini | groß, stark | gue-huei |
| Donner | tati-zini | klein | achi-schin |
| Regen | guezi-át | stark, kräftig | tuch-tu-ma-guak |
| Schnee | . . . . . . | alt | tschu-let |
| Hagel | tagua-schini | jung | kunek-tsán |
| Feuer | tít | gut | yék |
| Wasser | át | schlecht | inte-yék |
| Eis | sesek | hübsch | yek-tschun-tschin |
| Erde, Land | tál | häßlich | . . . . . . |
| Meer | . . . . . . | lebendig | . . . . . . |
| Fluß | ápan | todt | mik-tu-ka |
| See | . . . . . . | kalt | se-sek |
| Thal | . . . . . . | warm, heiß | tu-tu-nik |
| Hügel | tépet | ich | ná-ha |
| Berg | tépet-gue-hui | du | tá-ha |
| Insel | . . . . . . | er | ya |
| Stein, Felsen | tét | wir | tehemét |
| Kupfer | . . . . . . | ihr | . . . . . . |
| Eisen | tebút-sté | sie | . . . . . . |

| | | | |
|---|---|---|---|
| dies | íni | tausend | . . . . . . |
| das | né | essen | ni-kuá |
| alles | nuíschi | trinken | ni-kuní |
| viel | míak | laufen | ni-mu-ta-lía |
| wer? | táio | tanzen | tschi-mich-tuti |
| nahe | un-kauk-san | gehen | tschi-oú |
| heute | achaú | singen | tschita-guika |
| gestern | ya-lúa | schlafen | kutschi |
| morgen | músta | sprechen | ni-ta-ké-tza |
| ja | échtel | sehen | ni-ki-tá |
| nein | inte | lieben | nik-ne-kí |
| eins | se | tödten | nik-mik-tía |
| zwei | ume | spazierengehen | patscha-lúa |
| drei | y-éi | Salz | istát |
| vier | na-wu-í | Muskito | muyutú |
| fünf | mákuil | Name | tu-kéi |
| sechs | tschi-gua-siu | sitzen | tschimutali |
| sieben | tschi-gumi | stehen | tschimu-ke-tza |
| acht | tschi-guna-wúi | kommen | tschi-wúi |
| neun | tschi-gu-éi | Papier | ámat |
| zehn | mak-tak-ti | Kirche | tiúpan |
| eilf | mak-tak-ti-sé | Katze | místun |
| zwölf | mak-tak-ti-úme | Tiger | teku-wani |
| zwanzig | sem-pú-al | Ein Weißer (ladino) | músi. |
| dreißig | . . . . . . | | |
| hundert | makúil-sempual | | |

# Verzeichniß

der in Central-Amerika üblichen

## Längen- und Flächenmaaße, Gewichte

und Münzsorten.

### a) Längen- und Flächenmaaße.

1 Vara (spanische Elle) ist = 3 spanische Fuß = 33 Zoll engl. Maaß.
100 Varas sind = 275 engl. Fuß = $91^2/_3$ Yards *).
1 □Vara ist = 9 castilian. Fuß = 144 □Zoll.
1 □Legua (20 auf 1 Breitegrad) ist = 6653,36 Varas = 20,000 □Fuß = 32 Caballerias = 4444 □Manzanas = 3 engl. □Meilen.
1 englische □Meile ist = $^1/_3$ □Legua = 493 □Manzanas.
1 deutsche □Meile (15 auf 1 Grad) ist = $1^1/_3$ □Legua = 7888 □Manzanas.
1 Caballeria Land ist = 64 Manzanas oder 128 englische Acres.
1 Manzana Land ist = 2 engl. Acres = 4 preußische Morgen = 90,000 spanische □Fuß = 10,000 □Varas.

### b) Gewichte.

1 Fanega ist = 25 Cajuelas = 1 span. Scheffel = 6 Centner.
1 Cajuela ist = 24 Pfund.
1 Quintal (Centner) ist = 4 Arrobas = 100 Pfund.
1 Arroba = 25 Pfund.
1 Tercio (auch Zurron) ist = 150 Pfund.

### c) Münzsorten.

1 span. Piaster (Peso) ist = 1 amerik. Dollar = 8 Realen = $2^1/_2$ fl. rhein.
1 Real ist = 2 Medios = 4 Quartillos = $18^3/_4$ Xr. rhein.

*) 1 Yard = 36 englische Zoll; und 14 Yards = 15 spanische Varas. 4840 □Yards sind = 1 Acre.

# Angabe
der
## Entfernungen der bedeutenderen Orte,
welche vom Verfasser besucht
### und in diesem Werke beschrieben worden sind.

| | | |
|---|---|---|
| Von Guanacaste (im Staate Costa Rica) nach La Virgin (Virgin-Bay) . . . . . . . . . . . . . . . . | 25 | span. Leguas |
| Von La Virgin (im Staate Nicaragua) über Rivas nach Granada . . . . . . . . . . . . . . . . | 22 | „ „ |
| Von Granada nach Massaya . . . . . . . . . . . | 4 | „ „ |
| Von Massaya über Nindirí nach Managua . . . . . . | 8 | „ „ |
| Von Managua über Tipitapa nach Matagalpa . . . . | 36 | „ „ |
| Von Matagalpa über Jinodega, San Rafael, Ocotal, Dipilto, Yuscaran und San Antonio nach Tegucigalpa (Honduras) . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 80 | „ „ |
| Von Tegucigalpa nach Comayagua . . . . . . . | 24 | „ „ |
| Von Comayagua über Las Piedras, Intibucat, Gracias á Dios, Talcua, Santa Rosa, Suchitoto, Apopa, Quesaltepeque nach San Salvador . . . . . . . . . | 150 | „ „ |
| Von San Salvador nach Sonsonate . . . . . . . | 18 | „ „ |
| Von Sonsonate über Ahuachapan, Jalpatagua und Guajiniquilapa nach Guatemala . . . . . . . . . . | 45 | „ „ |
| Zusammen | 412 | span. Leguas |

oder 1236 englische Meilen.

# Bibliographisches Verzeichniß

der

## neueren und neuesten Werke und Abhandlungen

### über die fünf Freistaaten Central-Amerikas.

---


Baily, John, On the Isthmus between Lake Granada (or Nicaragua) and the Pacific Ocean. London 1844. Journal of the Royal Geographical Society of London, vol. XI. p. 127.

— —, Central America, describing each of the states of Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua and Costa Rica. London 1850.

Blondeel van Cuelebrouk, Enquête sur la Colonie de Santo Tomas, avec Cartes. Bruxelles 1850.

Bonaparte, Louis Napoléon, Canal of Nicaragua, London 1846.

Bülow, Alexander v., Auswanderung und Colonisation im Interesse des deutschen Handels. Der Freistaat Nicaragua und seine Wichtigkeit für den Welthandel. Berlin 1849.

Byam, George, Wild life in the interior of Central-America. London 1849.

Cloquet, M., Rapport sur la situation de San Tomas. Bruxelles 1850.

Crowe, Frederik, The Gospel in Central America &c. London 1850.

D'Arlach, H. de T., Souvenirs de l'Amérique Centrale. Paris 1850.

Dumartray & Rouhaud, Coup d'oeil sur la République de l'Amérique Centrale, accompagné d'une Carte. Paris 1832.

Dunlap, R. G., Travels in Central America. London 1847.

Dunn, Henry, Guatemala, or the United provinces of Central-America in 1827—28. New-York 1828.

Fitzroy, Robert, Capt. R. N., Report to the Earl of Clarendon on the proposed Honduras interoceanic Railway. London. May 13th 1856. (Confidential.)

Friedrichsthal, Emanuel, Notes on Lake Nicaragua and the province of Chontales. Journal of the Royal Geographical Society of London 1841. vol. XI. p. 97.

Galindo, John, Account of the Eruption of the volcano of Conseguina in Nicaragua, on the 17th of January 1835. Transactions of the Royal Geographical Society of London 1836. vol. V. p. 387 &c.

— —, The Ruins of Copan in Central America, Transactions of the American Antiquarian Society 1835, vol. II. p. 543.

— —, On Central America (containing a general description of the country and an Account of Costa Rica with a Map). Journal of the Royal Geograph. Society in London 1836. vol. VI. p. 116.

Garcia, Pelaez, Francisco de Paula, Dr., Arzobispo de Guatemala, Memorias para la Historia del antiguo Reyno de Guatemala &c. 3 vol. Guatemala 1851.

Haefkens, J., Reise naar Guatemala, in 1829. Central-America, beschouwd uit aan geschiedkundig en statisk oogpunt. Dordrecht 1832.

Heine, Wilhelm, Wanderbilder aus Central-Amerika, ꝛc. Leipzig 1853.

Informe presentado por el Ministro Interimo de Relaciones interiores y exteriores á las Cameras legislativas de Nicaragua. Granada 1853.

Juarros, Domingo, Presbitero-Compendio de la Historia de la ciudad de Guatemala &c. &c. 2 vol. octav. Guatemala 1808.

Marure, Alejandro, Efemerides de los Hechos notables acaecidos en la Republica de Centro-America desde el año de 1821 hasta el de 1842. Guatemala 1844.

Mémoires sur Guatemala et la colonisation au departement de Vera Paz. Bruxelles 1840.

Molina, Felipe, Coup d'oeil rapide sur la République de Costa Rica. Paris 1849.

— —, Bosquéjo de la Republica de Costa Rica &c. New-York 1851.

Montgomery, G. W., Narrative of a Journey to Guatemala in Central America in 1838. New-York 1839.

Montúfar, José, Memorias para la historia de la Revolucion de Centro-America por un Guatemalteco. Jalapa (Mexico) 1832.

Navarro, Luis Diez, Extracto de una Relacion sobre el antiguo Reyno de Guatemala, hecho en 1745. Guatemala 1850.

Oerstedt, A. S., Canal from Lake Nicaragua along the Rio Sapoa to Salinas. London 1851. Journal of the Royal Geographical Society vol. XXI. p. 96.

Reichardt, C. F., Nicaragua, nach eigener Anschauung im Jahre 1852. Braunschweig 1854.

Roberts, Orlando W., Narrative of voyages and excursions on the East coast and in the Interior of Central America &c. Edinburgh 1827.

Saravia, Miguel Gonzales, General de Brigada, Bosquejo Politico e stadistico de Nicaragua, etc. Guatemala 1824.

Scherzer, Carl, Dr., Sprachen der Indianer Central-Amerikas. 1855. Januarheft der Sitzungsberichte der philos. histor. Classe der kaiserlichen Academie der Wissenschaften in Wien. Bd. XV. S. 28.

— —, Ein Besuch bei den Ruinen von Quirigua im Staate Guatemala im Auftrage der königl. britischen Regierung. 1855. Aprilheft der Sitzungsberichte der phil. histor. Classe der kaiserl. Academie der Wissenschaften in Wien. Bd. XVI. S. 228.

— —, Die Indianer von St. Catalina Istlávacan. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Urbewohner Central-Amerikas. 1855. Decemberheft der Sitzungsberichte der philos. histor. Classe der kaiserl. Academie der Wissenschaften. Bd. XVIII. S. 227.

— —, Pharmakologische Skizzen, gesammelt auf einer Reise durch Central-Amerika. Wochenblatt der Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. 3. März 1856.

— —, Mittheilungen über die handschriftlichen Werke des Padre Francisco Ximenez in der Universitätsbibliothek zu Guatemala 1858. Februarheft der Sitzungsberichte der philos. histor. Classe. Bd. XIX. S. 116.

— —, Bericht an die kaiserl. Academie der Wissenschaften in Wien über eine Reise nach Amerika in den Jahren 1852—1855. Märzheft der mathem. naturwissenschaftlichen Classe 1856. Bd. XX. S. 43.

Squier, E. G., The great Ship-Canal-Question, &c. American Whig-Review, Novbr. 1850.

— —, Nicaragua, its People, Scenery, Monuments and proposed interoceanic canal, etc. 2 vol. New York 1852.

— —, Honduras Interoceanic Railway. Preliminary Report, New York 1852.

— —, Notes on Central-America particularly the States of Honduras and San Salvador, &c., New York, Harper & Brothers. 1855.

— —, Honduras interoceanic Railway, Supplementary Report. London 1856.

Stephens, John, L., Incidents of travel in Central-America, Chiapas and Yucatan. 2 vols. New York 1841.

Thompson, G. A., Esq., Commissioner to report to His Majesty's Government on the state of the Republic of Central America. An official visit to Guatemala, &. With a Map. London 1829.


Wagner, Moriz, Dr., und Scherzer, Carl, Dr., Die Republik Costa Rica in Central-Amerika, mit besonderer Berücksichtigung der Naturverhältnisse und der Frage der deutschen Auswanderung und Colonisation. Reisestudien und Skizzen aus den Jahren 1853—54. Mit einer Karte. Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung 1856.

# Alphabetisches Verzeichniß

der

# persönlichen und örtlichen Eigennamen des Textes.

Lith. Anst. v. L. Kraatz in Berlin.




Lith. Anst. v. L. Kraa.